



Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker

Zwölfter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1926



Am 3. September 1786, früh morgens vor Sonnenaufgang, trat Goethe von Karlsbad aus die Reise nach Italien an, die Sehnsucht endlich zu stillen, die ihn schon so lange gequält hatte. Es war der Dichter in ihm, der aus der quetschenden Enge amtlicher Pflichten zur Freiheit poetischen Schaffens zurückrang, der Künstler, der aus dilettantischer Unsicherheit zur Gewißheit, aus tastender Ahnung zur Anschauung, aus schwankender Formlosigkeit zur Gestalt, aus dem „Nebeln und Schwebeln" zum Stil hinüberstrebte. Die Fahrt nach Weimar war vor Zeiten Schicksalsfügung gewesen; eine höhere Macht, der sich der Sechsundzwanzigjährige gläubig überlassen, ohne ihr Ziel zu kennen, hatte damals seinen Schritt gelenkt; die Reise nach Italien ist selbstgewählte Entscheidung, die einen deutlichen Zweck vor Augen hat, bewußte Erfüllung eines bewußten Dranges. Die Fahrt nach Weimar war zufälliges Abenteuer gewesen, die Reise nach Italien ist gewollte Tat.

Der 7. November 1925 hat die festliche Erinnerung an Goethes Eintritt in Weimar wachgerufen; das Jahr 1926 bringt die hundertundvierzigste Wiederkehr jenes Septembermorgens, der den Dichter auf dem Wege nach dem Brenner sah. Wenn wir also vorliegenden Band mit der Rede Hermann August Korffs eröffnen, die der Übersiedelung Goethes nach Weimar gewidmet ist, so beschließen wir ihn mit den inhaltschweren Betrachtungen, in denen Heinrich Wölfflin zusammendrängend darstellt, was Goethe in Italien gesucht, was Italien dem Suchenden gegeben hat. Wenn aber Wölfflin sein Augenmerk

auf Goethes Beziehungen zu Kunst und Leben richtet, so wollen andere Aufsätze zeigen, wie auch das klassische Schrifttum in Goethes Geiste Triebkraft gewonnen hat. In Italien ersteigt Goethe den Höhenweg bewußter Künstlerschaft; zurückgekehrt, findet er in Schiller den vorwärts drängenden Genossen auf diesem beschwerlichen Pfade: so darf in unserem Bande auch Schillers Name nicht fehlen.

Juli 1926. Max Hecker.

Goethe und Weimar

Festrede

am 7. November 1925 im Deutschen Nationaltheater
gehalten von H. A. Korff (Leipzig)

(Der Rede vorauf ging der Vortrag des Gedichtes 'Seefahrt')

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

1.

Zehn Monate nach Goethes Ankunft in Weimar, im September 1776, ist das Gedicht entstanden, das wir soeben in seiner ganzen Kraft und Wärme, mit der Kühnheit und dem Reichtum seiner Bilder auf uns haben wirken lassen. Es ist so recht eine jener Goethischen Erlebnisdichtungen, in die er nach dem berühmten Zeugnis in 'Dichtung und Wahrheit' das, was ihn erfreute oder quälte, verwandelte, um darüber mit sich selber abzuschließen. Und es bezeichnet in der Tat die erste abschließende Rückschau Goethes auf das große Abenteuer, in das er sich seit dem 7. November 1775 gläubig verstrickt fühlte. Es ist die Befestigung seiner dämonischen Entschlossenheit durch ihre Vergegenständlichung und Verklärung im poetischen Bilde.

Auf einer Seefahrt hatte nicht lange zuvor der große Erwecker des Goethischen Genius, Herder, die letzte Befreiung seines Geistes erlebt. Schon für ihn war das Meer das wahre Symbol des Lebens gewesen, wie es ja auch dem Erdgeist vorschwebt, der

Geburt und Grab ein ewiges Meer nennt. Und auf das hohe Meer des Lebens war er im Geiste hinausgefahren, als er aus brennender Sehnsucht nach wahrer Lebensunmittelbarkeit der drückenden Enge seines Rigaer Predigtamtes entflohen und an der schwedischen, dänischen und deutschen Küste vorbei gen Frankreich gesteuert war. Vielleicht ist es noch die letzte Welle dieses Meererlebnisses, daß auch Faust, dem ja die Gestalt Herders so vielfach über die Schulter sieht, das Wunschbild seines Lebens unwillkürlich wikingerhaft mit dem Bilde einer edelkühnen Seefahrt verbindet. Und was Faust hier erschaut, das veranschaulicht die Goethische 'Seefahrt', das Gedicht, dessen Grundmotiv die Faustischen Urverse bilden:

Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen!

Nicht mehr ganz so elementar und in titanenhafter Größe, aber noch eindringlich, saftvoll und sieghaft genug offenbart sich in dem Gedichte der kühne und gläubige Lebensdrang des jungen Goethe, der mit Notwendigkeit aus der Enge der alten Reichsstadt am Main und ihrer bürgerlichen Gesellschaft heraus auf das offene Meer des Lebens streben und sich von Grund auf befreit fühlen mußte, als sich nach quälender Windstille endlich der so lang ersehnte Segenshauch erhob, der das Schiff dem heimatlichen Hafen entführte:

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe —

Aber das Gedicht versinnbildlicht nicht nur die Reisefreuden „wie des Einschiffsmorgens, wie der ersten hohen Sternennächte", sondern auch die Gefahren jenes Schiffbruchs, vor dessen Knirschen der Faustische Lebensdrang sich nicht fürchten wollte, ja die zu bestehen der höchste Reiz des Lebens ist. Was wäre denn auch ein Abenteuer ohne Gefahr? Ein Sieg ohne Kampf? Was wäre das Leben ohne den Tod? In der Tat, auch für den jungen Goethe hatte das Leben plötzlich ein ernstes Gesicht bekommen. Widrige Winde haben ihn von seinem Ziele abgetrieben, und der Wertherdichter sieht sich mit einem Male an sehr unwertherische

Ämter gebunden. Der Sturm neuer Leidenschaften spielt mit dem angsterfüllten Balle. Und kaum zeigt sich die Gefahr, da erheben auch schon die am Mainufer zurückgebliebenen Freunde und Verwandten, die am Einschiffmorgen im Freudetaumel Hoffnungslieder angestimmt hatten, verzagte Klagen: „Ach, warum ist er nicht hier geblieben?" Aber schon dem besorgt warnenden Lavater hatte Goethe am 6. März geschrieben: „Sei nur ruhig um mich! . . . Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." Und so erschaut er sich denn hier selbst unter dem Bilde des unverzagten Steuermanns, mit dessen Herzen Wind und Wellen nicht wie mit dem Schiffe spielen können, der vielmehr an dem Kampfe mit den Widrigkeiten des Lebens seine Kraft erprobt und steigert und sich dabei zuletzt auf die Hilfe der Götter verläßt, deren Arme derjenige herbeiruft, der selber den festen Willen hat:

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen.

Dieses Bild des auch im Sturme unverzagten Steuermanns ist nun in der Tat eine geniale Versinnbildlichung des ganzen Gemütszustandes, in dem Goethe sich befinden mußte zu jener Zeit, als er begriff, daß das, was ursprünglich nur ein Abenteuer gewesen, mit einem Male zum Schicksal geworden war, ohne daß sich der Sinn und Ausgang dieses Schicksals hätte voraussagen lassen. Und es versinnbildlicht so schön das Doppelte, das in diesem Augenblicke die Goethische Größe ist: das Gefühl einer tiefen Schicksalhaftigkeit, der er sich hingeben muß und der er vertrauen darf, und das nicht minder tiefe Gefühl dafür, daß dieses Schicksal gleichsam damit rechnet, gesteuert zu werden — von einem Menschen, der diesem Schicksal innerlich gewachsen ist. Kein großer Mann ist denkbar ohne einen gewissen Fatalismus, und es war dies Gefühl der Fatalität, das Goethe wohl so tief mit Napoleon verband. Aber kein großer Mann ist denkbar, dessen Fatalismus nicht von dem Gefühl getragen würde, daß

gerade seine Persönlichkeit, die Entscheidungen seines Willens das Wichtigste an diesem Fatum sind. Wie das Schiff zwar abhängig ist von Wind und Wellen und gerade im Bunde mit den Elementen stehen muß, wenn es über die Elemente triumphieren will —

Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege —

so hält es doch nur dadurch Kurs, daß die blinden Gewalten gelenkt und das Zufällige dem Dämon anverwandelt wird. Denn gerade nicht das Blindzufällige, sondern das Zusammentreffen des Zufalls mit dem Genius, der diesen Zufall zu gebrauchen weiß: das ist Schicksal im höheren Sinne der Geschichte. Und als ein solches schicksalhaftes Zusammentreffen von höchster historischer Bedeutung feiern wir heute, wie schon vor hundert Jahren gefeiert wurde, daß sich dem größten deutschen Genius in der entscheidenden Krisis seines Lebens dies Ferrara öffnete, dessen Glück und Nöte den inneren Notwendigkeiten seines Geistes so schicksalhaft entgegen kamen, daß gerade aus diesem Erdreiche seine Hand die größten Meisterwerke formen sollte.

Wie sehr Goethe von einem Gefühl der Schicksalhaftigkeit nach Weimar getrieben wurde, das hat seinen dichterischen Ausdruck bekanntlich in der Gestalt gefunden, an der er in jenen Tagen bildete, die er durch das peinliche Ausbleiben des fürstlichen Wagens in erregter Zurückgezogenheit auf seiner Stube am Hirschgraben verbringen mußte. Und mit Egmonts begeisterten Worten reißt er sich darum auch in Heidelberg von der Freundin los, die ihn noch bis zuletzt davon abhalten möchte, die schon nach Italien weisende Achse seines Reisewagens umzudrehen und gen Weimar zu richten: „Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“ Freilich, der Fatalismus Goethes ist nicht ganz

derjenige Egmonts, der allzusehr den Eindruck eines steuerlosen Sichtreibenlassens macht und zu wenig auch erfüllt ist von dem Gefühle höherer Notwendigkeit. Für Goethe aber ist das Schicksal Weimar, wenn nicht von vornherein, dann aber sehr bald, mit einem Gefühle innerer Notwendigkeit verbunden, einer Notwendigkeit, die sein Abenteuer nicht wie dasjenige Egmonts zu einem tollkühnen und, wie der Erfolg zeigt, törichten Wagnis, sondern zu einer heroischen Pflicht macht und darum auch das Gefühl des Vertrauens rechtfertigt, mit dem sich Goethe seinem Schicksal anvertraut.

Freilich, scheiternd oder landend vertraut er seinen Göttern. Auch zum Untergange muß man willig sein, wenn man, vom Geiste höherer Sendung getrieben, den sicheren Hafen verläßt. Alles Große ist ein Wagnis. Iphigenie sagt es:

Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler?
Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg
Der Mutigste begann.

Diese Unwahrscheinlichkeit seines Erfolges hervorzuheben, waren Goethes Verwandte und Freunde von vornherein und noch auf lange hinaus bemüht. Und er selber mochte mehr als einmal zweifeln, ob es ihm gelingen werde, zu einem guten Ende zu führen, was er in einer schicksalhaften Stunde auf sich genommen hatte. Aber immer wieder stellte sich das Vertrauen zu diesem Schicksal wieder her, und ihn erfüllte dieses Vertrauen schon, als ihm der tiefere Sinn dieses Schicksals noch verschlossen war.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält.
Vergess' ich doch, vergess' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet,
Und ach, ich fühle: nah und fern
Ist mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

2.

Diese Verse sind ein sprechender Ausdruck für das Gefühl geheimnisvoller Verbundenheit, mit dem sich der junge Goethe schon bald nach seiner Ankunft an den kleinen Hof und das kleine Land gefesselt fühlte, aber auch der Ausdruck des Erstaunens, daß es so ist.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält.

Und gerade dieses Erstaunen hat einen tiefen inneren Grund, ja, es ist nichts anderes als das aufblitzende Gefühl davon, daß der wahre Sinn dieses Schicksals offenbar ein sehr anderer ist, als das Bewußtsein dem jungen Dichter anfangs vorgespiegelt hatte.

In die Weite hatte er sich gezogen gefühlt, aus der Enge der bürgerlichen Gesellschaft hinaus auf das offene Meer und die Höhe des Lebens. Als eine Befreiung hatte er die fürstliche Einladung aufgefaßt, eine Befreiung aus den Blumenfesseln einer Liebe, hinter der das Gitterfenster einer konventionellen Ehe drohte; eine Befreiung aus den Lästigkeiten eines bürgerlichen Berufs, der weder wirklich geübt noch aufgegeben werden konnte; eine Befreiung aus den drückenden Verhältnissen des Elternhauses, dem er von Monat zu Monat mehr entwachsen war. Und anderseits als eine Fortsetzung jenes glühenden Jugendlebens, dem Mazedonien längst zu klein geworden war, eine Fortsetzung also in vergrößerten Proportionen, auf einem weiteren Schauplatze, mit vervielfachten Kräften und in vertiefter Bedeutung: als ein überschäumendes Finale der großen Sturm und Drang-Rhapsodie an einem Fürstenhofe! Und gewiß, so etwa hatte es nicht nur ihm, sondern auch dem jungen Fürsten vorgeschwebt, als er im stürmischen Lebensdrange den Genius von Sturm und Drang, den Schöpfer des 'Götz' und des 'Werther' an seine Seite lud. Und vielleicht konnte es auch erfüllt scheinen, was außer Fürst und Dichter die weitere Welt sich von diesem Schauspiel erwartet hatte. Ja so sehr, daß Altvater Klopstock sich verpflichtet fühlen konnte, mit einem übel

angebrachten, wenn schon gut gemeinten Briefe dem wilden Treiben Einhalt zu tun, von dem bald überall in Deutschland geraunt und geredet wurde. Denn wie Goethe vierzehn Tage nach der Ankunft geschrieben hatte: „Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab. Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden." Oder etwas später: „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde." Und endlich: „Ich werd' auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann, und so lang, als mir's und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogtümer vor mir."

Und doch ist mit dem allem die wahre Bedeutung Weimars für Goethe nicht erfaßt. Und daß darin nicht der tiefste Grund liege für das Gefühl seiner schicksalhaften Verbundenheit mit dieser trotz allem „engen, kleinen Welt", ja, daß der Grund vielleicht gerade nicht die ersehnte Weite, sondern die gefürchtete Enge sei, das ist es, was in diesem erstaunten Ausrufe erstmals zum Ausdruck zu kommen scheint: „Ich weiß nicht, was mir hier gefällt in dieser engen, kleinen Welt."

Denn in der Tat: eng war diese Welt geworden in dem Augenblicke, da Goethe zu der Rolle eines unverantwortlichen maître de plaisir am Fürstenhofe die verantwortungsvolle Aufgabe eines aus besonderem Vertrauen heraus ernannten fürstlichen Ratgebers und Beamten übernommen hatte. Leicht beieinander wohnen die Gedanken eines Dichters, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen, die zu bezwingen der junge Staatsmann plötzlich auf sich genommen hatte. Und diese Sachen, die Alltäglichkeiten einer kleinen Regierung, die unvermeidlichen Reibungen mit den Menschen, die Beschränktheit der Mittel, kurz die tragische Bedingtheit auch des besten Wollens

durch die Welt, vor der sich Werther in das Innere seiner Seele und die Freiheit des Todes gerettet hatte, die hatten mit einem Male den Dichter in eine enge Wirklichkeit geschlossen, die das Ziel seiner Weimarer Reise gewiß nicht gewesen war.

Es war also etwas anderes, weshalb Goethe nach Weimar kam und weshalb er in Weimar blieb. War er dahin gekommen in der Begierde nach Ruhm, wie Faust an den Kaiserhof, so blieb er im Geiste des späteren Faustbekenntnisses: „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm." Die glänzende Außenseite dieser Berufung hatte seinen stürmischen Lebensdrang verlockt, ihr nachzugeben; eine sittliche Innenseite aber war ihr tieferer Sinn gewesen. Und Goethes menschliche Größe zeigte sich darin, daß er so bald diesen tieferen Sinn begriff und mit Bewußtsein zum Sinn seiner Berufung machte. Erst dadurch nämlich verwandelte er den scheinbaren Zufall in ein sinnvolles historisches Schicksal und Weimar in ein notwendiges Glied, eine neue Stufe seiner Entwicklung.

3.

Worin besteht diese Entwicklung?

Wenn wir das gerade unter dem Gesichtspunkte dessen beantworten wollen, was Weimar darin bedeutet, dann müssen wir ihr Bild auffangen in dem Spiegel jener Frage, die wir wohl als die Lebensfrage Goethes in der Zeit zwischen 'Werther' und 'Tasso' bezeichnen dürfen: die Frage nach dem Werte der Gesellschaft, dem Werte der Kultur, dem Werte des Objektiven — nämlich für einen Menschen, dessen ursprünglichster Lebenssinn es war, die Idee der Freiheit, der inneren Gesetzmäßigkeit, einer organischen Entwicklung von innen heraus der Menschheit vorzuleben.

Wie sehr dies eine Frage war und eine Frage, in der sich Goethes innerste Entwicklung vollzieht, das läßt sich ablesen ohne weiteres an der Bedeutung und der so ganz entgegengesetzten Beantwortung, die diese Frage von Werther und von Tasso erfährt, von Werther, dessen Widerbürgerlichkeit jeden Wert der Kultur und der Gesellschaft zu leugnen scheint, und von Tasso, dessen gesellschaftliche Unkultur selbst seinen hohen inneren Wert

in Frage stellt. Wie sehr sie auf einer gewissen Stufe der Entwicklung Goethes Lebensfrage werden mußte, begreift sich ebenso, wenn man sich die ganze Problematik jenes Gegensatzes vergegenwärtigt, der zwischen der Idee der individuellen Freiheit und der gesellschaftlichen Gebundenheit zu bestehen scheint. Und tatsächlich lassen sich fast alle größeren Dichtungen Goethes von 'Götz' und 'Werther' bis zu 'Tasso' und 'Hermann und Dorothea' auf dies eine Problem beziehen, im Verhältnis zu dem sie daher auch eine fortlaufende Entwicklungsreihe bilden, die der Ausdruck eben der Goethischen Entwicklung ist.

Aus dem Erlebnis des tiefen Gegensatzes zwischen der Freiheit des individuellen Lebens und seiner politischen, sozialen, sittlichen und künstlerischen Gebundenheit wird ja die Sturm und Drang-Bewegung geboren — auf der ganzen Linie eine Empörung des subjektiven Lebens gegen die Idee eines objektiven Gesetzes. Und wie sehr dies nicht nur der geschichtliche Ausgangspunkt der Entwicklung Goethes, sondern auch der ursprüngliche Sinn seiner historischen Sendung war, nämlich die Idee der Eigengesetzlichkeit des Lebens organisch durchzuführen, das hat Goethe noch am Ende seines Lebens deutlich vorgeschwebt. „Wenn ich aussprechen soll", heißt es in dem Aufsatze 'Ein Wort für junge Dichter', „was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern, geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr geworden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zutage fördern wird."

Diese Individualität ist und bleibt für den einzelnen der letzte Wert und das Maß aller Dinge, von dem alles andere und selbst das Höhere seinen Wert empfängt, nämlich dadurch, daß sich das Individuum in der Erkenntnis seines geringeren Wertes einem höheren Werte unterordnet. Nur die Anerkennung freier Bürger verleiht dem Könige die Majestät, ohne die er vielleicht ein Herrscher, aber noch kein König ist. Aber wie alles in der Welt vom Individuum erst seinen Wert erhält, so hat das Individuum selbst keinen anderen Sinn, als seine geprägte Form

lebend zu entwickeln und rein zur Darstellung zu bringen, was der Sinn seines Lebens ist. Es ist deshalb auch das Ur-Ethos nicht nur seines und des Goethischen Lebens, sondern des mit Goethes Augen gesehenen Lebens überhaupt, was Wilhelm Meister in das Wort zusammenfaßt: „Mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht", ein Wort, das in seiner zunächst gänzlich amoralischen Haltung vom Geiste des christlichen Menschen merklich unterschieden ist.

Freilich die Idee einer Ausbildung der Persönlichkeit, die doch von einem mehr oder minder bewußten „strebenden Sichbemühen" nicht zu trennen ist, müßte vielleicht als eine höhere Stufe der Goethischen Lebensidee gedeutet werden, da diese doch zunächst einmal im Zeichen einer bloßen Auswirkung steht, jener naturhaften Auswirkung, der in der Sphäre des Künstlerischen das Ideal der Improvisation, der Rhapsodie, des bloßen Sichausströmenlassens entspricht. Allein wer wollte verkennen, daß dieser Trieb, sich auszubilden, sich zu entwickeln, über das Gegebene und Gekonnte hinauszusteigen und jeden gegenwärtigen Zustand zu überwinden, in der Tat, wie Wilhelm Meister sagt, von Jugend auf dunkel sein Wunsch und seine Absicht, d. h. also innerste Tendenz des Goethischen Lebens gewesen sei, derart, daß man mühelose Auswirkung eines Gegenwärtigen und angestrengte Bildung am Zukünftigen immerfort in Goethes Leben sowohl miteinander als auch in rhythmischem Wechsel nacheinander findet.

Wie aber auch immer sich dieses verhalten möge: Selbstauswirkung und Selbstentwicklung stehen zusammen zunächst in einem unüberbrückbaren Gegensatze gegen die Ansprüche der Welt an das frei sich selber lebende Individuum. Denn die Welt und als nächstes die Welt der Gesellschaft, in deren Formen und Forderungen der Mensch sich verflochten sieht, hat ihre Gesetze so gut wie das Individuum, und es sind eben nicht die Gesetze des Individuums. Wenn dieses nach der harmonischen Ausbildung aller seiner Naturanlagen verlangt, so verlangt die auf Arbeitsteilung beruhende Gesellschaft gerade die einseitige Berufsausbildung, d. h. eine Unterordnung des Menschen unter die Ge-

setze einer rationalen Wirtschaft, sozialer Gliederung oder sittlicher Konvenienz. Die Harmonie des Individuums mit dem sozialen Organismus, nicht aber seine Harmonie mit sich selbst ist, und zwar naturgemäß, das Gebot, das eben unter dem Gesichtspunkte der Gesellschaft an das Individuum ergeht.

So ergibt sich, daß der Mensch, dem nichts tiefer in der Seele brennt als der leidenschaftliche Wunsch nach Selbstauswirkung, Selbstausbildung, in einem ursprünglichen Gegensatze zur Gesellschaft steht und das heilige Recht seines Selbsts gegen alle Beschränkungen und Gesetze verfechten muß, von denen er sich gefesselt fühlt. Das ist der Sinn jenes Freiheitskampfes, den bewußt und unbewußt Götz gegen die staatliche Rechtsordnung, Werther gegen die bürgerliche Gesellschaft, Klärchen und Gretchen gegen die bürgerliche Geschlechtsmoral, Prometheus und Faust gegen die sittliche Weltordnung führen müssen, um zu sich selbst zu kommen. Und das ist auch der tiefere Sinn jenes tumultuarischen Wütens gegen die höfische Konvenienz zu Beginn der Weimarer Geniezeit, in dem die Sturm und Drang-Naturen Goethes und Karl Augusts übermütig sich zusammenfanden.

Das heißt aber, wenn wir die bloßen Symptome unter einen höheren Gesichtspunkt bringen: für den jungen Goethe wie für den gesamten Sturm und Drang hat die Gesellschaft keinen positiven Wert und Sinn. Sie wird empfunden wesentlich als der stumpfe Widerstand der toten Welt gegen das Lebendige, als Knechtung der Natur durch die Kultur, als Nivellierung des Einzelnen durch die allgemeine Regel. Wie die Gesellschaft hier im Geiste Rousseaus geschaut wird, so hat sie auch wie bei Goethe ein völlig negatives Vorzeichen: die Gesellschaft ist etwas, was überwunden werden muß.

Damit aber eröffnet sich unmittelbar ein Ausblick auf die nächste Bedeutung, die Weimar offenbar in Goethes Leben hat. Denn in der Gesellschaft, der sich Goethe freiwillig und mit Bewußtsein ein- und unterordnet, erlebt er nun im Gegensatze zu jenem Sturm und Drang-Erlebnis den Sinn der Gesellschaft auch für das geniale Individuum. Freilich müssen wir, um unseren Blick nicht künstlich einzuengen, die Gesellschaft in

diesem Zusammenhange als Repräsentantin eines größeren Ganzen, nämlich der Welt überhaupt verstehen, der Welt, die eben überall dem Menschen die Aufgabe stellt, sich theoretisch und praktisch mit ihrem Wesen und ihren Ansprüchen auseinanderzusetzen. Denn es ist, ganz allgemein, das problematische Verhältnis des subjektiven Lebens dadrinnen zu der objektiven Welt dadraußen, das Grundproblem der modernen Philosophie, um dessen Lösung gleichzeitig mit Kant auch Goethe hier in seiner Weise strebend sich bemüht.

4.

Auch der Weimarer Goethe erlebt die Gesellschaft zunächst als einen Widerstand, immer mehr jedoch als einen fruchtbaren Widerstand, der die Kräfte und Fähigkeiten des Individuums steigert, neue Fähigkeiten erweckt und dadurch erst den Menschen zum vollen Bewußtsein seiner wahren Natur, seiner Kräfte wie seiner Grenzen bringt. Im 'Tasso' heißt es darum:

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem, was er sei.

Nur im Ringen mit der Welt und nicht durch grüblerische Selbstzergliederung lernen wir uns selber kennen. Der nächste Weg zu uns selbst führt, nach dem Worte Keyserlings, um die Welt. Freilich handelt es sich bei Goethe um eine Welt im kleinen. Denn es gehört nach seiner ganz bestimmten Meinung nicht Amerika dazu, uns selber zu entdecken. „Hier oder nirgend ist Amerika!"

Aber wie wertvoll ihm unter diesem Gesichtspunkte gerade die kleine Welt gewesen ist, die Weimar hieß, das hat er in einem Briefe an die Mutter deutlich ausgesprochen: „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh' ich hierher ging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zugrunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie

viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nötig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen als einen, der für mich etwas Unendliches hat. Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Mut lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften, bald im großen, bald im kleinen, anzuwenden." Etwas später schreibt er: „Ich danke Gott, daß er mich bei meiner Natur in eine so eng-weite Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigen Fasern meiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen." Und schließlich faßt er dieses ganze Blatt seiner persönlichsten Lebenserfahrung, aus der heraus sich Wilhelm Meisters 'theatralische Sendung' in die 'Lehrjahre' verwandelt, in die Maxime zusammen, die wir dann aus Jarnos Mund vernehmen: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt." Und zwar, wie wir hinzufügen müssen, durch die tatkräftige Auseinandersetzung mit der wirklichen Welt, mit den Forderungen des Tages, mit den Widerständen des Lebens. Diese Widerstände sind nicht negativ, sondern produktiv, wie auch der Geist der Verneinung in dem Weltbilde Goethes sich als eine Kraft darstellt, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Und zwar sind sie produktiv auch im Sinne einer inneren Lebensbefestigung, an der es dem Wertherischen Menschen gerade mangelt, den das Mißverhältnis zwischen seinem Unendlichkeitsstreben und den Endlichkeiten alles Irdischen ruhelos zwischen Himmel und Hölle auf- und niedertreibt. Denn das Glück erreicht uns nur dort, wo wir fähig werden, es im erreichbar Endlichen anstatt im unerreichbar Unendlichen zu suchen.

Daß sich gerade in der Beschränkung erst der Meister zeige, das war Goethe so recht in seiner eigenen Amtstätigkeit in Weimar zum Bewußtsein gekommen. In seinem Tagebuch finden wir die bezeichnenden Worte: „Bestimmteres Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung.“ Es ist die eine seiner Grundweisheiten, von der wir zuletzt noch den 'Faust' bekrönt sehen:

> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Faust nennt sie sogar „der Weisheit letzten Schluß“. Aber es ist Faust, der sie so nennt, und Faust hält stets das für der Weisheit letzten Schluß, worin sein ruheloses Streben gerade Befriedigung gefunden hat.

Tatsächlich beruht denn auch für Goethe der Sinn der Gesellschaft keineswegs nur auf den produktiven Widerständen, die sie dem unbedingten Streben des Individuums entgegensetzt. Gerade hier gölte ja der alte Satz, wenn auch in einem neuen Sinne: daß die Welt etwas ist, was überwunden werden soll. Sondern als den tieferen Sinn der Gesellschaft hat Goethe in Weimar zugleich ihre kultivierende Macht erlebt, jene bildende Macht der Kulturgemeinschaft, durch die nicht nur ganz allgemein die Natur, sondern die *bessere* Natur des Menschen geweckt, entwickelt wird und zu sich selber kommt. Und auch für Faust ist es in Wahrheit die sittliche Befriedigung im Bewußtsein ewigen Strebens und Weiterschreitens, durch die sich der Problematiker des Lebens zuletzt mit dem Leben versöhnt.

Freilich ist die Gesellschaft weder die einzige noch die höchste sittliche Bildungsmacht. Denn sie selbst ist erst von den Genien der Menschheit, den großen Einzelnen, zu ihrer Würde erzogen worden. Und mehr als einmal, und in so unvergleichlichen Schöpfungen wie 'Prometheus' und 'Iphigenie' hat gerade Goethe die kulturschöpferische Macht des Genius verherrlicht, durch dessen Sein und Wirken das Angesicht der Menschheit erst die Züge wahrer Menschlichkeit bekommen hat.

Aber allerdings, die Gesellschaft ist die Bewahrerin des großen Erbes, das ihr die Genien der Menschheit hinterlassen haben.

Und bewahren heißt, wo die Bewahrenden vergänglich sind, fortzeugen, von Geschlecht zu Geschlecht vererben und alles, was im Schoße der Gesellschaft geboren wird, durch Erziehung zu Trägern der Kultur heranzubilden. Kurz, die Grundidee der Gesellschaft ist die Umwandlung der in ihr geborenen Naturwesen zu Kulturwesen, die Erziehung von Menschen zur Humanität, und das heißt, da eine solche Umwandlung nur von innen heraus erfolgen kann: die Erweckung des sittlichen Gefühls im Einzelnen durch den sittlichen Geist der Gesamtheit.

Gerade in dieser Formulierung aber steckt der entscheidende Gedanke, der den klassischen Goethe mit dem jungen Stürmer und Dränger verbindet. Nicht nämlich als eine äußerliche Anerziehung konventioneller Sitte darf die kultivierende Macht der Gesellschaft verstanden werden. Dagegen hatte mit vollem Rechte der Subjektivismus des jungen Goethe Sturm gelaufen, indem er für nichts die Regeln achten wollte, denen das Individuum nur kraft äußeren Zwanges sich unterwarf. Sondern sie mußte verstanden werden als die äußere Erweckung eines inneren Funkens, eben des in jedem Menschen schlummernden Wertgefühles für das Sittliche. Und damit wäre auch der junge Goethe einverstanden gewesen, der schon v o r Weimar das natürliche sittliche Streben jedes großen Menschen bekundet hatte. „Welch ein Leben!", so schreibt er im tollsten Wirbel der Zerstreuung, „Soll ich fortfahren? Oder mit diesem auf ewig endigen? Und doch, Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer über die Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird . . . da lass' ich's denn so gehn."

Aber die große Zeit seiner menschlichen Läuterung begann doch erst in Weimar. Und es gibt kaum ergreifendere Zeugnisse eines von Grund auf strebenden Sichbemühens um Reinigung

des Herzens, Festigung des Willens, Veredelung des Lebens als die Briefe Goethes aus dem ersten Weimarer Jahrzehnt.

Was aber Weimar in diesem Läuterungsprozeß bedeutet hat, das ahnen wir aus dem schönen Gleichnis, mit dem Goethe 1782 Jacobi den Sinn seiner letzten arbeitsreichen Jahre zu veranschaulichen sucht: „Ich habe unsäglich ausgestanden und freue mich herzlich, daß du mit Vertrauen nach mir hinsiehst. Laß mich ein Gleichnis brauchen. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht, daß so viel Schlacken drin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrat, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegne Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen.“ —

Es ist die hohe Idee der Gesellschaft, diesen sittlichen Willen im Einzelnen zu erwecken. Aber die Gesellschaft besteht nur aus Individuen, und so ist es freilich vor allen Dingen das hehre Vorbild einzelner kulturdurchdrungener Menschen, dem dieses Erziehungswerk am sichersten und reinsten gelingt.

In Frauengestalt ist dem nach Weimar gekommenen Goethe solches Vorbild entgegengetreten. Und wenn noch der Greis in mystischer Ergriffenheit verkünden konnte, daß es das Ewig-Weibliche sei, das uns hinanziehe, so hat Goethe die Wahrheit dieses Faustverses eben damals in Weimar erlebt, als der liebende Aufblick zu einer edlen Frau den sittlichen Genius in ihm erweckte und ihn begeisterte zu dem stillen Werke seiner Läuterung.

Charlotte v. Stein! Wer von Goethe spricht und der Bedeutung seines ersten weimarischen Jahrzehnts, der kann ihrer so wenig wie ihres zur Dichtung gesteigerten Bildes vergessen. Denn sie und 'Iphigenie' bezeichnen am reinsten den wunderbaren Geist dieser Jahre. „Meine Seele ist fest an die deine angewachsen“, schreibt Goethe in dem Erfüllungsjahre 1781. „Ich mag keine Worte machen, du weißt, daß ich von dir unzertrenn-

lich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. . . . Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln. So wickle ich dein holdes Band um den Arm, wenn ich an dich mein Gebet richte und deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte dich fußfällig: vollende dein Werk, mache mich recht gut! Du kannst's, nicht nur wenn du mich liebst, sondern deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn du glaubst, daß ich dich liebe." Und ein andermal: „Sagen kann ich nicht und darf's nicht begreifen, was deine Liebe für ein Umkehrens in meinem Innersten wirkt. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne."

Es ist mir völlig unfaßlich, wie man im Angesichte solcher Briefe, die ein einziges Zeugnis zartester Herzensreinheit sind, den Sinn dieses Verhältnisses und damit überhaupt den Sinn dieser ganzen Zeit so in sein völliges Gegenteil verkehren kann, wie das noch jüngst wieder in einer bekannten Goethebiographie geschehen ist. Solche Deutungen pflegen allerdings auch nicht von Deutschen herzurühren.

Freilich versteht man auch den letzten Sinn dieser Liebe nicht, wenn man unter dem Eindrucke bekannter Verse den ganzen Nachdruck nur auf ihre beruhigende Wirkung legt. Denn gerade die Erweckung Goethes, aber eben zum sittlichen Willen, jenem mühseligen und angestrengten Willen der Selbsterziehung, Selbstüberwindung, das ist Charlottens großes Werk — wofern man von Werk und Verdienst sprechen kann, wenn eine Sonne an einer Flamme Feuer fängt. Nur zum Bewußtsein ist Goethe an ihrer Gestalt gekommen, wozu er sich zu gestalten vermöge, wenn er in ihrem Geiste leben würde. Aber nie hat er es vergessen, daß es eine Frau gewesen ist, die sein sittliches Streben geweckt, gepflegt und hinangezogen hat, und fast in allen Goethischen Dichtungen erscheint darum die Frau als die eigentliche Trägerin der sittlichen Kultur. Denn wie es ausdrücklich genug im 'Tasso' heißt:

Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

5.

Dieses Wort, das immer nur in dem Sinne verstanden zu werden pflegt, in dem es von der Prinzessin gemeint ist, gilt nun aber auch in einem Sinne, der das Freiheitsstreben des Mannes von einer ganz neuen Seite zeigt und ihm eine von der Prinzessin ungeahnte Würde verleiht. Es gilt nämlich auch von dem Manne, der gleich der Frau nach Sitte strebt oder wie sie sich durchdrungen hat mit der von der Gesellschaft bewahrten Humanität. Denn mehr als für die Frau, die kraft ihrer bewahrenden Natur so gern in der gelernten Sitte befangen bleibt, gilt für den Mann mit seinem tieferen Freiheitsstreben, daß er auch im Sittlichen nur in einer selbständigen Sittlichkeit Genüge finden kann. Zu ihm, dem zu sittlicher Verantwortung erwachten und gebildeten Menschen, hat der alte Goethe die großen Verse gesprochen, mit denen er auf geläuterter Stufe zu der Grundidee seiner Jugend und seines Lebens, zur Idee der Freiheit im Sinne der Selbstbestimmung zurückgekehrt erscheint:

Sofort nun wende dich nach innen:
Das Zentrum findest du dadrinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Alles sittliche Streben geht auf Gesetz und Gesetzmäßigkeit, und nur am Erlebnis des geltenden Gesetzes kann es dazu erzogen werden. Allein das geltende Recht und die geltenden Ideale sind männlichem Streben keine endgültige Schranke, sondern nur eine vorläufige Staffel, und sein Streben nach Gesetzmäßigkeit wird beseelt von dem Gedanken, den Goethe uns so klassisch dargeboten hat: daß das Gesetz ihm Freiheit geben werde.

Die Durchdringung mit dem Gesetz erweist sich somit nur als Vorstufe einer höheren Freiheit, in die wir dadurch hineinwachsen, daß wir selber gesetzmäßig werden, indem wir das Gesetz durchlaufen, hinter dem wir unsere Freiheit wiederfinden. Diese höhere Freiheit zum Unterschiede von jener, die Tassos Ideal ist, wenn er sagt: „Erlaubt ist, was gefällt", aber auch von jener, zu der sich die Prinzessin in ihrer Antwort bekennt, die

Freiheit nämlich, nicht nach bestehenden Gesetzen zu handeln, sondern der Menschheit selber neue Gesetze und neue Ideale zu geben: das ist die sittliche Freiheit in höchster Form, die Freiheit des Genius, der dazu berufen ist, nachdem er selbst von der Kultur der Gesellschaft gebildet worden, an ihr aus der Gesetzmäßigkeit seines Geistes heraus fortzubilden:

So wirst du schönste Gunst erzielen;
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf.

Und das ist nun der hohe Beruf, zu dem sich Goethe, der mit seinen Jugenddichtungen die Gesellschaft weniger hatte erziehen als überrennen wollen, an der Gesellschaft für die Gesellschaft still herangebildet hat. Aus der hohen Schule, die er in Weimar durchlief, ging er als Meister und als Führer mit der Sendung hervor, dem, was ihm hier im Bilde Weimars entgegengetreten war, der deutschen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, den hohen Adel und die wunderbare Tiefe seines Geistes zu verleihen. Und gerade dem, was Weimar hier an ihm gebildet hat, danken wir es, daß sein Werk, dessen tiefster Geist der Geist der Freiheit war, nichtsdestoweniger jenen hohen sittlichen Charakter bekam, ohne den es nicht das vollkommene deutsche Werk wäre.

Dazu berufen zu sein, die Wahrheit, die sich in Weimar und durch Weimar seinem Geiste erschlossen hatte, nicht nur zu leben, sondern auch in dichterischen Werken der Menschheit zu künden, diesem Gefühle nun hat Goethe Ausdruck verliehen in dem wunderbaren Gedichte, in dem er sich von der Muse der Wahrheit demutsvoll zum Dichter weihen läßt, der 'Zueignung', die er bedeutsam genug an die Spitze seiner sämtlichen Werke gestellt hat.

Man hat viel darüber gegrübelt, wer denn die himmlische Erscheinung sei, aus deren Hand hier Goethe den Schleier seiner Dichtung empfängt: die Muse? die Wahrheit? die Geliebte?

Es ist keine von den dreien, weil alle drei mit tiefem Sinn in dieser Gestalt zusammengesehen sind.

Es ist die Wahrheit, von deren Geiste Goethes Dichtung getragen und geadelt ist. Und Wahrheit zu künden, nicht schönen

Schein nur zu gestalten, ist die Sendung, zu der er von der Muse hier geweiht wird. Wie Goethe von Grund seines Wesens auf Gottsucher war, so ist seine Dichtung eine Bibel, die die Gesichte seiner Gottesschau offenbart. Aber freilich haben sie die symbolische Schleiergestalt der Dichtung, und das Geheimnis, das sie künden, ist in ihnen nur geheimnisvoll offenbar. Die Wahrheit, aus deren Hand der Dichter den Zauberschleier empfängt, hat darum allerdings die Gestalt der Muse, und die Muse selbst — die verklärten Züge derjenigen, die ihn zu dieser Wahrheit hingeleitet hat.

Denn die Wahrheit, von der sich Goethe hier zum Dichter geweiht fühlt, sie ist in ihrem Mittelpunkte jene Wahrheit, die der Ehe Goethes mit Charlotte v. Stein entsprungen ist: die Idee eines höheren Menschentums. Man denke nicht an Goethes Naturphilosophie, wenn in diesem Gedichte von der Wahrheit die Rede ist! Die ist nur der äußere, wenn auch gewaltige Rahmen, der die engere, aber seelenhafte Mitte umgibt. Sondern die Wahrheit, von der wir Goethes Dichtung überall durchgeistigt sehen, es ist die Idee des wahren Menschentums, die sich seinem Geiste in Weimar offenbarte.

Sie soll er künden. Aber hier erhebt sich die Tragik des Genius:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein.

Und diese Tragik des Genius, mit seiner neuen Botschaft von der zurückgebliebenen Welt nicht mehr verstanden zu werden, die doch gerade auch Goethe erleben mußte, als er die Welt, die einen neuen 'Götz' und 'Werther' von ihm erwartete, mit einer 'Iphigenie' befremdete, die führt nun zu jener Versuchung, die in dem Leben aller großen Verkünder wiederkehrt: mit der Verkündigung der Botschaft zurückzuhalten und sich mit dem Bewußtsein, das Höhere geschaut zu haben, zu begnügen. Allein, wer mit der Wahrheit begnadet ist, muß sie künden, und in einem tieferen Sinne als dem gewöhnlichen gilt von dem Adelsmenschen des Geistes, daß Adel verpflichtet. Die Muse bringt es dem Dichter zum Bewußtsein, der es versäumt, die „Pflicht des Mannes" zu erfüllen. Und das Bewußtsein genügt, die Versuchung zu überwinden. Er antwortet ganz in ihrem Sinne:

Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Das ist die wahre Weihestimmung, in der der Mensch sich selber demutsvoll der Aufgabe weiht, mit der das Schicksal ihn begnadet hat. Und so fühlt sich der Dichter nun auch von seiner Gottheit geweiht, die ihm die ewigen Worte spricht:

Empfange hier, was ich dir lang bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

6.

In Goethes 35. Lebensjahre, am 18. August 1784, auf der Höhe seiner Amtstätigkeit, sind diese Verse entstanden. Sie bezeichnen den Wendepunkt jener Entwicklung, die 1786 mit der Flucht nach Italien endete. Sie bezeichnen mit dem Neuerwachen seines dichterischen Genius zugleich das Ende seiner Weimarer Lehrjahre und damit freilich auch die tragische Notwendigkeit, sich langsam wieder aus Verhältnissen zu lösen, die das Schicksal nur als eine Durchgangsstufe seines Lebens gemeint haben konnte.

Nicht nur war es für den Dichter eine Unmöglichkeit, länger die schwere Amtslast zu tragen, die selbst seinen Körper zu zerrütten begann; nicht nur fühlte er, dessen reifender Geist so lange schon nach dem Süden schmachtete, was er beziehungsvoll genug dem Fürsten seines Tassodramas in den Mund legte:

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken . . .

sondern vor allen Dingen mußte sich der Genius überhaupt befreien von der allzu engen Verflochtenheit mit der kleinen Welt und jenem Kreis, über den er durch seine innere Verwandlung langsam hinausgewachsen war. Einst hatte er Gleichheit und Brüderlichkeit mit Hoch und Niedrig gesucht; dann hatten die Erfahrungen mit den Menschen ihm die Worte entlockt:

„Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt", und verschlossen und still war er schon gegen Ende seiner Amtszeit geworden, so daß er schreiben konnte: „Jetzt lebe ich mit den Menschen dieser Welt, und esse und trinke, spaße wohl auch mit ihnen, spüre sie aber kaum; denn mein innres Leben geht unverrückbar seinen Gang." Nun aber duldete er es nicht länger; nun brauchte er Distanz. Unmöglich war's, sich täglich im kleinen und mit unaufhörlicher Rücksichtnahme zu verausgaben, wenn man zum Throne des Geistes berufen war.

Unmöglich aber war es auch, die Bande ohne Schmerzen zu lösen, die das Schicksal zwischen ihm und diesem Kreise so innigtief gewoben hatte. Zu sehr glaubten die auf den Genius auch ein menschliches Recht zu haben, denen er menschlich so vieles schuldig geworden war. Und noch nicht verstanden sie, was sie erst aus dem Munde der Prinzessin im 'Tasso' erfahren sollten:

. . . wenn die Nachwelt mitgenießen soll,
So muß des Künstlers Mitwelt sich vergessen.

Und so stand denn zum letzten Male, wenn auch in einem völlig neuen Sinne, die alte Forderung vor Goethes Seele, daß die Gesellschaft überwunden werden müsse. Er überwand sie durch die Flucht.

Nur Einer hat den Ruhm, den Genius in dieser letzten Notwendigkeit seines Lebens begriffen zu haben: der Fürst. Der Fürst, der ihn gerufen hatte und der ihn nun, als die Zeit erfüllet war, mit dem Verständnis des großen Menschen willig und ruhig wieder von sich ließ. Ihm allein hatte Goethe das Ziel seiner Reise anvertraut.

Ich wünsche dir zu deiner Reise Glück
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wiederkommen wirst. Du bringst uns dann
Den doppelten Gewinnst für jede Stunde,
Die du uns nun entziehst, vergnügt zurück.

So spricht der Fürst in der Dichtung, die so stark mit Bezügen auf das Leben des Dichters durchsetzt ist wie kaum eine andere. Er hat nicht anders in der Wirklichkeit gesprochen. Er verstand, was Goethe wollen mußte, als er sich am 3. September 1786 früh aus Karlsbad stahl und südlich fuhr. Und er bekundete

dieses Verständnis dadurch, daß er dem in Italien Weilenden, der dem Fürsten endlich schreiben konnte, daß er sich selbst, und zwar als Künstler wiedergefunden habe, die Rückkehr in das kleine Weimar ermöglichte, ohne die gewonnene Freiheit seines Genius zu gefährden.

Er legte damit erst den wahren Grund zu Weimars Ruhm und Größe. Denn erst nach seiner Rückkehr aus Italien und im Geistesbunde mit Schiller enthüllte sich für die deutsche Menschheit der neue und der große Goethe, in den der junge sich im Schoße Weimars und an der Sonne Italiens verwandelt hatte. Erst jetzt, nachdem er sich der allzu engen Verflochtenheit mit dem irdischen Weimar entwunden hatte, verklärte sich sein Bild, auch wenn er auf neue Weise gerade zum Irdischen zurückzukehren schien, zu dem Bilde des großen, segenspendenden Genius, der auch dem irdischen Weimar seinen überirdischen Schimmer gab.

Von jetzt ab bis zu seinem letzten Scheiden blieb er Weimars erlauchter Gast. Er fand zurück sich in die Enge, obwohl sein Geist olympisch in die Weite strebte. Aber gerade das war das Wesen Goethes, daß es von der Enge in die Weite dringen, daß es anknüpfen und sich anwurzeln mußte an eine gegebene Endlichkeit, um ins Unendliche nach allen Seiten gehen zu können. Ihm, dem alles Vergängliche zum Gleichnis ward, ihm war es gerade darum doppeltes Bedürfnis, an einem Punkte seiner Existenz mit dem warmen Kreislauf vergänglichen Lebens verbunden zu sein, aus dem seinem Geiste die Kräfte wuchsen wie dem Antäus aus der Berührung mit der mütterlichen Erde.

Das gab ihm Weimar — und gab ihm nicht umsonst. Denn, wie es Goethe so prophetisch im 'Tasso' vorausgesagt hatte:

. . . es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.

Neue Goethe-Briefe

Mitgeteilt von Fritz Hartung (Berlin)

1. Goethes Haltung in Fichtes Atheismusstreit.

Am 26. Dezember 1798 hatte Karl August zwei ausführliche eigenhändige Briefe an den Minister C. G. Voigt geschrieben, auf die ich bereits kurz in meinem Buche 'Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775 bis 1828' (Weimar 1923) S. 181 f. hingewiesen habe. Der erste Brief wendet sich unter dem Eindruck der Kursächsischen Beschwerde sehr scharf gegen Fichte. Es heißt darin:

„Die chursächsische Communication hat mich, ich kan es nicht läugnen, gewaltig geärgert. Wenn dergl. Zeug, als wie die Dresdner Beilage enthält, bloß gedruckt würde, so wäre nichts dagegen zu sagen, denn man fände darinnen dann nichts neues, was nicht schon tausendmal gesagt worden und gefabelt worden ist, das man lesen oder nicht lesen könnte und wahrscheinlich nicht lesen würde; es aber auf dem Catheder, denn wahrscheinlich ist das Zeug, ehe es gedruckt wurde, als Collegium vorgetragen worden, jungen unmündigen, meistens sehr schwachen und ungeformten Seelen zu incolquiren, die keinen Begriff von menschlichen Verhältnissen, von dem, was notwendig, gut, an- oder unanwendbar ist, haben, finde ich äußerst unvorsichtig und wohl noch etwas mehr. Bloß die Eitelkeit der Lehrer kan diese so stumpf im Gefühle machen, daß sie nicht wissen, wie sie handeln sollen, während daß sie sophystischen, in unverständliche Worte und Phrasen gehülten Tand lehren, nach dem der Geist sich bilden und die Menschen handeln sollen. Von jeher kam mir die Aquisition Fichtens für äuserst gewagt vor, ich war dazumal im Felde und konte mich um die Sache so genau nicht bekümmern, kante auch das saubere Buch nicht, das ihn dazumal berühmt machte, erst zu Hause las ich es; schwerlich würde ich in seine Annahme gewilligt haben, hätte ich ihn mit seinen Lehrsätzen gekant und seine Unvorsichtigkeit beurteilen können. Zu leugnen ist es nicht, daß dazumal, wo der Zeitpunkt viel kritischer wie der jetzige war, es der öffentlichen Meinung sehr ins Gesicht geschlagen hieß, einen sich öffentlich bekennenden Revolutionisten nach Jena als Lehrer zu berufen; die nützlichen Folgen spüren wir davon jetzt; wir werden unsere ganze Universität ruiniren, um die geschmacklose Tor-

heit einer ephemeren Geisteskrankheit zu schonen. Menschen, die nicht wissen, was sie der allgemeinen Schicklichkeit zuliebe verschweigen oder wenigstens nicht öffentlich sagen sollen, sind höchst unbrauchbar und schädlich.

„... Schon lange habe ich mich über den sehr unnütz acquirirten, zweideutigen und für Jena selbst gefährlichen Ruf dieser Akademie geärgert, obwohl nur im stillen, bei der gestrigen Veranlassung aber noch weit mehr, und nun schütte ich meine Galle aus.

„Es geht platterdings nicht an, daß man so leichtsinnig glaube, man könne die Meinung seiner Nachbarn oder Mitmenschen, von denen man leben und zehren muß, so leichte beherrschen und ihr imponiren."

Der zweite Brief des Herzogs, undatiert, aber, wie der Zusammenhang ergibt, gleichfalls am 26. Dezember geschrieben, bezieht sich auf die nicht erhaltene Antwort Voigts und äußert sich vor allem über Goethes Stellung zum Fichtekonflikt:

„Über Göthen habe ich wohl zehn mal mich halb zu Schanden geärgert, der ordentlich kindisch über das alberne critische Wesen ist und einen solchen Geschmack daran findet, daß er den seinigen sehr darüber verdorben hat: er besieht dabei das Ding und das ganze academische Wesen mit einem solchen Leichtsinn, daß er alles das Gute, was er bei seinen häufigen Anwesenheiten zu Jena stiften könnte, unterläßt; er könnte leichter wie jemand wissen, was jene Schäkers lehren, uns davon avertiren und ihnen selbst zuweilen einreden und sie durch Ermahnungen in der Ordnung halten; sie würden sich gewiß willig finden, denn mit aller ihrer Unendlichkeit ist es eine sehr eingeschrenkte, an ihrem Platz und Einnahme hangende Race: So aber findet er die Sudeligen charmant, und das Volk glaubt, man approbire sie, wenn sie alles sogenannte Positive, es mag nun wahr oder falsch sein, das ist hierbei einerlei, zum Fenster hinaus werfen und es den jungen Leuten durch langweilige Demonstrationen aus den Leib spinnen, während sie etwas anderes für positiv geben, welches ebenso albern wie das Verworfene ist. Ihre theoretische Tugend ist ebenso absurd wie unsere theoretische Religion, wärend letztere wahrhaftig noch etwas bequemer zum Gebrauche wie erstere ist. Es solte denen Leuten wohl sehr schwer fallen, ihren Gott-Tugend so sinnlich zu demonstriren, daß es für die Fassung eines jeden Practicirenden, der sich nicht in den Schwulst unverständlicher Worte einlaßen kan, so bequem sei diesen Begrif praktisch anzuwenden, als wie dieses die moralischen Lehren durch das [unleserliches Wort] irgend einer Mythologie sind. Mit Göthen kan ich gar nicht mehr über diese Sache reden, denn er verliert sich gleich dabei in eine so wort- und sophismenreiche Discussion, daß mir alle Gedult ausgeht, und ihm zuweilen die Clarheit und Einfachheit des Gedankens: ich wünschte, wenn Sie es nicht vernichtet haben, Sie wiesen ihm, was Ihnen ich heute morgen über die Sache schrieb, und machten ihn auf den politischen Theil der Angelegenheit aufmerksam. . . .

„Und das alles eines Mannes wegen, der bald kein gelehrtes Feld mehr finden wird, das er durch seine unverständliche Sprache unbrauchbar machen kan, und der uns dabei die Universität ruinirt, ohne auch nur den mindesten Nutzen zu stiften.

„Es ist seltsam, wie das sogenannte Amusement auf Menschen von vorzüglichen Gaben falsch wirken kan; weil sich Göthe in Jena mit Leichtbehagen befindet, id est sich amusirt, so möchte er auch gern Jena wieder amusiren, und daher der Wiederwille bei ihm, das Ding in eine honnette, polite bürgerliche Form geschmiedet zu sehen. Ich kan gar nicht aufhören, über diesen Gegenstand zu reden, weil ich mich schon seit 4—5 Jahren darüber erboße. Zum Glück ist das Blatt alle."

Voigt teilte auftragsgemäß diese Briefe dem Amtsgenossen mit. Goethes eigenhändige Antwort ist undatiert; sie ist wahrscheinlich am 29. Dezember gleichzeitig mit einem bisher ungedruckten Promemoria über die Mineralogische Sozietät in Jena und einem weiteren über die Ernennung des Dr. Stahl (Briefe 13, 363) an Voigt geschickt worden. Sie lautet (Hausarchiv, Weimar, A XIX Nr. 123 Fasz. 2):

Serenissimi Strafrede erhalte ich, indem ich den Kasten fortschicken will. Sie ist gut gedacht und geschrieben. Nur bleibt uns, wie ich schon in meinem andern Blat sagte, in diesen Tagen nichts übrig als auf den Augenblick zu sehen und das möglich beste zu wirken. Wäre es also auch möglich, in dieser Sache gelassen und der ruhigen Gerechtigkeit gemäß zu verfahren, erst die Vertheidigung zu hören, und dann weiter zu schreiten, so würde es meiner Einsicht nach das beste seyn. Denn überhaupt haben wir uns noch auf manches dieser Art zu rüsten; man wende einige Oeltonnen an, die Wellen ums Schiff her zu besänftigen, das hohe Meer sehen wir vielleicht unser lebenlang nicht wieder in Ruhe. Vale, fave tuo G.

2. Ein Brief Goethes an C. G. Voigt vom 19. April 1803.

Er zeigt, wie Goethe sich über den Widerstand der Fakultäten gegen die Heranziehung neuer Lehrkräfte hinwegsetzte. Friedrich Joseph Schelver wurde, mit Zustimmung Voigts, am 29. April zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät ernannt und erhielt die Berechtigung, sowohl botanische wie andere sich auf Naturforschung beziehende Vorlesungen zu halten (Akten des Kultusdep., Univ. Jena XVIII Nr. 1).

Wegen Doctor Schelver tritt ein Umstand ein, über den ich erst bey einer Unterredung mit Geheime Hofrath Loder ganz ins

Klare gekommen bin. Nach einer neuen Einrichtung ist den Privat-Dozenten das Lesen äußerst verklausulirt und kommt keiner dazu, wenn er nicht examinirt worden, disputirt hat u. s. w., bey welcher Schraube ihm dann gelegentlich übel genug mitgespielt wird; überdieß verursacht es ansehnliche Kosten und macht Zeitverlust. Loder, welcher der Sache und der Person geneigt zu seyn scheint, räth daher, daß man ihm den Titel eines extraordinären Professors der Medicin sogleich ertheile, wodurch alle Hindernisse gehoben seyen, und versichert zugleich, daß er mit seinen Collegen nichts anders erwartet hätte.

Wollten Sie deßhalb die Güte haben, diese Sache baldigst zum Vortrage zu bringen, damit die nöthigen Communicationsschreiben deßhalb erlassen werden. Die Höfe werden kein Bedenken haben, einem Mann, dem man dießseits das Vertrauen bezeigt und ihn einer solchen Anstalt vorgesetzt, diesen Charakter zu ertheilen. An unserm Contract und Verhältniß zu ihm wird dadurch nichts verändert.

Hofrath Loder erbietet sich, sobald die Communication nur im Gange ist, wegen des Anschlagens und was sonst noch zur Sache gehört, das Erforderliche zu besorgen.

Über eine andere Cautel ist es noch Zeit zu sprechen, da wir uns auf alle Fälle sehen, ehe noch ein Rescript an die Akademie ergeht.

Jena, am 19. April 1803. G.

3. Bibliotheksangelegenheiten.

Am 9. Dezember 1797 waren Goethe und Voigt mit der durch den Tod des Geheimrats Schnauß freigewordenen Aufsicht über die Bibliothek in Weimar beauftragt worden. Das Tagebuch sowohl wie die Akten zeigen, daß Goethe sich der neuen Aufgabe mit Ernst unterzogen hat. Vor allem kam es ihm darauf an, eine bessere Ordnung des Ausleihens zu erreichen (vgl. Tagebuch vom 8. Januar 1798). Zu der am 25. Februar vorbereiteten und am 26. expedierten „neuen Bibliothekseinrichtung" (Tageb. 2, 199) fügt Goethe in einem Briefe an Voigt vom 26. Februar „privatim noch einiges hinzu" (Staatsarchiv, Weimar, A 11619[3] Fol. 12). Der Aktenband, auf den sich die Zahlenangaben seines Schreibens beziehen, ist nicht mehr vorhanden.

Beyliegend schicke ich eine Depesche an den Rath Spilker, die ich mit ihren Beylagen gleich mundiren ließ, weil ich, nach unsern

Verabredungen, Ihre Einstimmung wohl voraussetzen darf. Die Concepte, um deren Signatur ich bitte, sind in die Acten schon eingeheftet.

Das Promemoria fol. 143 zeigt schon zum Theil die Absicht im allgemeinen, in so fern bey den Acten einige Notiz nöthig ist, ich füge privatim noch einiges hinzu.

Bey dem neuen Reglement fol. 145 habe ich den Punct wegen des Ausklagens weggelassen, um nicht gar zu streng zu scheinen; die meisten Restanten haben sich gefügt, Herder ist noch der stärkste, der sich aber auch finden wird. Das kleine Actenfascikel weist aus, wie sich verschiedene Freunde gebärden; was zunächst zu thun wäre, ist fol. 148 bemerkt, wie denn auch die Fortsetzung erstgedachten Actenfascikels fol. 149 anempfohlen ist. Alle alte Stockungen werden sich, wenn man nur im einzelnen immer sachte zu wirken fortfährt, schon auflösen. Man sieht der Sache wieder vier Wochen zu und erwartet, wie sich die Expedition und das Publicum benehmen.

Die größte Schwierigkeit wird immer seyn, eine zweckmäßige Thätigkeit, an die das Personal keineswegs gewohnt ist, nach und nach einzuleiten. Der ich in Hoffnung, Sie bald wieder zu sehen, recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, am 26. Februar 1798. G.

Bei der Nachsicht, mit der der absolute Staat seine alten Beamten behandelte, war es nicht möglich, sofort durchzugreifen. Die allmähliche Umgestaltung der Verhältnisse beleuchtet der folgende gemeinsame Vortrag Goethes und Voigts vom 17. Februar 1804 (Staatsarchiv, Weimar, A 11 616 Fol. 232; vgl. Briefe 17, 71).

Das durch Ew. Durchlaucht gnädigste Vorsorge errichtete neue Bibliotheksgebäude wird nunmehr in der bevorstehenden guten Jahrszeit zu seiner Vollendung gebracht werden können. Es ist daher unsere Pflicht, an die neue Einrichtung und an die Mittel, wodurch solche bewirkt werden kann, vorläufig zu denken.

So viel läßt sich im allgemeinen voraussehen, daß der bisherige Geschäftsgang in den ersten Jahren nicht stattfinden dürfe, indem die wenige Zeit, welche die angestellten Personen diesem Geschäft zu widmen verbunden sind, allenfalls eine bestehende

Ordnung zu erhalten, nicht aber eine neue Einrichtung zu gründen hinreicht.

Was hiebey zu beobachten seyn möchte, werden wir Ew. Durchlaucht seiner Zeit zu gnädigster Prüfung vorzulegen nicht ermangeln, indem wir uns gegenwärtig nur eine vorläufige Bemerkung erlauben:

Ew. Durchlaucht haben die ansehnliche Kartensammlung sowie die damit verbundene Militärbibliothek in das neue Schloß zu versetzen geruht. Nun erhält der Rath Spilker, welcher schon bisher, da diese schöne Sammlung mit der übrigen Bibliothek verbunden gewesen, derselben fast seine ganze Zeit gewidmet, durch diese Veränderung des Locals gleichsam eine neue Incumbenz und wird zu der eingreifenden Mitwirkung bey der neuen Bibliotheks-Einrichtung seine Thätigkeit nicht durchaus verwenden können.

Wollten Ew. Durchlaucht daher diesem verdienten Manne, welcher nichts mehr zu wünschen scheint, als sich diesem besonderen Dienst auch künftighin widmen zu können, die Gnade erzeigen und ihn wenigstens vor der Hand von den Arbeiten und Verhältnissen bey Fürstlicher Hauptbibliothek gnädigst dispensiren, so würden wir das dießfalls Nöthige zu besorgen und alsdann zu bedenken haben, auf welche Weise und unter welcher Beyhülfe die neue Anstalt nach Ew. Durchlaucht höchster Intention zu Stande gebracht werden könne.

Hierüber gnädigste Verhaltungsbefehle erwartend
Ew. Durchlaucht
unterthänigst treugehorsamst
J. W. v. Goethe. C. G. Voigt.

Weimar, den 17. Februar 1804.

Nach Spilkers Tod (1805) rückten die beiden bisherigen Sekretäre E. A. Schmid und C. A. Vulpius, Goethes Schwager, zu Bibliothekaren auf. Nachdem auch Schmid gestorben war, beantragte Vulpius am 22. Dezember 1809 eine Erhöhung seines Gehalts von 260 Taler auf 460. Darüber äußert sich der folgende Brief Goethes an Voigt vom 9. Januar 1810.

Zu dem beyliegenden Schreiben des Bibliothekar Vulpius mache ich folgende Bemerkungen.

Es ist wohl keine Frage und von uns schon länger eingesehen, daß die beyden Bibliothekare, Schmid und Vulpius, sowohl in ihren frühern als spätern Zeiten, gleichsam nur provisorisch besoldet waren und man Ursache hatte, sie auf bessere Tage zu vertrösten. Auch wäre es nicht möglich gewesen, daß sie sich mit ihrem Gehalt hätten durchbringen können, hätten sie nicht außer ihrem Bibliotheksgeschäft mit andern literarischen Arbeiten bey der Lebhaftigkeit des Buchhandels nicht unbedeutende Summen verdienen können. Man sah diese Erwerbsquelle nach und nach versiegen, und Ew. Excellenz ist bekannt, daß man beyde Männer auf den wahrscheinlichen Abgang des Rath Hermann vertröstete, den jedoch der gute Schmid nicht erlebt, sondern sich bis an sein Ende knapp und genau beholfen hat.

Die Verdienste, welche der Bibliothekar Vulpius sich um die hiesige und die Jenaische Bibliothek erworben, sind in die Augen fallend. Wer sich erinnert, wie das Geschäft bey dem Tode des Hofrath Büttners und des Rath Spilkers aussah, der wird mit Vergnügen die gegenwärtige Lage desselben bemerken und den Zustand noch mehr bewundern, wenn er bedenkt, daß eine Veränderung des Locals, die Einschaltung großer Büchermassen und was sonst noch alles vorgefallen, zu der Hauptbemühung, unsäglich viel Versäumtes nachzuholen, hinzukam.

Daß er bey allem diesem seinen literarischen Erwerb so wie einen Theil von seiner Frauen Vermögen zugesetzt, ist nicht zu bezweifeln; daß er bey der Plünderung viel gelitten, ist bekannt; daß er schon bisher mehr Zeit, als eigentlich seine Pflicht von ihm forderte, auf die Bibliotheksgeschäfte verwendet, können wir ihm auch bezeugen, und ich finde daher, daß wir alle Ursache haben, sein angebrachtes Gesuch um Zulage von 200 Thalern jährlicher Besoldung, welche Schmid von der Kammer bekam, bey Serenissimo zu unterstützen.

Daß wir bisher zwey Bibliothekare gehabt, war bloß zufällig, weil nach Spilkers Tode die beyde[n] Bibliotheks-Secretäre brauchbar und nach ihren Charakteren verträglich gefunden wurden, auch keinem vor dem andern der Vorzug gegeben werden sollte. Gegenwärtig aber, so wie für die Zukunft, würde es keineswegs räthlich seyn, abermals zwey anzustellen, die, weil sie sich

gleich wären, sich wohl schwerlich mit einander vertragen würden; wobey das Geschäft leidet und die Dirigirenden nichts als Unannehmlichkeit haben, wie es uns bey dem Verhältniß zwischen Spilter und Hermann schon ergangen.

Die Bibliothek sowohl hier als zu Jena ist in der schönsten Ordnung, und es kommt nur darauf an, daß ein Mann so bezahlt sey, daß er diesem Geschäft seine ganze Zeit widmen könne, so wird das, was noch zu thun ist, geleistet, die Ordnung erhalten und die Benutzung erweitert werden können.

Was in den Catalogen nachzutragen ist, geschieht mit Bequemlichkeit durch die angestellten beyden jungen Leute, welche noch nebenher mancherley Verzeichnisse verfertigen, Notizen copiren und anderes besorgen. Worauf jedoch am meisten ankommt, ist, daß ein paar Menschen wie gegenwärtig Körner und Sachse sich mit den Catalogen, noch mehr aber mit der Dislocations-Tabelle bekannt machen, damit jedes Buch sogleich aufgefunden werden könne. Durch welche Personen auch weniger bedeutende Fremde herumgeführt werden. Die 100 Gulden aus der Bibliotheks-Casse könnten denn auch billiger Weise zur Ergetzlichkeit gedachter Subalternen auf eine näher zu überlegende Art verwendet werden.

Ich wünsche dem Bibliothekar Vulpius ein langes Leben, aber auch bey seinem selbst unvermutheten Abgang könnte in ein so klares Geschäft ein jeder in Bibliothekssachen sonst Erfahrener eintreten, ohne daß eine Stockung oder Irrung zu besorgen wäre.

Vorstehendes, nach bester Überzeugung Aufgesetztes empfehle Ew. Excellenz zu weiterer einsichtsvoller Überlegung und zu günstiger Beförderung.

Weimar, den 9. Januar 1810. Goethe.

Vulpius erhielt die erbetene Zulage. Von seiner Mitarbeit bei der großen Neuordnung der Jenaer Universitätsbibliothek im Herbst 1817 sprechen die folgenden Briefe Goethes an ihn (Kultusdep., Univ. Jena XIX Nr. 3).

Die Sorgfalt, mein werthester Herr Rath, womit Sie das vorliegende Geschäft betreiben, ist mir sehr angenehm. Die beyden Schemata habe ich erhalten; allein es zeigt sich freylich daraus,

daß die Methoden, wonach die Wissenschaften behandelt werden, sich seit jener Zeit merklich verändert haben. Es ist daher vor allen Dingen nöthig, daß wir die Schemata revidiren, ehe wir nach ihnen arbeiten, und das kann hier am Orte am besten geschehen, weil hier im jeden Fach Männer sind, die es beurtheilen können.

Lassen Sie also mit dem Cataloge nicht anfangen, sondern lassen die Schemata baldigst abschreiben, welche Sie revidirt zurück erhalten sollen.

Denn mich deucht, da von einem neuen Realcatalog der Akademie Jena 1817 die Rede ist, so haben wir allerdings den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften zu betrachten. Freylich wird kein Tag vergehen, wo man nicht das Geschehene und was geschehen soll, überlegen muß. Denn ein solches Geschäft kann nur im Gang beurtheilt werden. Mit den besten Wünschen

Jena, den 8. November 1817. Goethe.

Da man sich über so wichtige und verwickelte Gegenstände schriftlich kaum verständigen kann, so verspare das, was auf Ihre Sendung zu erwidern wäre, bis zu Ende dieser Woche, wo ich wieder nach Weimar komme. Das Überschickte ist mir angenehm, doch wünsche ich, da wir die Sache von einer ganz anderen Seite angreifen müssen, daß Sie alles, was auf die neue Einrichtung Bezug hat, sistirten außer dem Liniiren des Papiers, wenn es noch nicht vollbracht ist. Der ich wohl zu leben wünsche.

Jena, den 11. November 1817. Goethe.

Es ist mir sehr angenehm, daß Ihre Arbeiten rasch vorwärts gehen; auch fehlt es hier daran keineswegs. Senden Sie mir Ihren Zeddel der Auslagen, so will ich ihn autorisiren und für die Bezahlung sorgen.

Das Beste wünschend. G.

Jena, den 14. November 1817.

Allerdings, mein werthester Herr Rath, gehören die Bücher, welche angekommen sind, Ihro Königlichen Hoheit dem Herrn

Großherzog; es wäre schicklich und artig, wenn Sie ihm solche begleitet von einem Verzeichniß überreichten.

Es wird mir sehr angenehm seyn, die Früchte Ihres Abendfleißes vorzufinden. Grüßen Sie alle Mitarbeitende und leben schönstens wohl.

Jena, den 4. December 1817. G.

4. Goethe an Frau Professor Göttling in Jena.

Der nur im Konzept erhaltene Brief (Staatsarchiv, Weimar, A 6808 a Fol. 12), der erst am 14. abgegangen ist (vgl. Tageb. 4, 166), ergänzt die Briefe Goethes an Döbereiner vom 6. und 10. November und vom 5. Dezember sowie an Frau Göttling vom 5. Dezember 1810; vgl. auch den Brief Karl Augusts an Goethe vom 5. November 1810. Der Professor der Chemie Joh. Friedr. Aug. Göttling in Jena war am 1. September 1809 gestorben; seine Bibliothek und Instrumentensammlung hatte die Witwe der Oberaufsicht zum Kaufe angeboten.

Indem ich, wertheste Frau Professorin, die übersendeten Verzeichnisse mit Dank zurückschicke, wollte ich Dieselben ersuchen, auf eine beliebige Weise die Taxation der Geräthschaften und Werkzeuge je eher je lieber vornehmen zu lassen. Wen Sie auch von Ihrer Seite zu diesem Geschäft beauftragen werden, so wünschte ich, daß Herr Professor Döbereiner mit dazu gezogen würde, damit sich derselbe mit dem Vorhandenen wohl bekannt mache und desto gründlicher sein Gutachten abstatten könne, wenn Serenissimus geneigt wären, diese Dinge entweder theilweis oder im Ganzen für die chemische Anstalt anzuschaffen.

Was die Bücher und Druckschriften betrifft, so haben Höchstdieselben deren Acquisition auf unterthänigsten Vortrag zwar vor der Hand abgelehnt; doch wird es immer wohlgethan seyn, auch für dieselben eine Schätzung beyzufügen und vielleicht eine billige Forderung auf das Ganze zu stellen.

Mir sollte es übrigens auf alle Fälle sehr angenehm seyn, den Hinterlassenen eines vorzüglichen Mannes, den ich so sehr geschätzt und dessen Einsichten ich vieles verdanke, etwas Angenehmes und Nützliches erzeigen zu können.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, den 9. November 1810.

5. Die Medaille Denons.

Während seines Aufenthalts in Paris im Frühjahr 1814 beauftragte Karl August den Kupferstecher Denon, eine Porträtmedaille zu entwerfen, die zur Belohnung von Verdiensten und als Auszeichnung verteilt werden sollte. Gleichzeitig schrieb er (am 28. Mai) an Voigt, er möge eine passende lateinische Inschrift verfassen und sich darüber mit Goethe besprechen. Darauf bezieht sich der folgende Brief Goethes an Voigt (Staatsarchiv, Weimar, A 14815):

Eben war ich im Begriff, Ew. Excellenz bey Zurücksendung inliegender Blätter umständlich zu schreiben und für so viele Theilnahme und Mittheilungen zu danken, als ich zu dem Entschluß veranlaßt bin, nächster Tage nach Weimar zu kommen, da ich denn nicht verfehlen werde, sogleich aufzuwarten, mir über manches Rath und Belehrung zu erbitten und über anderes meine unmaßgeblichen Gedanken zu eröffnen. Mich übrigens zu geneigtem Andenken empfehlend

gehorsamst

Berka an der Ilm, den 15. Juny 1814. Goethe.

Erst Anfang 1816 schickte Denon einen Entwurf, den er selbst für verbesserungsfähig erklärte; nach einem Gutachten von Kräuters Hand, das im wesentlichen in das folgende Promemoria aufgenommen worden ist und deshalb hier nicht abgedruckt wird, bezog er sich besonders „sur un gonflement à l'oeil, sur quelques rondeurs dans le menton et la mâchoire, quelques plis trop secs dans la tempe et enfin quelques manques de fermeté dans la touche des cheveux".

Über diesen Entwurf äußert sich Goethe in dem folgenden Promemoria; es ist von Kräuter geschrieben, mit eigenhändigen Verbesserungen. Das Tagebuch (5, 210) nennt als Datum den 28. Februar.

Zur Antwort an Herrn Denon.

Zuvörderst würde man dasjenige, was Herr Denon an der Medaille verbessert wünscht, mit Beyfall erkennen, weil die Bemerkungen ganz richtig sind, in seinem Briefe roth vorgestrichen; besonders wäre die vorgeschlagene mehrere Belebung der Haare zu empfehlen.

Alsdann fragt sich's, ob man dem Auge nicht mehr Kraft geben könnte. Durch wenige Vertiefung des Augapfels unter dem obern Augenlid und Erhöhung des Stirnknochens über dem Augenwinkel.

Ferner will die nackte Schulter und Brust nicht recht gefallen und würde dieselbe durch ein leichtes, geschmackvolles Gewand, wie solches auf den Münzen des Galba gesehen wird, ohne große Schwierigkeit zu bedecken seyn.

Was die Rückseiten betrifft, so wünscht' ich, daß jede derselben mit einem Kranz eingefaßt sey. Die Franzosen machen dergleichen fürtrefflich, wovon ich mehrere Beyspiele vorlegen kann. Antike Muster giebt es viele. Münzen ohne irgend etwas kunstreich Gebildetes wollen mir nie gefallen, sie erinnern mich an calvinische Kirchen.

Nr. 1 mit dem Namen könnte einen Eichenkranz [erhalten],

Nr. 2 bezüglich auf die Person Lorbeerkranz,

Nr. 3 nähme man zur Vorderseite die Rückseite von Nr. 1 und zur Rückseite einen Erndtekranz mit Inschrift bezüglich auf den Empfänger,

Zu Nr. 4 Vorderseite die Rückseite von Nr. 3; zur Rückseite eine leere Fläche, doch auch nicht unbekränzt.

Was Inschriften betrifft, getrau' ich mir nichts zu entscheiden. Lateinische Sprachkenner finden wohl noch manches auf, worunter Serenissimus sich einiges gefallen ließe.

Weimar, den 25. Februar 16. G.

Am 29. Februar trug Goethe (Tagebuch 5, 210) „bey Serenissimo" sein Gutachten vor; am folgenden Tage schickte er es (Briefe 26, 280) an Voigt mit der Bitte, es ins Französische übersetzen zu lassen. Goethe erhielt die Übersetzung am 3. März (Tagebuch 5, 211) und schrieb darauf an Voigt am 4. (Schluß eigenhändig):

Die Übersetzung des Promemoria ist wohlgerathen; sie wäre nun zu mundiren und die Inschriften wie vorgeschlagen worden mit großen Lettres zu schreiben. Alsdann wäre ein Briefchen, welches Serenissimus unterschriebe, kürzlich auszufertigen und alles zusammen nach Paris zu spediren.

W., den 4. März 1816.

Ew. Excellenz auch dieses Geschäft zu geneigter fernerer Leitung empfehlend.

Gehorsamst

Goethe.

Unter dem 7. Juli fragte der weimarische Geschäftsträger in Paris v. Treitlinger im Auftrag des Graveurs an, ob nicht das leere Feld der vierten Medaille mit einem Lorbeerkranz ausgefüllt werden soll. Goethe verfaßte darüber das nachstehende Gutachten (Kräuters Hand):

Die gefällig mitgetheilten Medaillen verdienen allen Beyfall und wäre an denenselben wohl nichts zu erinnern noch auszusetzen. Was jedoch den vorgeschlagenen Lorbeerkranz betrifft, so kann man mit demselben nicht einstimmen, aus Ursachen, welche theils Herr von Treitlinger schon angeführt, theils weil man auf die leere Seite die Namen derjenigen eingraben zu lassen gedenkt, welche die Medaillen für irgend eine Belohnung erhalten sollen, nicht weniger die Jahrzahl, wodurch das leere Feld genugsam ausgefüllt wird. Daher man wünscht, daß es bey der ersten Bestellung in allem sein Bewenden haben möge.

Weimar, den 18. July 1816.

Das Gutachten wird am gleichen Tage mit einem kurzen Billet an Voigt geschickt (vgl. auch den Bericht an den Großherzog vom 19. Juli, Wahl 2, 161).

Den 18. July 1816.

Anbey folgt nebst den Medaillen mein unmaßgebliches Gutachten, welches ins Französische übersetzt an Herrn von Treitlinger gelangen könnte. Es ist immer wohlgethan, sich nicht durch fremde Ansichten von den ersten überdachten Vorsätzen abwenden zu lassen. G.

Nachtrag zum Medaillengeschäft.

Was die Futterale betrifft, so wünschte man dergleichen für die goldenen Medaillen sämmtlich, und für die silbernen zwölfe.

Ein Supervisum. Die goldenen sind wohl Pariser Futterale sämmtlich werth; für die silbernen läßt man dergleichen nach und nach hier machen.

den 19. July. G.

6. Goethes Kampf um die Pflichtexemplare der Buchdrucker.

Die Neuordnung der Universitätsbibliothek in Jena 1817 ließ auch eine Klärung der Frage ratsam erscheinen, wie weit die Buchdrucker (nicht wie heute die Verleger) verpflichtet sein sollten, von ihren Erzeugnissen Frei-

exemplare an die öffentlichen Bibliotheken abzuliefern. Die Akten beginnen mit folgender, von Goethe eigenhändig korrigierter Aufzeichnung der Oberaufsicht (Staatsarchiv, Weimar, A 7031 a):

Da gegenwärtig das Vermehrungsbuch abermals eingerichtet und ihm ein neuer Anfang gegeben worden, so kommt eine andere Angelegenheit zur Sprache, welche zu überlegen seyn möchte.

Es haben nämlich die Buchdruckereyen die Verpflichtung sowohl in Weimar als Jena, ein Exemplar der in ihren Officinen gedruckten Werke auf Großherzogliche Bibliothek zu liefern, welches auch bisher geschehen. Es kamen jedoch mehrere Umstände zusammen, daß man diesen Lieferungen wenig Werth beylegte, indem z. B. die Kupfer nicht mitgeliefert wurden, auch die oft in Kupfer gestochenen Haupttitel fehlten; weshalb man solche Werke als defect ansah und sie bey den angestellten Auctionen loszuwerden suchte.

Da aber besonders in der letzten Zeit mehrere bedeutende Werke sowohl hier als in Jena gedruckt worden, so ist auch wegen solchen nunmehr neue Berathung zu pflegen.

Vor allen Dingen wäre zu untersuchen, wie viel solcher Lieferungen vorräthig und wo sie sich befinden. Ferner wären sie der Zeit nach zu ordnen und die dabey wahrscheinlich befindlichen Verzeichnisse durchzusehen, auch zu ermessen, was davon brauchbar und also in das Vermehrungsbuch einzutragen wäre.

Sodann würde durch gefällige Behandlung, auch wohl durch billige Zahlung der Druckherr wohl zu vermögen seyn, die Kupfer solcher Werke herbey zu schaffen, wodurch denn gar manches Gute und Brauchbare gewonnen würde. Diese Angelegenheit sey vorerst dem Secretair Kräuter aufgetragen, um solche ins Klare zu setzen und davon baldmöglichst Relation abzustatten.

Weimar, den 12. August 1817.

Großherzogliche Oberaufsicht.

Am 31. März 1818 erstattete der Bibliothekar Dr. Güldenapfel, der diese Angelegenheit wohl ihrer Schwierigkeit wegen dem Sekretär Kräuter abgenommen hatte, einen Bericht über die Hindernisse, auf die die Ablieferung der Pflichtexemplare stieße. Die Drucker verschanzten sich in der

Regel hinter den Verlegern. Güldenapfel beantragte Erlaß neuer strenger Vorschriften namentlich über die Mitlieferung der Kupferstiche und Einführung einer Kontrolle über die Geschäftsbücher, um auf diese Weise alle Bücher vollständig der Bibliothek zu sichern.

Goethe wandte sich deswegen zuerst an den Kanzler v. Müller (12. April, Briefe 29, 140). Müllers Antwort ist nicht bei den Akten. Am 17. Juli erging dann der nachstehende Erlaß an die Landesdirektion als zuständige Landespolizeibehörde.

Eine Großherzoglich Sächsische Landesdirection beliebe aus der copeylichen Beylage zu ersehen, was der Bibliothekar Güldenapfel in Jena wegen Widersetzlichkeit der Buchdrucker zur Sprache gebracht. Wie wir nun, denen das Akademische Bibliotheksgeschäft gegenwärtig übertragen ist, nichts mehr wünschen, als daß auch diese Angelegenheit möge zur Ordnung kommen, so erklären wir vorläufig: daß wir nur dasjenige verlangen und fordern, was von den ältesten Zeiten her angeordnet und wiederholt befohlen worden. Ja, wir sind nicht abgeneigt, den Punct wegen der Einlieferung der Kupfer und was dem anhängt, aufzuopfern, weil wir ihn nicht ganz für billig und in der Ausführung für unmöglich halten.

Ferner bemerken wir, daß der Vorschlag, welchen Professor Güldenapfel am Ende wegen einer Controlle thut, gleichfalls großen Hindernissen und Beschwerlichkeiten unterliegen möchte, deshalb wohl ein anderer Modus auszusinnen seyn dürfte.

Möchte Großherzogliche Landesdirection diese Sache in gefällige Betrachtung ziehen und derselben einsichtiges Sentiment gelegentlich mittheilen, so würde wohl ein standhafter Beschluß zu fassen seyn, an dessen Ausführung es alsdann nicht ermangeln soll.

Wir legen die bedeutenden, auf diese Angelegenheit sich beziehenden Stellen aus den Archivs-Acten bey und empfehlen diese Angelegenheit auf das beste.

Weimar, den 17. July 1818.

Großherzoglich Sächsische Oberaufsicht.

Die Landesdirektion ließ zunächst die Buchdrucker vernehmen. Diese bestritten ihre Verpflichtung, die sich ursprünglich nur auf Universitätsschriften, Programme und dergleichen erstreckt habe und mit der Verände-

rung der Universitätsverfassung hinfällig geworden sei. Ein eigenhändiges Gutachten v. Voigts erklärte diese Einwände als nichtig; demgemäß wurde die Landesdirektion am 14. Oktober 1818 (vgl. Goethes Tagebuch vom 10. und 14. Oktober) durch die Oberaufsicht beschieden. Da die Buchdrucker sich nicht zufrieden gaben, forderte das Staatsministerium am 6. Juli 1819 die Oberaufsicht zum Gutachten auf. Dieses liegt in einem undatierten Konzept von Johns Hand mit eigenhändigen Verbesserungen Goethes vor; nach einer durch das Tagebuch (7, 74) bestätigten Notiz Kräuters ist das Gutachten am 25. Juli an das Staatsministerium abgegangen.

Das durch Protokoll-Auszug vom 6. July geneigtest mir zu gutachtlicher Äußerung mitgetheilte Geschäft habe nach den vorliegenden Umständen nochmals wohl erwogen und mache mir zur Pflicht, gegenwärtig folgendes zu bemerken.

Da das Censur-Exemplar den Buchdruckern erlassen ist, wegen der beiden für Sachsen-Meinungen und Sachsen-Coburg bisher abgegebene[n] Exemplare die Bittenden an genannte Höfe sich zu wenden, inzwischen aber bis zu eingelaufener Resolution diese Exemplare ferner einzureichen verpflichtet sind, auch wegen der drey Exemplare für die akademische, weimarische und gothaische Bibliothek kein Zweifel entsteht, so wäre bloß von dem eisenachischen Exemplar die Rede, worüber Unterzeichneter, ob dieses gleich außer seinem Bereich zu liegen scheint, einige Gedanken unvorgreiflich eröffnen darf.

Die Abgabe solcher Exemplare kann man wohl ansehen als eine geringe Last für den Geber und als einen bedeutenden Vortheil für den Empfänger; so wie anderseits einer Stadt, die nicht außer aller wissenschaftlicher Connexion bleiben soll, eine öffentliche Bibliothek gar wohl zu gönnen ist.

Nun wollen gerade jetzt, wie zu vernehmen gewesen, einige wohldenkende Männer die in Eisenach befindlichen vier kleinen Bibliotheken, aufgeregt durch Serenissimi Gnade für die akademische Bibliothek zu Jena, auch an ihrer Seite versammeln und ordnen und dadurch einen literarischen Grund in dem guten Eisenach legen; wie ich mich wohl erinnere, daß schon früher Wunsch und Vorsatz gewesen.

Sollte dieses, wie mir nur im allgemeinen, unverbürgt, bekannt geworden, sich also verhalten, so möchte es eben jetzt für

jenes Unternehmen nicht aufmunternd seyn, wenn ein stets [sich] erneuernder, herkömmlicher Zuwachs der dortigen Büchersammlung für ewig sollte entzogen werden.

Überhaupt darf man wohl bemerken, daß die eigentlichen tüchtigen Druckherrn sich dieser Abgabe nicht weigern, wie denn schon gegenwärtig die Wesselhöftische und Maukische Druckereyen das Osterquartal vollständig abgeliefert haben; es sind nur die kleineren und besonders die neueren, die den Versuch machen, sich solcher Schuldigkeit zu entziehen.

Dagegen kann man denenjenigen, die sich über solche Last beklagen, gar wohl entgegensetzen: daß die ansehnliche Vermehrung der Druckpressen in Jena auf ein sehr lucratives Gewerbe hindeute.

Unterzeichneter wäre daher des geziemenden Dafürhaltens, daß, wenigstens bis zur Renuntiation der beyden betheiligten Höfe, es bey dem bisherigen sein Bewenden habe und man die hiesigen Druckherrn anhalte, sechs Exemplare

a) auf gut Papier einzuliefern,

b) zu selbst verlegten Büchern die Kupfer beyzufügen,

c) die zur Ostermesse ausgegebenen Bücher zu Johanni, die von der Michaelismesse zu Weihnachten einzubringen.

Auf den letzten Punct wäre um so mehr zu bestehen, als die den akademischen Bibliotheksubalternen ohnehin obliegende Pflicht, die verschiedene[n] Exemplare einzunehmen, zu vertheilen und zu versenden, durch verspätetes, vereinzeltes Einliefern bedeutend erschwert und eine höheren Zwecken zu widmende Zeit mit Unstatten versplittert wird.

Jena, [25.] July 1819.

Das Staatsministerium schloß sich diesem Gutachten an und erteilte der Landesdirektion entsprechenden Bescheid. Diese wiederum benachrichtigte die Oberaufsicht, die am 19. August dankte.

Bey Rücksendung der geneigt mitgetheilten Landesdirectionsacten, die Verfügung enthaltend, wornach künftighin die hiesigen Druckereybesitzer wegen Abgabe von Exemplaren neuer Werke sich zu richten haben, verfehlt man nicht, für die Leitung und Beendigung dieses Geschäftes den verbindlichsten Dank auszu-

sprechen; welches, so klein und unbedeutend es auch scheinen möchte, bisher manche Unannehmlichkeit, Verdruß und Versäumnis verursacht hat.

Der Bibliothekar Dr. Güldenapfel ist von der neuesten Entscheidung Serenissimi in Kenntniß gesetzt und beauftragt worden, hiernach künftig zu verfahren und, bey allenfalls vorkommenden ferneren Ausflüchten, einer Jenaischen Großherzoglichen Polizey=Commission ungesäumt Anzeige zu thun.

Jena, den 19. August 19.

Die Schwierigkeiten waren damit aber noch nicht ganz beseitigt. Güldenapfel berichtete am 11. Februar 1820 über fehlende Bücher und über erfolglose Verhandlungen mit den Verlegern. Das Wesentliche ergibt die Verfügung der Oberaufsicht an ihn, mit der zugleich diese ganze Angelegenheit für Goethe erledigt war.

Unterzeichnete Behörde hat mit Vergnügen die Bemühungen erkannt, welche der Professor und Bibliothekar Dr. Güldenapfel angewendet, um die vollständige Abgabe der schuldigen Exemplare von den Druckherren zu erlangen; doch kann sie keineswegs billigen, daß er sich von den Druckherrn Schreiber und Bran an die Verleger weisen lassen und diesen Weg, die schuldigen Exemplare zu erhalten, ohne vorhergehende Anfrage eingeschlagen.

Wie man nun von Seiten Großherzoglicher Oberaufsicht hiedurch keineswegs die den Höchsten Höfen zustehende Gerechtsame geschmälert wissen will, so mag es zwar, um Weiterungen zu vermeiden, bey der dießmaligen Verhandlung bewenden, dem Bibliothekar und Professor Herrn Dr. Güldenapfel wird jedoch hiedurch ausdrücklich untersagt, dergleichen Abänderungen vorzunehmen, sondern jede Renitenz der Druckherrn bey Großherzoglicher Polizey=Commission anzuzeigen. Wie denn die in gedachtem Bericht erwähnte[n], noch nicht erledigte[n] Puncte alsobald an gedachte Behörde zu bringen sind, worauf man sich eine sträckliche und auslangende Remedur versprechen kann.

Damit nun aber die Beschäftigungen bey der Akademischen Bibliothek durch diese sich ins Weite ziehende[n] Verhandlungen nicht gestört und aufgehalten werden, so ist die Absicht, diese Angelegenheit einem Anwalt zu übergeben, der solche bey Groß=

herzoglicher Polizey-Commission betreibe, und hat daher Herr Dr. Güldenapfel irgend jemand, dem man den Auftrag geben könnte, vorzuschlagen, nicht weniger die demselben allenfalls einzusendende Vollmacht zu überdenken und anher zu berichten.

Weimar, den 28. Februar 1820.

7. Goethe an das Conseil der Universität Dorpat.

Als letztes Stück möge hier ein Schreiben folgen, das zwar im Namen der Oberaufsicht ausgefertigt, aber von Goethe selbst korrigiert worden und für seinen Altersstil so bezeichnend ist, daß es wohl mitgeteilt werden darf. Es ist die Antwort auf die Zusendung einer zum 25jährigen Jubiläum der Wiederherstellung der Universität verfaßten Schrift. Das Schreiben ist nach Kanzleivermerk und Tagebuch (12, 43) am 25. März 1829 abgegangen (Staatsarchiv, Weimar, A 11619[9] Fol. 42).

Die Zusendung eines so bedeutenden als prachtvollen Werkes zur Feyer des ersten Jubelfestes der Universität Dorpat, womit ein hohes Ministerium der Volksaufklärung daselbst unterzeichnete Großherzoglich Sächsische Oberaufsicht beehren wollen, ist derselben überaus erfreulich gewesen, indem sie daher Gelegenheit nimmt, sich theils von dem Fortblühen eines so wichtigen, gleich im ersten Jugendalter so kräftig auftretenden Instituts urkundlich zu unterrichten, sodann aber auch das Interesse, welches sie an der steigenden Ausbreitung geistiger Bildung unter so gunstreicher Einwirkung eines groß denkenden Monarchen überhaupt zu nehmen hat, durch die überzeugendsten Belege zu stärken und zu erhöhen. Sie verfehlt daher nicht länger, ihrer empfundensten Dankbarkeit dafür mit dem Wunsche einer zunehmenden Fortdauer so erfreulicher Zustände hiermit auszusprechen.

Ein Stück der 'Bekenntnisse einer schönen Seele' in unbekannter Fassung

Mitgeteilt von Bernhard Seuffert (Graz)

Ins Wieland-Museum zu Biberach a. d. Riß ist aus Wielands Nachlaß die Abschrift eines Stückes von 'Wilhelm Meisters Lehrjahren' gekommen, die mir durch den Museumsgründer und -leiter Reinhold Schelle freundschaftlich vorgelegt wurde. Die zwei Seiten 4° scheinen von Wielands ungealterter Hand geschrieben zu sein. Die Überschrift ist: „Excerpte"; am Schluß steht: „Aus Göthes: Bekenntnissen einer schönen Sele." Oben auf dem Vorderblatt seitwärts noch: „meine Freunde lieben mich alle. | so gehts aber immer", was ich nicht zu deuten weiß. Die Abschrift entspricht im allgemeinen dem Texte Weim. Ausg. Bd. 22 S. 332, 21 bis 336, 10. Der wesentliche Unterschied vom Druck besteht im Fehlen aller „Ich"-Stellen der Schönen Seele; die hier überlieferte Fassung ist kein Zwiegespräch, sondern eine einseitige Äußerung des Oheims, er spricht wie mit sich selbst (333, 16). Es fehlt also 333, 14—19. 24. 25. 334, 6—335, 20. Es bleibt nur Allgemeingültiges. Freilich würde, mit Ausnahme der Anrede 335, 5, der Abschnitt 334, 20—335, 19 dazugehören; ich finde darin keine Hemmung für Wieland, auch diesen in seine Abschrift aufzunehmen, der Inhalt paßt vielmehr zu seiner eignen Erfahrung. Entbehrlich ist er in dem ohnehin lockeren Zusammenhang der ganzen Ausführung, die nicht im Munde des Oheims zu liegen braucht, irgend einem Lebensbuch entstammen kann.

Das Mangeln jeder Anrede an die Nichte zieht stilistische Abweichungen nach sich, deren es aber auch andere gibt. Das geht über die Sorglosigkeit oder Freiheit, die sich Wieland nach W. Kurrelmeyers Beobachtungen sonst bei Anführung fremder Zitate erlaubt, entschieden hinaus. Es ist auch nicht einzusehen, warum Wieland, der selbst allgemeine Fragen gerne dialogisch abhandelte, die Einzelerörterung vorgezogen haben sollte; auf eine Sentenzensammlung konnte er nicht abzielen. Die Überschrift „Excerpte" ist kaum in dem Sinne pluralisch zu fassen, daß er Stückchenauszüge aus den 'Bekenntnissen' beabsichtigte; er legte nach seiner Art eine Sammlung aus verschiedenen Werken an, ohne sie fortzusetzen oder ohne daß die Fortführung erhalten ist. Warum auch sollte er sich die

Mühe der Umstilisierung für Exzerpte machen? Dabei ist er zweimal so gewissenhaft, daß er seine Abschrift — ohne Zwang — über der Zeile verbessert. Er hatte 333, 7ff. geschrieben: „Das beste Theil wäre wol das sittliche Wesen die tiefe Natur mit sich selbst u. mit dem höchsten Wesen übereinstimmend machen“ und ergänzt dann durch Beischrift zwischen den Zeilen: „wäre wol suchen . . . . übereinstimmend zu machen“. Könnte hier allesfalls eine Umbildung aus der Anrede des Druckes: „Sie haben . . . . zu machen gesucht“ stattfinden, so ist an der andern Stelle 333, 27 keinerlei Anlaß dazu gegeben; er schiebt in dem Satze: „weil die Menschen zu gedankenlos, u. zu nachlässig sind“ das zweite „zu“ über der Zeile ein. Solche entbehrliche Sorgfalt erweckt den Glauben an treue Abschrift der Vorlage. Sie kann also nicht die sein, die dem Drucke von 1795 zugrunde lag, sie muß eine Vorstufe sein. Der Schreibfehler 335, 28 „es fällt . . . . jene [statt: jener] junge Engländer in Rom“ erklärt sich auch leichter als aus gedruckter Vorlage aus einer geschriebenen, in der das „in“ nicht genügend von „Engländer“ abgerückt, also zuerst „Engländerin“ gelesen war.

Der Hinweis auf diesen Engländer könnte die Vorstufe in die Zeit nach Goethes Romaufenthalt verweisen, wenn die Anekdote nicht aus irgendeiner fremden Reiseerzählung entlehnt ist. Sollte das der Fall sein, so dürfte man annehmen, daß Wielands Vorlage in die Zeit der 'Theatralischen Sendung' zurückweist, für die ich ja ('Goethes Theaterroman', Graz 1924 S. 41) den Plan zur Schönen Seele als vorbedacht vermutet habe. Zu jener Zeit stand Goethe mit Wieland enge, so daß die Mitteilung eines Entwurfs an ihn wahrscheinlicher ist als in den neunziger Jahren. Die bekannte gehässige Aufzeichnung Böttigers über den 'Wilhelm Meister', in der gerade die „Geständnisse der schönen Seele“ erwähnt werden ('Literar. Zustände und Zeitgenossen' 1, 169f.), läßt nicht erwarten, daß Wieland beim Erscheinen des dritten Bandes sich zu einem Auszug aus dem Roman begeistert hätte. Zu ihrer Ergänzung teile ich eine andere (ebenso undatierte, meines Wissens ungedruckte) Niederschrift Böttigers mit: „Die schöne Seele, wovon Göthe im 3. Bande seines 'Wilhelm Meisters' die Geständnisse gegeben hat, soll, wie die Frau v. Berlepsch versichert, eine Frau Schultheiß [Barbara Schultheß] in Zürch seyn, eine gemeinschaftliche Freundin Lavaters und Göthes, mit welcher Göthe jetzt noch zuweilen Briefe wechselt. Auch hängt ihr Portrait noch jetzt in Göthes Zimmer.“ Die zweimalige Nennung dieses Romanteils durch Böttiger kann dahin gedeutet werden, daß seine Eigenart Aufsehen genug zu falschen Auslegungen erregte.

Auf alle Fälle, ob die Vorlage des Exzerpts kurz oder länger vor die Veröffentlichung der Dichtung gehört, ist die Mitteilung der Abschrift gerechtfertigt; nur der vorletzte Satz deckt sich völlig mit dem Druck.

Des Menschen größtes Verdienst bleibt es wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt, u. sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann d. Nahmen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geist entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie Festigkeit u. Zweckmäßigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja, ich darf wol sagen auch alles an uns, aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag was seyn soll, u. uns nicht ruhen u. rasten läßt, bis wir es außer uns u. an uns auf eine oder die andre Weise dargestellt haben. — Das beste Theil wäre wol suchen das sittliche Wesen die tiefe Natur mit sich selbst u. mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen, indeß wol nicht zu tadeln ist wenn man auch den sinnlichen Menschen in seinem Umfang zu kennen u. thätig in Einheit zu bringen strebt.

Ich verehre den Menschen, der deutlich weiß, was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel zu seinem Zwecke kennt u. sie zu ergreifen und zu brauchen weiß; in wie fern sein Zweck groß oder klein sey, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erst nachher in Betracht. Der größte Theil des Unheils u. dessen was man bös in der Welt nennt, entsteht bloß, weil die Menschen zu gedankenlos, u. zu nachlässig sind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen, u. wenn sie solche kennen, zu schwach ernsthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor, wie Leute die den Begrif haben, es könne u. müße ein Thurm gebaut werden, u. die doch an den Grund nicht mehr Steine u. Arbeit verwenden, als man zur schlechtesten Hütte unterschlüge.

Ohne Ernst ist in der Welt nichts möglich, u. unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden. Sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten u. Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von schwacher Selbstvertheidigung zu Werke, man lebt, wie man ein Pack Zeitungen ließt, nur damit man sie los werde, u. es fällt mir dabei jene junge Engländer in Rom ein, der Abends in einer Gesellschaft sehr zufrieden erzählte, er habe doch heute

6 Kirchen u. 2 Gallerien bei Seite gebracht. Man will mancherlei wissen u. kennen, u. gerade das, was einem am wenigsten angeht, u. man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch gestillt wird, wenn man nach der Luft schnappt. Wenn ich einen Menschen kennen lerne, frage ich sogleich, womit beschäftigt er sich, u. wie, u. in welcher Folge? u. mit der Beantwortung der Frage ist auch mein Intereße an ihm entschieden.

Goethe und Lukrez

von **Karl Bapp** (Oldenburg)

In den Aufsätzen des vorigen Jahrbuchs, die der Erinnerung an Goethes Einzug in Weimar gewidmet waren, ist mehrfach auch seines „Urfreundes", des Majors v. Knebel gedacht worden. Ein bleibendes Zeugnis ihrer lebenslangen Gesinnungs- und Gedankengemeinschaft besitzen wir außer an den erhaltenen Briefen an der Knebelschen Übersetzung des Lukrez und in Verbindung damit an den von Goethe dem römischen Dichter zugewandten Studien, deren Belege im 42. Band der Weimarer Ausgabe zusammengestellt sind. Da vor wenigen Jahren (1921) gerade ein Säkulum seit dem Erscheinen jener Übersetzung vergangen war und neuerdings die aus Hermann Diels' Nachlaß mit der Textausgabe veröffentlichte Verdeutschung des Lukrez die Aufmerksamkeit auch wieder auf den verdienstvollen Vorgänger gelenkt hat, so ist es wohl an der Zeit, die Teilnahme Goethes an der Arbeit des Freundes zum Gegenstand einer zusammenfassenden Betrachtung zu machen.

Goethe kannte die „Lehre des Lukrez" jedenfalls schon 1789, da er sich in einem Brief an den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg vom 2. Februar d. J. bedingungsweise zu ihr bekennt. Zu einer eingehenden Beschäftigung mit dem Gedicht 'De natura rerum' hat ihn aber erst die Übersetzerarbeit Knebels angeregt. Das Unternehmen des Freundes, über das dieser brieflich zum erstenmal am 17. Juli 1793 berichtet, hat Goethe mit steter Teilnahme begleitet und mit Rat und Tat gefördert. Als er bemerkte, daß Knebel mit grammatischen und metrischen Schwierigkeiten zu ringen hatte, erbat er von August Wilhelm Schlegel sachkundige Belehrung und veranlaßte Knebel, sich mit diesem in Verbindung zu setzen. Schlegel versah denn auch die ihm buchweise über-

sandten Abschriften der Übersetzung mit seinen Anmerkungen.[1]) Goethe lobt die fertige Übersetzung am 21. Februar 1821 als „klar, eingänglich und fließend", ebenso am 13. Juni 1821 die „Klarheit der Darstellung und das Natürlich-Anmutige der Verse". Knebel hatte sich Goethes Sprache zum Muster genommen (an Goethe 28. August 1798) und dankt gelegentlich für Verbesserungen (30. Dezember 1805). Doch hat Goethe auf Sprache und Vers wohl kaum wesentlich eingewirkt. Dagegen bemühte er sich angelegentlich mit Vorschlägen und Entwürfen für die Vorrede. Er wünscht, sie solle die hohe Bedeutung des Dichters darlegen und „die Eigenschaften ausdrücken, die ihn günstig einführen können" (an Knebel 14. Februar 1821). Von seiner eigenen „Vorarbeit" für diesen Zweck geben uns die Briefe an Knebel Andeutungen, die ergänzt werden durch die im Nachlaß erhaltenen Konzepte und Skizzen.[2]) Er schreibt am 18. Februar 1821 an Knebel: „Mich freut es sehr ..., daß meine Vorarbeit zum Lukrez deinen Beifall hat . . ., der du das treffliche Wesen so innig kennst." Diesem aber sagte die vorgeschlagene sehr ins Einzelne gehende Behandlungsart doch nicht ganz zu, und Goethe gesteht, es habe freilich immer einige Gefahr, einen Dichter auf diese Weise zu zerpflücken. Er billigt daher Knebels Plan, buchweise zu verfahren (an Knebel 28. Februar 1821). Der Übersetzer begnügte sich also damit, außer dem allgemein gehaltenen Vorwort eine ausführliche Übersicht des Inhalts der sechs Bücher zu geben, in der er Gelegenheit fand, auf Eigentümlichkeiten und Schönheiten der Darstellung, insbesondere auf Bilder und Gleichnisse hinzuweisen. Dazu kamen noch kurze Inhaltsangaben vor jedem einzelnen Buch.[3]) Das Fortschreiten

---

[1]) Vgl. Goethe an Schlegel 28. 12. 98 und 14. 10. 99; an Knebel 31. 12. 98., 14. 1., 15. 3. und 7. 11. 99. Schlegel an Goethe 4. 2., 8. 3., 22. 10., 5. 11. 99. Knebel an Goethe 17. 1. und 18. 11. 99.

[2]) Mitgeteilt von Max Hecker Werke 42 II, 367 und 448—452. Dazu vgl. den 'Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel', Leipzig 1851, besonders 2, 282—291.

[3]) Die 2. Auflage, 1831 erschienen, enthält noch ein Nachwort zur Vorrede, eine Abhandlung 'Über das Leben und die Weisheit des Epikur' und einen Brief Goethes vom 27. 2. 1830, in dem er den Aufsatz

dieses Auszugs verfolgte Goethe, dem die fertiggestellten Teile jedesmal vorgelegt wurden, mit Aufmerksamkeit; er fand ihn „klar, deutlich und hinreichend", „durchaus vortrefflich und zweckmäßig": „Man kommt durch diesen Auszug erst in den Fall, das unübersehbare Werk wo nicht zu begreifen, doch wenigstens im einzelnen besser zu genießen." [1])

Nun wünschte Goethe aber doch auch seine eigenen Vorarbeiten noch zu verwerten und das Verdienst des Dichters nach seiner ursprünglichen Idee mehr im einzelnen, „versweise" nachgehend, darzulegen. „Ich von meiner Seite", so fährt er in der eben angeführten Stelle fort, „werde durch deine Arbeit auch gar sehr gefördert, indem jene Art, wie ich die Sache erst anzugreifen riet, durch deine Vorarbeit erst möglich wird. Ich trage das immer mit mir herum und hoffe zur verdienten Aufnahme dieses Werks das Meinige beizutragen." [2]) Schon in dem Brief an Knebel vom 18. Februar 1821, als er noch lediglich Mitarbeiter des Freundes sein wollte, hatte er sich einen ganz bestimmten Plan gemacht: „Meiner Ansicht bin ich gewiß, weiß auch, was und wohin ich will, aber man muß sich erst eines großen Details versichern, wenn man ein solches Wesen durch die vier Kategorien von Mensch und Römer, Dichter und Naturphilosoph durchführen will." Nachdem sich dann Knebel für eine andere Behandlungsart entschieden hatte, kündigte Goethe in seiner Anzeige der eben erschienenen Übersetzung [3]) eine eigene selbständige Arbeit an: „Auf einen so wichtigen Gegenstand nun sei mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lukrez in mehrfacher Eigenschaft darzustellen wünschte, als Menschen und

über Epikur lobt und die neue Ausgabe als zur rechten Zeit kommend begrüßt. Vgl. Briefwechsel 2, 397. 403 f.

[1]) Auf diese Übersicht beziehen sich die Briefe an Knebel vom 7., 18., 28. März und 7. April 1821.

[2]) An Knebel 7. 4. 21. An Weller 2. 3. 22: „Es läßt sich immer mehr eine freudige Ausführung hoffen."

[3]) 'Kunst und Altertum' Bd. 3 Heft 3 (Werke 41 I, 361—365). An Knebel 9. 1. 22; dieser dankt gerührt am 11. 1.: „Dein historischer Überblick ist vortrefflich, er setzt das Gedicht erst in seinen wahren Wert und Bestand. Du hast alle die kleinen Zweifel gehoben, mit tiefer Einsicht und Gründlichkeit, und dabei mit gelinder Hand. Jede Zeile ist Gold."

Römer, als Naturphilosophen und Dichter." Er lobt die „wohlgelungene Übersetzung": „Grazios und anmutig lockt sie uns in die tiefsten Geheimnisse hinein, kommentiert ohne Umschreibung und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dies alles in der Folge umständlich nachzuweisen sein wird." Wie aus den Briefen vom 14. und 21. Februar 1821 hervorgeht, wollte er das Lateinische mit der Übersetzung vergleichen, alles Bedeutende „versweis' anmerken" und die Vorzüge des Dichters „durch Hindeutung auf die wichtigsten Stellen belegen"; denn dies schien ihm der einzige Weg, „um aus der allgemeinen in die besondere Bewunderung zu gelangen".

„Den echten Dichter wird niemand kennen, als wer dessen Zeit kennt," sagt Goethe in seiner Anzeige der Übersetzung. „Wer den Dichter will verstehen, Muß in Dichters Lande gehen." Was an der modernen Milieutheorie, wenn sie sich von Übertreibung fernhält, berechtigt und wertvoll ist, hat auch Goethe schon erkannt und angewendet. So wollte er den Römer Lukrez aus seiner geschichtlichen Umwelt verstehen lehren und zu diesem Zwecke zeigen, wie es in Rom „siebzig bis achtzig Jahre vor unserer Ära in bürgerlichen, kriegrischen, religiosen und ästhetischen Zuständen ausgesehen."[1]) Eine kurze Darstellung wenigstens des Bildungsstandes in dieser Epoche gibt Goethe in jener Anzeige des Knebelschen Werkes. Gefördert fand er sich durch die Aufsätze von Rochlitz: 'Umrisse eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60—44 v. Chr.' und 'Marcus Junius Brutus'[2]) Von Riemer ließ er sich „sehr erfreuliche Kollektaneen zur Geschichte des Lukrezischen Freundes Memmius" zusammenstellen.[3]) Diese noch in Goethes

[1]) Bei Erwähnung von Knebels 'Lukrez' heißt es in den 'Tag- und Jahresheften' von 1821: „Man ward zu dem hohen Stande der römischen Kultur ein halbes Jahrhundert v. Chr. G. und in das Verhältnis der Dicht- und Redekunst zum Kriegs- und Staatswesen genötigt. Dionys von Halikarnaß konnte nicht versäumt werden" (Werke 36, 192).

[2]) An Rochlitz 22. 4. 22.

[3]) An Weller 2. 3. 22. Vgl. Goethe an Knebel 27. 2. 30 (im Vorwort zur 2. Auflage der Übersetzung): „Ich hatte einmal früher unternommen, Lukrezen als Römer in seinen Tagen, 60 Jahre vor Christo, in Betracht zu ziehen, ihn gegen die wilde Zeit und seinen unruhigen Freund Memmius hinzustellen und möglichst anschaulich zu machen, wie er sich dem

Nachlaß vorhandenen Notizen gehen von der nicht erweislichen Annahme aus, daß dieser Memmius mit dem späteren Prätor Bithyniens identisch sei. Im übrigen bot sich für das Thema „Lukrez als Römer" in dem Gedicht selbst reichlicher Stoff. So gleich im Eingang die Huldigung an die göttliche Stammutter des römischen Volkes und das Gebet um Frieden für den von Bürgerkriegen erschütterten Staat. Auf die politischen Wirren und ihre Ursachen, Ehrsucht, Machtverlangen und Habgier, deutet der Dichter im V. Buch V. 1118—1158. Er gibt gelegentlich eindrucksvolle Bilder römischen Lebens, wie die Schilderung der manövrierenden Legionen II 314 ff. oder des Theaters IV 73 ff. Die Erbitterung des Epikureers gegen die gravis religio war zu erklären aus den Eindrücken des zeitgenössischen Aberglaubens und etruskischen Pfaffendienstes.[1])

Den Menschen Lukrez, über den wir leider fast gar keine zuverlässigen Nachrichten haben, lernen wir aus seinem Gedicht immerhin von mancher Seite kennen, wie denn ja der Lehrdichter naturgemäß mehr als der eigentliche Epiker von seiner Persönlichkeit in das Werk einfließen läßt. Ein Lehrer seiner Nation wollte Lukrez sein, und das innige Mitleid mit den von Götterfurcht und Todesangst bedrückten Menschen verlieh seiner Rede das mächtige Pathos. Was der Geschichtsschreiber der Römischen Dichtung, Otto Ribbeck, von Lukrez zu rühmen weiß, den Adel der Gesinnung, das Gemütvolle seiner Lebensauffassung, die ein Hauch von Schwermut durchzittert, das hätte Goethe sicherlich hervorzuheben nicht versäumt. Aus seinen Notizen geht hervor, daß ihm u. a. die Stelle im Anfang des II. Buchs bemerkenswert erschien, wo Lukrez die Genügsamkeit preist und das sichere Glück, welches Seelenruhe und geistige Genüsse gewähren. Er hat nur die Stichworte „Genügsamkeit" und „Lieblichkeiten" (bei Lukrez V. 22 delicias, Knebel: „Ergötz-

Geist und den Umständen nach in die Epikurische Philosophie so entschieden flüchten mußte." Im Gespräch mit dem Kanzler v. Müller (20. 2. 21) klagte Goethe, Knebel habe leider keine Kollektaneen zum Lukrez.

[1]) Lukr. I 63. 101 und oft; vgl. Ribbeck 'Gesch. der Röm. Dichtung' 2, 273. Unsere Zitate folgen der Knebelschen Übersetzung.

lichkeiten") notiert. Hier wird im Gegensatz zur Üppigkeit der Reichen der anspruchslose Genuß gepriesen, den die Natur gewährt, wenn man sich lagert

vertraut auf weichlichen Rasen,
Neben dem rinnenden Bach, im Schatten erhabener Bäume,
Pfleget des Körpers froh, obwohl bei geringem Vermögen.

Ein anderer sympathischer Zug, den Goethe am Charakter des Lukrez hervorheben wollte, ist sein „Vertrauen auf den Meister" (Epikur), sowie das „Vertrauen auf sich selbst und die Freude an sich selbst". Zu dem letzteren Punkt merkte er sich die Stelle I 921—950 an, wo Lukrez in stolzem Bewußtsein seiner Dichtergabe die Hoffnung ausspricht, sich „einen Kranz zu bereiten, Mit dem keinem zuvor die Muse die Schläfe verhüllt hat" (Vers 913 f.). Die Verehrung seines Meisters Epikur und das unbedingte Vertrauen zu dessen Lehre drängt sich dem begeisterten Dichter oft auf die Lippen; das III., V. und VI. Buch beginnt er mit solchem Lobpreis. Goethe konnte diese Verehrung gewiß nachempfinden[1]) und bis zu einer gewissen Grenze auch teilen. Gesteht er doch in dem schon eingangs erwähnten Brief an F. L. v. Stolberg vom 2. Februar 1789, daß er „für seine Person mehr oder weniger an der Lehre des Lukrez hänge und alle seine Prätensionen in den Kreis des Lebens einschließe." Allerdings deutet er in diesem Trostschreiben auch schon an, daß er „zärtlichen Seelen" die Jenseitshoffnungen von der allmütterlichen Natur gern gegönnt sehe. Noch mehr zeigt er sich zur Billigung des Unsterblichkeitsglaubens geneigt in dem Entwurf einer Vorrede zu Knebels Übersetzung. Da heißt es über Lukrez (Werke 42 II, 449): „Sein letzter, höchster Zweck, die Todesfurcht durch die Vernichtung[2]) zu ver-

[1]) An Knebel 21. 10. 31: „Wahrhaft rührend [war mir], wie sich jene edle Seele auf den Fußpfaden seines Meisters eben da abmüdet, wo wir ... uns demütig bescheiden müssen." Zum 28. Aug. 1819 hatte Knebel dem Freunde als Geburtstagsgruß die Huldigungsverse an Epikur III 1—29 („Der du zuerst aus Dunkel und Nacht die leuchtende Fackel Konntest erheben ...") gesandt. Goethe dankt für die „herrliche Stelle" am 20. Sept.: „Sie erschien mir als ein leuchtendes Meteor, höchst erquickend, obgleich durch die Anwendung einigermaßen beschämend."

[2]) „Durch die Vernichtung der Hoffnung" ist gemeint, wie aus der An-

nichten, bleibt unerfreulich für das Gefühl." Goethe skizziert dann in wenigen Strichen die Entwicklung des Unsterblichkeitsgedankens, „bis der Stifter der neuen Religion, selbst von den Toten wiederkehrend, die Unsterblichkeit sichert," und schließt: „Gerade das Entgegengesetzte von diesem gläubigen Lebensgefühl predigt nun Lukrez mit Gewalt, und von dieser Seite kann er unser Zeitalter nicht anmuten." Eben darauf bezieht sich wohl auch die Bemerkung in der Anzeige von Knebels Übersetzung: „Man soll in vielen Stücken nicht denken wie Lukrez, ja man kann es nicht einmal, und wenn man wollte." Das „gewaltige Schelten" des Dichters auf diejenigen, die im Tode nicht vergehen wollen, empfindet Goethe „beinahe komisch" oder vielmehr will er, wie er am 18. Februar 1821 an Knebel schreibt, den Dichter „durch die Wendung, den angefochtensten Teil seines Werks, das leidenschaftliche Leugnen der Unsterblichkeit, ins Komische zu spielen," vor Tadel zu retten suchen und hofft zeigen zu können, daß „alles, was ihm zum Vorwurf gereichen könnte, eigentlich seinem Jahrhundert als Schuld anzurechnen ist." Der Feldherr, dessen Scheltwort an die zaudernden Soldaten: „Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben?" Goethe anführt, ist Friedrich der Große; diesen nannte er im Gespräch mit v. Müller (20. Februar 1821), indem er zugleich bemerkte, Lukrez sei, über die Furcht der Menschen vor dem Zustande nach dem Tode ergrimmt, „in das Extrem verfallen, von dieser Furcht durch seine Vernichtungslehre mit einem Male heilen zu wollen. Man spüre durch das ganze Lehrgedicht einen finsteren, ingrimmigen Geist wandeln, der sich durchaus über die Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen erheben wolle". Aber auch in andern Stücken, in „vielen", dachte Goethe nicht wie Lukrez. Wenngleich er dem feineren Lebensgenuß nicht abhold war und sich Störungen seiner Gemütsruhe wenigstens in späteren Jahren möglichst fernhielt, so daß er manchen wohl als „Epikureer" erschien, so konnte doch ihm, der Gott und Natur nicht trennen mochte, weder der Materialismus noch der Deismus des römi-

---

zeige des Knebelschen 'Lukrez' deutlich wird: „Starke Geister ... suchten, indem sie die Hoffnung ablehnten, auch die Furcht los zu werden."

schen Dichters gefallen. Darum erklärt er denn am Ende des eben erwähnten Entwurfs: „Halte man sich also an seine hohen Verdienste als Naturbeschauer und Schilderer."[1])

Daß Lukrez zum Naturforscher befähigt gewesen, daran sei wohl kein Zweifel, schreibt Goethe am 21. Februar 1821 an Knebel, und in der Tat fehlte es ja in dem Gedicht neben vielem Unhaltbaren auch keineswegs an richtigen Beobachtungen. Die Ausführungen über Farben in II 730—841 und IV 73—84 hielt Goethe für wichtig genug, um sie in seine 'Farbenlehre' aufzunehmen.[2]) Im II. Buch, auf das sich fast alle seine Notizen beziehen, so daß er nur dies für seinen Zweck durchgearbeitet zu haben scheint, fand er in naturwissenschaftlicher Hinsicht ferner bemerkenswert die Stellen vom „Fall der [kleinsten] Körper" V. 216, vom „Beugen der Stoffe", d. h. der seitlichen Abweichung der Atome, V. 250. 282 (genauer 283 bei Knebel; 245: „Wenn nicht läge der Grund, der auf Abweichungen hinzielt, Schon in den ersten Keimen des Stoffs ..."), von den verschiedenen Figuren der Atome (V. 324—510).[3]) Gegen den Satz des Lukrez, daß aus der Mannigfaltigkeit der Gefühle auf Formverschiedenheit der Atome zu schließen sei, scheint Goethe Einwendungen haben machen zu wollen; denn er merkt zu V. 425 der Übersetzung an: „Den Grundstoffen wird zugeschrieben, was den Zusammensetzungen gehört."[4]) Weiterhin notiert er: „Bestimmtes

[1]) Vgl. die Worte zu v. Müller a. a. O.: „Auf die religiösen Ansichten des Lukrez dürfe man sich gar nicht einlassen; seine Naturanschauung dagegen sei grandios, geistreich, erhaben; diese sei zu preisen."

[2]) 'Naturwiss. Schriften' 3, 62—66. 275; vgl. die Briefe Knebels an Goethe 2. und 6. 12. 1805 und Goethes an Knebel 7. 12. 1805 und 7. 10. 1807.

[3]) Goethe nennt meistens die Verszahlen der Übersetzung, selten die des Originals. Die nicht von ihm angemerkten Verse Knebels setze ich in Klammern, die Stichworte in Anführungszeichen. Im übrigen zitiere ich nach dem Text von Bernays (Teubner 1874).

[4]) Sollte hier vielmehr eine von Lukrez selbst bestrittene Lehre gemeint sein, so müßte sich die Bemerkung auf II 709—856 beziehen, wo gezeigt wird, daß die Qualitäten nicht den Atomen zuzuschreiben seien, sondern nur den Zusammensetzungen. Die Verszahlen in Goethes Notizen stimmen bisweilen nicht. Zu dem Stichwort „Analogie" muß es statt II 43 heißen 143, zu „Göttlicher Einfluß ... geleugnet" II 167 statt 67 u. a.

Maß" V. 500. Dort steht bei Knebel: „in bestimmten Grenzen", aber 466: „. . . Alle Figuren des Stoffs in bestimmtem Maße nur wechseln." Die Veränderung der Dinge kann „zum Besseren" oder „zum Schlimmeren" geschehen: V. 508 (489 f. Knebel). In den Versen 552 ff. sucht Lukrez, indem er ein von den Wogen „zerstreutes Schiff" als Gegenbeispiel benutzt, „das Unendliche der Stoffe", die „Mannigfaltigkeit der Stoffe" zu erweisen, ohne deren Uneingeschränktheit nichts Bestand haben oder wachsen könne. Bei V. 235, wo gelehrt wird, daß die Dinge im leeren Raum ungehindert ihren Weg nehmen, wohin ihre Natur sie treibt, erinnert Goethe an die „Luftpumpe". Andre Stellen mochten ihm wieder zur Kritik Anlaß geben. Unter der Rubrik „Auf Irrtum beharrend" notiert er: „Gegen die Antipoden" I 1052; Lukrez bestreitet dort deren Möglichkeit. Die danebenstehende Rubrik „Mit Halbwahrheiten streitend" hat Goethe nicht mit Beispielen ausgefüllt. Sie bezieht sich wohl auf die Polemik des Lukrez gegen Heraklit (I 635—705), Empedokles (734—781) und Anaxagoras (830 ff.). Die Notiz: „Gegen Anaximander" meint wahrscheinlich die Verse I 782—789 über die Annahme einer Verwandlung der Elemente ineinander. Auf diese Partie des Gedichts deutet wohl auch das Merkwort „Stoicheiometrie"; denn dies ist ja die Lehre von der Zusammensetzung der chemischen Verbindungen. Einen wesentlichen Zug des Lukrezischen Weltbildes merkt Goethe mit den aus Knebels Versen II 163 und 175 f. entnommenen Worten an: „Göttlicher Einfluß und Vorsorge geleugnet" und: „Kein göttlich Werk zu unserm Gebrauch II 67" (irrtümlich statt 167). Mochte er als Gegner der teleologischen Naturbetrachtung dem philosophischen Dichter hier wohl bedingt beistimmen, so erschien ihm manche andre Behauptung allzu gewagt, das schwierige Werk überhaupt „bedenklich", ja „stellenweis' abstrus".[1]) Im Entwurf zur Vorrede heißt es: „[Aus den Prämissen] werden gewagte Folge-

[1]) An Knebel 21. 2. 21; vgl. den Schluß der Anzeige sowie die Bemerkung in der 'Geschichte der Farbenlehre' über das Verhältnis von Demokrit, Epikur und Lukrez: „Bei dem Letztern finden wir die Gesinnung der Erstern, aber schon als Überzeugungsbekenntnis erstarrt und leidenschaftlich parteiisch überliefert" ('Naturwiss. Schriften' 3, 112).

rungen ins Übersinnliche gezogen und zuletzt mit didaktischer Kühnheit geordnet und aufgestellt. Der Dichter glaubt sich zu harten Konklusionen berechtigt, die er mit dogmatischer Strenge durchführt." Dabei erkennt Goethe jedoch das ernste Wahrheitsstreben des Dichters und seine gewissenhafte Methode lobend an: „Verstandesforderungen treten ein, Rechenschaft von den Ursachen sucht man zu geben, Erklärungen werden versucht."[1]) Freilich „gelten dem dichterischen Redner die sämtlichen ungleichen teils sinnlichen, teils mentalen Prämissen [d. h. die Bilder der Phantasie und die Überlegungen des Verstandes] mehr oder weniger gleich". So empfiehlt denn Goethe schließlich den Lukrez „den deutschen Physikern, welche jetzt den alten echten Weg betreten, die Anschauung vor alles und über alles setzen; sie werden, auf dem hohen Grade der Bildung, auf dem wir jetzt stehen, mit seinen Vorzügen wetteifern, seine Mängel vermeiden".

Für den Nachweis dieser Vorzüge fand Goethe die Stelle des VI. Buches von Vers 95—599 besonders bedeutend und betrachtungswert.[2]) „Sie ist sehr ausgearbeitet, und würde davon manches zu brauchen sein; er selbst hat sie für so wichtig gehalten, daß er ihr einen Anruf an die Muse vorausschickt." Dieser Abschnitt handelt von den meteorologischen Erscheinungen, denen ja Goethe lebhafte Teilnahme zeigte. Aber nicht sowohl dem Gegenstand als vielmehr der Behandlungsart sollten seine Bemerkungen gelten. Die Gesichtspunkte dafür, im Entwurf zur Vorrede unter der Überschrift 'Methode zu beobachten bei der Unterhaltung übern Lukrez' nur schematisch angedeutet, hat Goethe ausführlich dargelegt in den Briefen an Knebel. Schon am 14. Februar 1821 hatte er geschrieben: „Was unsern Lukrez als Dichter so hoch stellt und seinen Rang auf ewige Zeiten sichert, ist ein hohes tüchtig-sinnliches Anschauungsvermögen, wel-

[1]) Ein schönes Beispiel, in dem sich alle diese Operationen vereinigen, ist der Abschnitt über die Unendlichkeit der Welt. Auf ein Argumentum ex contrario folgt eine Begründung aus der Natur der Dinge, endlich ein Versuch, das unaufhörliche Sicherneuern der Welt zu erklären (I 951 ff.) Das Buch schließt mit den Worten: „Ita res accendunt lumina rebus."

[2]) An Knebel 21. 2. 21.

ches ihn zu kräftiger Darstellung befähigt; sodann steht ihm eine lebendige Einbildungskraft zu Gebot, um das Angeschaute bis in die unschaubaren Tiefen der Natur, auch über die Sinne hinaus, in alle geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen. Dieses beides wäre vor allen Dingen durch Hindeutung auf die wichtigsten Stellen zu belegen." Am 21. Februar erklärt er sich darüber „etwas umständlicher": „Die Anschauung kann eine physiologische und eine pathologische sein. Erstere macht den Naturforscher, letztere den Arzt; daß Lukrez zu beiden befähigt gewesen, ist wohl kein Zweifel; schön wäre es daher, wenn man Stellen andeutete, wo derselbe die Natur in ihrer ganzen Fülle und Gesundheit, sodann aber, wo er sie als krank und mangelhaft gleichfalls erkennt und ausspricht." Solche Stellen sind im Schema freilich nicht angemerkt. Bekanntlich finden sich anschauliche Schilderungen der Natur „in ihrer Fülle und Gesundheit" in dem Gedicht zahlreich genug; außer dem wundervollen Eingangshymnus des Ganzen besonders die herrliche Beschreibung I 250ff., wie, genährt von der regenbefruchteten Mutter Erde, Pflanzen, Tiere und Menschen üppigen Gedeihens sich freuen und auch dem Tode wieder Leben entsprießt. Ferner im V. und VI. Buch die Verse, in denen die Entstehung der Welt, die Jahreszeiten, die Geburten der Erde (V 770ff.) dargestellt und Bilder vom Ausbruch des Ätna, von den Überschwemmungen des Nil u. a. (VI 680ff.) entworfen werden. Im IV. Buch gehören dahin die Abschnitte über Schlaf und Träume (V. 904 bis 1022) und über die Werke der Liebe. Im letzteren kommen auch die pathologischen Erscheinungen zur Sprache. Von solchen war außerdem vor allem das großartige Gemälde der athenischen Pest (nach Thukydides) im VI. Buch hervorzuheben. Auch sonst aber zeigt sich Lukrez mit Krankheiten aller Art vertraut und als scharfer Beobachter ihrer Symptome. Wir lesen vom Verlauf tötlicher Verwundungen (II 944—951), im III. Buch V. 408ff. von Augenverletzung, Wahnsinn, Schlafsucht, Trunkenheit, Epilepsie und Ohnmacht, im IV. von Gelbsucht (330 bis 334) und Gallenfieber (662—665), im VI. von Giftwirkungen (769 bis 839). Mit dem Verfahren der Ärzte, den Kindern die bittern Arzneien zu versüßen, vergleicht Lukrez sein Bemühen,

den ernsten Gegenstand durch poetische Behandlung (durch den „Honig der Musen") schmackhafter zu machen. Dies führt uns zu dem zweiten von Goethe gerühmten Vorzug des Dichters, der lebhaften Einbildungskraft, die sich besonders in Analogien und Gleichnissen bewährt.

Goethe unterscheidet in dem angeführten Briefe zunächst eine nachbildende und eine produktive Einbildungskraft. Jene wiederholt nur die Gegenstände, diese „belebt, entwickelt, erweitert, verwandelt das Angefaßte". Ferner nimmt er noch eine umsichtige Einbildungskraft an, „die sich beim Vortrag umherschaut, Gleiches und Ähnliches erfaßt, um das Ausgesprochene zu bewähren. Hier zeigt sich nun das Wünschenswerte der Analogie, die den Geist auf viele bezügliche Punkte versetzt, damit seine Tätigkeit alles das Zusammengehörige, das Zusammenstimmende wieder vereinige. Unmittelbar daraus erzeugen sich die Gleichnisse . . . Von allen diesen Geistesoperationen finden sich herrliche Beispiele im Lukrez, und ich wünschte unter jeder Rubrik die vorzüglichsten aufgeführt zu sehen." In der Tat erweist sich zunächst seine nachbildende Fähigkeit außer in den schon erwähnten Naturschilderungen, zu denen noch die von Goethe selbst hervorgehobenen meteorologischen Phänomene zu stellen sind[1]), in zahlreichen Bildern aus dem Menschenleben: so im II. Buch V. 600 ff. die farbenreich ausgeführte Darstellung des Kybelekultes, im V. Buch die Schilderung des politischen Parteitreibens (1106 ff.), der ländlichen Lust (1390—1405), im VI. des schweren Loses der Bergleute (808—815). Aus dem Tierleben wäre die von liebevoller Beobachtung zeugende Episode der ihr Junges klagend suchenden Mutter des Opferkälbchens zu nennen (II 352 ff.). Und wie treffend gibt ein einziger Vers das Wesen des Hundes: „levisomna canum fideli pectore corda" (V 861)! Die Stelle im II. Buch V. 252 ff. bei Knebel, wo der zum Lauf ansetzende Renner die Innervation der Glieder durch den Willen veranschaulichen soll, hat Goethe unter dem Lemma „Ausmalen"

[1]) Außer dem großen Abschnitt im VI. Buch ist besonders die schöne Beschreibung des Morgennebels V 460—466 zu bemerken, auch der Sturm I 271—276, die plötzliche Bewölkung IV 166—174.

angemerkt. Die darunter stehende Notiz I 720 deutet auf die Beschreibung Siziliens bei Erwähnung des Empedokles.

Als produktiv erweist sich die Phantasie am deutlichsten da, wo sie noch „über die Sinne hinaus", wie Goethe sagt, anschaulich zu bilden versteht. Goethe hat in seinem Schema nur ein Beispiel angemerkt: II 13—119 „Atome als wenn sie geschaut würden". Diese Notiz betrifft wohl hauptsächlich die letzten Verse, von 109 an, in denen das Spiel der Stäubchen im Sonnenstrahl als Bild und Beispiel der frei schwebenden Atome angeführt wird. Er hätte u. a. noch hinweisen können auf die Versinnlichung der Unendlichkeit des Raumes durch die Annahme, es würde ein Pfeil vom äußeren Rande des Alls abgeschossen (I 970 ff.); auf die Vorstellung vieler Welten im Himmelsraum[1]) oder auf die Schilderung des Hervorgehens von Erde, Meer und Himmel aus dem Chaos (V 432 ff.). Zur Belebung des Vortrags verwendet Lukrez gern Gestalten der Mythologie, so IV 570—592 Echo, Pan und Nymphen, II 600 die Magna mater, V 735—745 die Götter der Jahreszeiten. Die letztere hochpoetische Stelle gab die Anregung zu dem Primavera-Bilde des Botticelli. Entwickelnd, erweiternd betätigt sich die Phantasie des Dichters in Exkursen, wie in der wohl dem Gemälde des Timanthes nachgeschaffenen Erzählung von der Opferung Iphigeniens (I 80 ff.) oder der Ansprache an die ängstlich am Leben Hangenden, die er der Natur selbst in den Mund legt. Verwandelnd endlich nennt Goethe die produktive Einbildungskraft vielleicht im Gedanken etwa an die Deutung der Wolkengestalten als Giganten, Berge oder Ungeheuer (IV 134 ff.) oder an die Auffassung der sagenhaften Büßer im Hades als Repräsentanten menschlicher Leidenschaften (III 976 ff.).

Umsichtig zeigt sich unser Dichter im Heranziehen von „Gleichem und Ähnlichem", etwa von Beispielen für Sinnes-

[1]) Knebel II 1013 ff.:

Denn es suchet der denkende Geist, da unendlich der Raum ist
Außer den Mauern der Welt, was weiter noch möchte daselbst sein,
Das mit dem Sinn des Gemüts erreichen er könne.

1045 f.: Könntest du zweifeln, daß nicht in anderen Gegenden andre
Erden noch sind, ein andres Geschlecht der Tiere, der Menschen?

täuschung (IV 352—466), für unwahrnehmbare Vorgänge (III 381—390), für Diffusionserscheinungen (VI 924—934). Hier verrät sich überall eine aufmerksame und vielseitige Beobachtung. Aus allen Gebieten des Lebens und der Natur, aus Gegenwart und Vergangenheit weiß der Dichter Belege beizubringen. Für die Tatsache, daß der Donner später zum Ohre gelangt als der Blitz gesehen wird, führt er die beim Holzfällen gemachte Erfahrung an, wo man den Streich der Axt vor dem Schalle wahrnimmt. Handelt es sich da um wesensgleiche Erscheinungen, so dient in andern Fällen der Hinweis auf nur Ähnliches, die Analogie, zur Verdeutlichung und „Bewährung des Ausgesprochenen". „Analogien werden beliebt wegen Faßlichkeit und Umsicht" heißt es im Entwurf. Als Beispiel notiert Goethe dazu: „II 43 [vielmehr 143] Aurora, Licht schneller als Wärme". Lukrez zeigt hier, von einer Schilderung des Sonnenaufgangs ausgehend, die selbst die Lichtgeschwindigkeit noch übertreffende Beweglichkeit der Atome. Der für die Willensimpulse in Anspruch genommene Satz, daß kleine Ursachen große Wirkungen haben können, wird IV 895—903 durch Bezugnahme auf Schiff und Maschine erhärtet. Wie die gleichen Urstoffe in vielen Dingen vorhanden sein können, verdeutlicht Lukrez I 195—197, 823 und 913, auch II 688—694 und 1013 f., an den Buchstaben und Wörtern. Hier geht die Analogie schon ins Gleichnis über. Will jene durch Anführung verwandter Tatsachen auf den Verstand wirken, so dient dieses vielmehr zur Anregung der Phantasie, zur Verstärkung des Eindrucks und zum Schmuck der Rede.

Die Gleichnisse haben, wie Goethe an Knebel schreibt, „desto mehr Wert, je mehr sie sich dem Gegenstande nähern, zu dessen Erleuchtung sie herbeigerufen worden. Die vortrefflichsten aber sind, welche den Gegenstand völlig decken und identisch mit ihm zu werden scheinen". Nach diesem Maßstab wäre des höchsten Preises würdig das von Goethe selbst angeführte im II. Buch V. 315—332, wo für das Vorhandensein der Atombewegungen trotz ihrer Unsichtbarkeit die scheinbare Ruhe ferner selbst stark bewegter Gegenstände ins Feld geführt und als Beispiel erst das Bild einer auf dem Berg weidenden Herde, dann das eines im Tal wimmelnden Heerhaufens gezeichnet wird, der von der Höhe

aus gesehen still zu stehen scheint.[1]) Goethe notiert ferner II 78 („saecla animantum — quasi cursores vitai lampada tradunt“) und II 195 „Gleichnis vom Holz im Wasser“, das, je tiefer man es hinabdrückt, desto heftiger emporgedrängt wird: so kämpft die auflodernde Flamme gegen die eigene Schwere. Wir können hinzufügen den Vergleich des wahrheitsuchenden Forschers mit dem Spürhund (I 404—409), des eben geborenen Kindes in seiner Hilflosigkeit mit dem Schiffbrüchigen am fernen Strande (V 222—225) und vor allem auch den Eingang des II. Buches, wo der Dichter „die beschauliche Ruhe des Philosophen in schönem Bilde mit der behaglichen Sicherheit vergleicht, in der wir vom Festland aus das stürmische Meer betrachten“ (O. Ribbeck a. a. O. S. 280). Goethe gebraucht dasselbe Gleichnis, offenbar in Erinnerung an die Lukrezstelle, in der 'Campagne in Frankreich', wo er zum 11. Oktober 1792 erzählt, wie er bei einem guten Mahle „neben dem größten Getümmel in der schönsten Beruhigung“ gewesen sei, „wie man auch wohl der stürmenden See, am Fuße eines Leuchtturms auf dem Steindamm sitzend, der wilden Wellenbewegung zusieht und dort und da ein Schiff ihrer Willkür preisgegeben“ (Werke 33, 134). Noch einmal wandte er das gleiche Bild an, als er 1806 oder 1807 mit Luden über sein Schicksal in den Tagen von Jena sprach ('Gespräche' [2] 1, 492): „Ich habe gar nicht zu klagen. Etwa wie ein Mann, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schauet und den Schiffbrüchigen zwar keine Hilfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann, und nach irgendeinem Alten soll das sogar ein behagliches Gefühl sein ...“ „Nach Lukrez!“ rief Knebel hinein. Dieser hatte die Verse im Brief an Goethe 17. Februar 1798 zitiert.

Wir haben versucht, soweit es die Entwürfe und brieflichen Andeutungen Goethes gestatten, uns eine Vorstellung davon zu machen, in welcher Weise er die geplante Lukrezarbeit etwa ausgeführt haben würde. Leider kann dies alles nur eine schwache Ahnung von dem geben, was Goethe mit seinem feinfühlenden

[1]) Hier deckt sich jeder Zug der Bilder mit dem zu veranschaulichenden Gegenstand, denn die Entfernung ist nicht wesentlich, sondern die Unzulänglichkeit des Auges.

Urteil und seiner unvergleichlichen Darstellungsgabe uns beschert hätte. Der Schwierigkeit des Unternehmens war er sich nur zu sehr bewußt; daher ließ er die Vorarbeit liegen und gab sich mit den von Knebel gefertigten Übersichten zufrieden. „Leider hab' ich", schrieb er noch 1830 am 15. Dezember dem Freunde, „die guten Intentionen, deren ich einmal in 'Kunst und Altertum' bei Gelegenheit deines Lukrez gedachte, nicht durchführen können. Vielleicht wären sie gerade gegenwärtig [nach dem Tode des Sohnes] am Platz gewesen, wo aber nicht Raum noch Mut zu solchen Betrachtungen blieb." Daß Knebel hie und da die von Goethe gegebenen Winke benutzte, zeigen seine Bemerkungen zu I 151 über die Einbildungskraft des Dichters, zum Anfang des II. Buches (sinnliche Darstellung, Gleichnisse), zu II 308 (Herde und Reiterschar: „Diese beiden Gleichnisse sind schön ausgemalt, jenes mit Zartheit, dieses mit Kraft"), 552 (die hin- und hergeworfenen Massen der Materie verglichen mit den im Meer treibenden Schiffstrümmern). Der Übersetzung des Freundes hat Goethe bis in seine letzten Tage Schätzung und Dankbarkeit bewahrt. In dem Brief vom 20. September 1819 sprach er den Wunsch aus: „Möge der Druck deines Lukrez nur diesmal gelingen, damit man den herrlichen Geist auf Reisen immer mit sich führen könnte, da eine Übersetzung wie die deine uns ein Gefühl gibt, als wäre er uns näher verwandt geworden." Und noch am 23. Oktober 1831 schreibt er: Ich habe „erst aufs deutlichste wieder empfunden, welches Verdienst es sei, uns diese tiefen errungenen, dem Widerspruch ausgesetzten Vorstellungen .... mit solcher Klarheit und Anmut in einer neuern faßlichern Sprache vorzutragen." Was den Lukrez selbst aber betrifft, so zollte Goethe „auch bei Verschiedenheit der Meinungen"[1]) den Verdiensten „dieses außerordentlichen Mannes" immer die höchste Anerkennung. Allerdings galt ihm die didaktische Dichtung im allgemeinen nicht für gleichwertig mit den übrigen Gattungen der Dichtkunst, sondern, wie er in dem Aufsatz 'Über das Lehrgedicht' (1825) sagt, nur als „ein Mittel-

[1]) Gelegentlich scheint er seinen Widerspruch recht scharf geäußert zu haben; denn v. Müller bemerkt zum 10. 12. 23: „Seine Urteile über Lukrez taten mir zum Teil weh."

geschöpf zwischen Poesie und Rhetorik".[1]) Dennoch hat er nicht nur manches kleinere Gedicht lehrhaften Inhalts verfaßt, sondern sich auch längere Zeit ernstlich mit dem Plan eines großen Naturgedichts in der Art des Lukrez getragen.[2])

Naturgefühl, Bewunderung und Liebe für die mannigfaltigen freundlichen oder erhabenen Erscheinungen des Kosmos sprechen sich ja in zahlreichen Gedichten Goethes aus, die gerade — wie 'Ganymed', 'An den Mond' — zu den schönsten Gaben seiner Muse gehören. Dagegen finden wir naturbeschreibende oder naturphilosophische Dichtungen erst nach der italienischen Reise. Poetischen Aufschwung nimmt allerdings schon die Abhandlung über den Granit (1784). Aber derartige Gegenstände in poetischer Form zu behandeln, veranlaßte ihn erst der Verkehr mit Schelling und die Bekanntschaft mit dessen Naturphilosophie. Das 1798 oder 1802 entstandene Gedicht 'Weltseele' bezeichnet Walzel[3]) als „das schönste Denkmal des Bundes mit Schelling". „Vielleicht", sagt er, „hat sich Goethe in diesem Jahrhundert keinem der Führer deutschen Geisteslebens verwandter gefühlt als Schelling." In dem erstgenannten Jahr besprach Goethe mit Schiller die 'Ideen zur Philosophie der Natur', las im Juni das Buch 'Von der Weltseele'[4]) und zog Schelling dann nach Jena. Über die von diesem damals empfangenen Anregungen berichtet Goethe in den 'Tag- und Jahresheften' von 1798: „Schellings 'Weltseele' beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen," und von 1799: „Schelling teilte die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie freundlich mit; er besprach gern mancherlei Physikalisches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst. . . . Bei allem diesem lag ein großes Naturgedicht, das mir vor der Seele schwebte,

[1]) Vgl. an Knebel 24. 11. 13.

[2]) Dieselbe Absicht hatte auch Knebel einmal gehegt, aber sich dann doch „allein zur Bearbeitung des Lukrezischen Gedichts" entschlossen: an G. 3. 2. 25. Über Lehrdichtung dachte er günstiger als Goethe, wie die Briefe vom 6. 3. 98 und 20. 5. und 20. 7. 27 zeigen; doch vgl. auch 19. 3. 99.

[3]) 'Goethe und die Romantik' ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 13) S. LXXXVII.

[4]) Knebel an Goethe 1. 12. 98; Goethe an Schiller 3. 1. und 11. 6. 98.

durchaus im Hintergrund." Zu dem Einfluß des Philosophen trat nun in gleicher Richtung anregend die Teilnahme Goethes an Knebels Lukrezübersetzung. An diesen schreibt er Ende Juni 1798: „Beiliegend erhältst du einen Versuch, das Anschauen der Natur, wo nicht poetisch, doch wenigstens rhythmisch darzustellen. Wer kann mehr Anteil daran nehmen als du, indem du es mit der Lukretischen Art vergleichst." Das Gedicht war die 'Metamorphose der Pflanzen' (siehe das Tagebuch vom 17., 18. Juni). Knebel erkannte darin die poetische Weise des Empedokles, Lukrez, Virgil, nur hätte er statt des „elegischen Verses" den „ganzen Hexameter" gewünscht (18. Juli 1798). In der 'Metamorphose der Tiere' bediente sich Goethe dann wie Lukrez nur des Hexameters. Nachdem dann Goethe das erste Buch der Übersetzung erhalten hatte, bemerkte er in dem Brief an Knebel vom 22. Januar 1799[1]): „Indem ich es durchlas, hat sich manches bei mir geregt, denn seit dem vorigen Sommer habe ich oft über die Möglichkeit eines Naturgedichtes in unsern Tagen gedacht, und seit der kleinen Probe über die Metamorphose der Pflanzen bin ich verschiedentlich aufgemuntert worden. Um so interessanter wäre es auch für mich, wenn dein Lukrez recht vollendet in unserer Sprache hervorgehen könnte, damit das Alte als die Base des Neuen dastünde." Knebel begrüßte Goethes Absicht „mit innigster Freude" (16. Februar 1799). Noch im März (Brief vom 22.) hatte dieser den Plan nicht aufgegeben: „Mir däucht, ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrat zu einem Gedicht verarbeite. Du hast den kleinen Versuch über die Metamorphose der Pflanzen gut aufgenommen, und Herder hat mir auch etwas besonders Freundliches darüber gesagt, welches mich sehr ermuntert, an das größere Werk zu denken. Freilich ist es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick, doch muß man denken, daß man nach und nach durch anhaltenden Fleiß vieles zustände bringt." Das Gedicht würde, wie Walzel mit Recht annimmt, Schellingische Ideen vertreten haben. Bekannte sich

---

[1]) Vgl. dazu Knebels Briefe an Matthisson vom 5. 12. 98 und 15. 1. 99 (M.s 'Liter. Nachlaß' 3, 3 ff.).

doch Goethe auch in späteren Jahren noch wiederholt ausdrücklich zu dessen Weltanschauung.[1]) Das geplante Naturgedicht kam aber leider nicht zur Ausführung, vielmehr trat Goethe die Aufgabe an Schelling ab, wie wir aus einem Brief Carolinens an diesen (Oktober 1800) erfahren. Doch auch der dichterisch veranlagte Philosoph kam nicht damit zustande. Nur die Grundzüge seiner Naturanschauung hat er in Kürze poetisch dargestellt in jenem „Epikurischen Glaubensbekenntnis", das er der Hans Sachsischen Gestalt „Heinz Widerporst" in den Mund legte.[2])

Obwohl nun Goethe den Plan eines „großen Naturgedichts" fallen ließ, hörte er doch nicht auf, naturphilosophische Gedanken und einzelne Gebiete der Natur in dichterischer Form zu behandeln. „Man muß einzeln versuchen, was im Ganzen unmöglich werden möchte," schrieb er am 16. Juli 1798 an Knebel. Reichlichen „Vorrat" dafür boten ihm seine wissenschaftlichen Arbeiten. Außer der Farbenlehre, an der er seit 1791 tätig war, beschäftigten ihn fortdauernd die Morphologie, die Botanik, die Geologie und in späteren Jahren besonders auch die Meteorologie ('Versuch einer Witterungslehre' 1825). Und wie er selbst die 'Metamorphose der Pflanzen' als eine „Probe" jenes Naturgedichts bezeichnet hat, so dürfen wir wohl von manchen kleinen Erzeugnissen dieser Art annehmen, daß auch bei ihnen der Lukretische Plan „im Hintergrund lag", und sie als Bruchstücke seiner naturphilosophischen „Konfession" betrachten. Eine Zusammenstellung dieser Dichtungen würde uns immerhin einen gewissen Ersatz geben für das leider nicht ausgeführte größere Unternehmen. Des Gedichtes 'Weltseele' haben wir bereits gedacht, jenes „geselligen Liedes voll Tiefsinns, in dem die spinozistische Einheitslehre durch die Poesie Schellingscher Philosophie erquickt und erfrischt ist" (Walzel). Es steht in der Abteilung 'Gott und Welt' an dritter Stelle (Werke Bd. 3). An

[1]) An Schelling 27. September 1800: „Seitdem ich ... in den geistigen Regionen der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt: zu Ihrer Lehre ist er entschieden." Vgl. an denselben 16. 1. 1815. Knebel erkannte richtig, daß „der Lukrezische Weg" nicht der Goethes sein könne (9. 4. 99).

[2]) Mitgeteilt bei Plitt, 'Aus Schellings Leben' 1, 282.

erster steht dort ein 'Prooemion' zum Preise der schaffenden Gottheit, das sich dem Eingangshymnus des Lukrez auf die Venus genetrix vergleichen läßt. Es folgen weiterhin die naturphilosophischen Gedichte 'Eins und Alles', 'Parabase', die 'Metamorphose der Pflanzen', 'Epirrhema', die 'Metamorphose der Tiere', 'Antepirrhema', 'Urworte. Orphisch'[1]), und endlich die poetische Schilderung der Wolkenbildungen, eingeleitet durch 'Howards Ehrengedächtnis' („Er ... gibt mit reinem Sinn Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn"), in welchem Goethe dem englischen Forscher ähnlich huldigt wie Lukrez seinem Meister Epikur.[2]) Die Erwähnung phantastischer Wolkengestalten (Leu, Elephant u. a.) erinnert an Lukrez IV 134 ff. Ein paar meteorologische Verse enthält auch die 7. Abteilung der 'Zahmen Xenien'. Hier findet sich ferner eine Reihe von Gedichten zur Farbenlehre, sowie auch zur Geologie. Den Kreislauf der vier Elemente behandeln einige der Sprüche in 'Gott, Gemüt und Welt' (Werke 2, 215 ff.). An Empedokles denken wir auch, wenn „Magnetes Geheimnis" poetisch auf Lieb' und Haß zurückgeführt wird (Werke 2, 218, 65. 66); wogegen Lukrez die magnetische Kraft rein physikalisch zu erklären sucht.[3]) Den Farbenerscheinungen ist auch an dieser Stelle eine Reihe von zierlichen Doppelversen gewidmet. Seine geologischen Ansichten aber hat Goethe bekanntlich auch im zweiten Teil des 'Faust' vorgetragen, hauptsächlich in der 'Klassischen Walpurgisnacht', wo er den eigenen, neptunistischen (oder richtiger organischen[4])) Standpunkt durch Thales, den vulkanistischen, den er schon in der Figur des Seismos verspottet, durch den von Lukrez I 830 ff. bekämpften Anaxagoras vertreten läßt; ferner in den Versen des 4. Aktes: „Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm" (Vers 10095 ff.). Auch die Homunkulus-Episode

[1]) Zum „Dämon" vgl. Lukr. V 55—60.

[2]) Das Gedicht 'Vermächtnis' ist erst von den Herausgebern des Nachlasses in die Abteilung 'Gott und Welt' versetzt worden (1836).

[3]) Vgl. Goethe an Knebel 16. 7. 98: „Ich denke vielleicht ehestens ein Gedicht über die magnetischen Kräfte auf eben die Weise [wie die 'Metamorphose der Pflanzen'] aufzustellen." Dazu Riemer 'Mitteil.' 2, 633.

[4]) Vgl. L. Milch, 'Goethe und die Geologie' in 'Stunden mit Goethe' Bd. 2 Heft 2 S. 124.

enthält viel Naturphilosophisches, namentlich Andeutungen der Entwicklungslehre.[1])

Überschauen wir diese mannigfachen Proben einer poetischen Darstellung der Naturphänomene, so können wir nur lebhaft bedauern, daß Goethe den Gedanken eines zusammenfassenden Naturgedichts nicht ausgeführt hat. Einem Vorschlage Riemers vom 26. und 29. Oktober 1821 entsprechend, hat Goethe damals begonnen, „ältere und neuere Gedichte, wie sie sich auf natura naturans beziehen", zu einer Sammlung, zu einem „Lehrgedicht in lyrischer Form" zusammenzustellen[2]), das Unternehmen geriet ins Stocken, aber auch vollendet würde eine solche Sammlung dem epischen Naturgedichte kaum gleichgekommen sein. Knebel hatte am 6. Juli 1799 mit Recht geschrieben: „Gewiß würde diese Arbeit sowohl für dich selbst als für andere einen unsäglichen Wert haben", und am 6. Dezember 1805 ausgerufen: „Wenn nur die Götter uns lieben wollen und uns in dir einen neuen Lukrez geben!" Mit seiner Doppelbegabung als Dichter und Forscher war Goethe wie kein andrer berufen, uns ein neuer Lukrez zu werden. Allerdings würde infolge der gewaltigen Fortschritte, welche die Naturwissenschaft seitdem gemacht hat, vieles heute veraltet sein. Aber dies ist beim Lukrez noch weit mehr der Fall, und dennoch zollen wir seinem Werk noch immer dieselbe Wertschätzung und Verehrung, die ihm Goethe in Wort und Tat bewiesen hat.[3])

---

[1]) Ausführlich und gut behandelt von Wilh. Hertz, 'Goethes Naturphilosophie im Faust' 1913.

[2]) Goethe an Riemer 28. Okt. und 1. Nov. 1821, an Boisserée 1. Nov. 1821 und 1. Juni 1822; an Schultz 28. Nov. 1821; Werke 36, 187.

[3]) Erst nach Vollendung meines Aufsatzes wurde mir die treffliche Abhandlung von Marg. Plath bekannt, die unter dem Titel 'Der Goethe-Schellingsche Plan eines philosophischen Naturgedichts' im 106. Band der 'Preuß. Jahrb.' (1901) S. 44ff. veröffentlicht ist. Diese berührt sich indes nur zu einem geringen Teil näher mit meinem Thema und behandelt hauptsächlich eingehend Goethes Verhältnis zur Schellingschen Philosophie.

Die 'Venetianischen Epigramme'

Von Ernst Maaß (Marburg i. H.)

Aus der handschriftlichen Überlieferung der 'Epigramme. Venedig 1790' zur Entstehung der einzelnen Gedichte wie der Sammlung noch einiges herauszuholen, dazu besteht leider keine Hoffnung. Wie die Leitung des Goethe- und Schiller-Archivs mir bestätigte, ist alles Lesbare bereits gedruckt, die Handschrift erschöpft. Was nicht gelesen werden konnte, war seiner Zeit absichtlich zur völligen Unkenntlichkeit getilgt worden durch Radieren, Überstreichen usf. Wer das getan hat — Goethe doch wohl schwerlich, eher einer seiner Sekretäre oder der Kanzler v. Müller — läßt sich nicht feststellen. So schrieb mir schon vor Jahren, als diese Arbeit begann, Wolfgang v. Oettingen. Es muß sich also bescheiden, wer es unternimmt, die Entstehung zu erforschen, und mit den Hilfen begnügen, welche die Interpretation an die Hand gibt. Goethe schrieb an den Philologen Heyne nach Göttingen (am 24. Juli 1788) den Satz, den sich jeder Goetheerklärer wie ein Axiom aneignen wird, daß man zwar nicht genug Ehrfurcht für das, was uns von alter und neuerer Zeit übrig ist, empfinden kann, daß aber ein ganzes Leben dazu gehört, diese Ehrfurcht recht zu bedingen, den Wert eines jeden Kunstwerks in seiner Art zu erkennen und davon, als einem Menschenwerke, weder zu viel zu verlangen noch auch wieder sich allzu leicht befriedigen zu lassen, d. h. richtig und gründlich zu interpretieren. Eine Hilfe sind hier gewisse lateinische Dichter. Und gerade dieser Hilfe wollte man sich nicht bedienen. Während mit Feuereifer z. B. der alte Hederich für alle Arten Goethischer Poesie herangezogen wird, auch da, wo diese liederliche Kompilation gar nicht in Frage kommt und auch nichts lehren kann, bloß weil es doch sein könnte, pflegt man für die 'Venetianischen

Epigramme' an Katull, Virgil, Horaz, Properz und sogar an Martial vorüberzugehen, obwohl doch Goethe selber eine gewisse Abhängigkeit von ihnen in dieser Sammlung offen bekannt oder sonst irgendwie jedem fühlbar gemacht hat, der sich die Mühe nimmt, die Paralipomena genau zu lesen, und diese auf sich wirken läßt. Notwendige Folge ist mangelhafte, weil summarische Interpretation der kleinen Gedichte, die doch auch dazu da sind, verstanden zu werden. In seinem vielgelesenen Buche über die deutsche Lyrik äußert Ermatinger, man werde Goethe mit Martial trotz einem Anklange nicht in Beziehung setzen; er stehe in den 'Elegien' dem sinnlich-leidenschaftlichen und gelehrten Properz näher als in den mit Galle versetzten schalkhaften 'Venetianischen Epigrammen' dem kriecherischen, anmaßenden, haltlosen Martial. Bei dieser Grundauffassung versteht man es, daß z. B. in dem 'Goethe-Handbuch' Martial schon ganz fehlt. Ermatinger geht von der allgemeinen Betrachtung aus, daß Martial persönlich nicht viel getaugt habe; danach richtet er sein summarisches Urteil, das, wie man sieht, nur eine Forderung ist. Es ist der alte müßige Streit um die Methode. Die Arbeit selbst muß es aber machen und vorher das unbefangene Lesen. Gewißheit ruht auf der Wahrnehmung des Wirklichen, die immer unersetzlich ist und mächtiger als alles Systematisieren, und in der sogenannten Kleinarbeit, die immer volle Hingabe verlangt, gehen die großen Gesichtspunkte nicht unter, sondern eher auf: denn sie erst schafft oft genug mehr als bloß die Ansätze auch zum Begrifflichen und Methodischen. Für Gang und Haltung dieser Arbeit schienen mir fremdsprachliche Anführungen, die ich am liebsten vermieden sähe, da unentbehrlich, wo Goethe selber sie im Wortlaut beigegeben, und in einigen wenigen Fällen sonst. Goethe sah schon voraus, daß das Latein ihm in den Vorsprüchen und sonst hier würde verdacht werden, etwa wie die fremden Personennamen im 'Satyros', im 'Wilhelm Meister', in den 'Elegien'[1]):

[1]) Der 'Satyros' hellenisiert, meint aber Personen der Gegenwart mit Psyche, Hermes dem Seelenführer, Arsinoe der Verständigen, und auch mit Satyros selbst, dem Geilen. Ebenso der Jenseitskatalog der 'Xenien'

Zu was Ende die griechischen (welschen) Namen für deutsche Personen?
Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefflichen Werk?

So kam es, daß er in den Ausgaben von seiner Hand die Latina lieber wegließ. Und so sind sie vielfach unbekannt geblieben bis zum Jahre 1887, wo sie im ersten Bande der Weimarer Ausgabe S. 436 ff. hervorgezogen wurden. Ausgenutzt aber wurden sie bis heute von keiner Seite, soviel ich sehen kann. Diese Paralipomena haben auch das Gute, daß an gerade dieser Sammlung leichter als an den übrigen Werken Goethes sein wirkliches Verhältnis zur Antike vor die Augen tritt. Was sich sonst nicht ohne einen gewissen Aufwand von nachweisender Arbeit erreichen ließ, kann an dem venetianischen Epigrammenbuch gleichsam urkundlich erfaßt werden.

Für Martial hat Ermatinger schon das nicht beachtet, daß der auf Christiane angewandte Ausdruck „Erotion" von Martial stammt: V 34, 3; 37, 14. Ferner nicht, daß Goethe neben seinem Vorbilde für die 'Römischen Elegien' in der Elegie 'Hermann und Dorothea' aus dem Winter 1796 eben den Martial als sein Vorbild nicht etwa nur erwähnt, sondern auf einen weithin sichtbaren Platz gestellt hat — wofür wohl sonst als für die eigenen Epigramme, seien es die 'Xenien', sei es die venetianische Sammlung, oder auch für beides?

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der Verwegne, gesellt?

Das Richtige hat hier Erich Schmidt, 'Schriften der Goethe-Ges.' 8, 111 gesagt. Sodann sind schon in dem Briefe an Schiller vom 23. Dezember 1795 die Xenien des Römers als Muster für die eigene Xeniensammlung hingestellt. Ferner stammt die Überschrift selbst aus dem Titel des XIII. Martialbuchs (und aus XIII 3, 1: „in hoc gracili Xeniorum libello"), wo aber Xenia ausnahmslos noch „Küchengeschenke", materielle Dinge, und noch nicht metaphorisch oder gar satirisch gemeint sind. Das haben erst unsere deutschen Xeniendichter in den Wortsinn hineingetragen

---

und die Faustine der 'Elegien', während die Namen Alexis und Dora wohl nur das hellenische Ortskolorit tönen helfen sollen.

und den Begriff auf die Gesamtpoesie Martials erst ausgedehnt. Da wird jeder bissige Vers zu einem Xenion etwa in der Art, wie der Kyklop zu dem Helden der 'Odyssee' sagt: es soll dein Xenion sein, daß ich dich zu allerletzt auffresse. Und so wenden sie denn den Martial, ihr erklärtes Muster, ironisch in Nr. 4 'Unsre Vorgänger':

Martial, wenn ihr's nicht wißt, bewirtete einst so die Römer,
Viel mehr geben wir nicht — aber die Meinung ist gut.

Dieselbe Ironie, wie in dem Namen Eudora im 'Satyros', wo die Frau dieses Namens den geilen Heuchler entlarvt, genau also das tut, was in der Namengebung selbst, diese ironisch genommen, liegen würde: 'welche es hübsch zu geben weiß'.

Wie der Römer alles ihm Unfrohe, Herbe, Düstere aus seinen Epigrammen verbannen will (XI 2):

Triste supercilium durique severa Catonis
Frons et aratoris filia Fabricia
Et personati fastus et regula morum
Quicquid et in tenebris non sumus, ite foras!

so Goethe in dem Entwurf Werke 1, 437 mit Berufung auf dieselben von ihm dazu wörtlich angeführten lateinischen Verse. Das schlägt durch. Aber es gibt mehr. Das Martialgedicht II 8, 7 steht als Xenion 121, und zwar in der Sprache des Urtextes:

„Ista quidem mala sunt!“ Quasi tam manifesta negemus;
Haec mala sunt, sed tu non meliora facis.

Dasselbe erscheint dann aber als 758 in deutscher Übertragung mit dem Titel 'Nach Martial':

„Welch unnützes Geschwätz!“ Und leugnen wir denn, was bekannt ist?
Unnütz freilich, doch du — treibst du was Besseres, Freund?

Auch Xenion 759:

Sieh dort erblaßt ein Gewisser, errötet, entsetzet sich, gähnt, kocht
Rache! Verse, so recht! Jetzo gefallet ihr mir.

Dies aus dem schon als Xenion 342 angeführten Latein (VI 61, 3):

Ecce rubet quidam, pallet, stupet, oscitat, odit.
Hoc volo, nunc nobis carmina nostra placent.

Goethes Neigung, Lateinisches im Urtext unter sein epigrammatisches Material zu mischen, deckt sich mit der Wahl lateinisch

geprägter Über- und Unterschriften: „Feriunt ruinae" (aus Horaz; Ilbergs 'Jahrbb.' 1916, 300 ff.), „Haec otia fecit" (aus Virgil; vgl. S. 77), „Ex funere forma" (S. 87 f.) u. a. Endlich das Bekenntnis an die Rigoristen unter den zukünftigen Lesern der 'Xenien', wieder in dem Latein Martials XI 16, 1. 2:

Qui gravis es nimium, potes hinc iam, lector, abire,
Quo libet: urbanae scripsimus ista togae.

Eben dies Distichon 725 schwebte vor, als Goethe seine Verteidigung Martials niederschrieb (1, 467 Paralip. 8):

Aus zu eklem Geschmack verbrannte Nauger Martialen.
Wirfst du das Silber hinweg, weil es nicht Gold ist, Pedant?

Eine andere Fassung Werke 5 II, 374:

Aus zu gutem Geschmack verbrennst du, Nauger, Martialen.
Lieber Nauger, dein Gedicht lieber verbrennte Katull.

Für „eklem" war auch in der ersten Fassung einst „gutem" geschrieben; das weist wohl auf die zweite. Für die Kenner der Lukrezüberlieferung ist der Pedant, den Goethe Nauger genannt, kein Rätsel, seitdem in Lachmanns Vorrede S. 12 das Erforderliche beisammensteht. Danach war der venetianische Patrizier Andreas Naugerius (Naviger) an der zweiten Ausgabe der Aldina jenes Dichters aus d. J. 1515 beteiligt und ein sehr achtbarer Philolog in den Spuren des berühmten Lukretianers Marullus gewesen. Seine 'Opera omnia' sind in Padua i. J. 1718 von den Bergamasker Brüdern Vulpio gedruckt. Goethe ist aber nicht auf dies Humanistenbuch selber geraten, sondern hat aus dem Anhang zu seinem eigenen Handexemplar von Martials Gedichten, Mannheim 1782, sein Wissen von Andreas Naugerius vermittelt erhalten, wie die Notiz von Morris 'Euphorion' XVII (1910) 391 beweist; Morris gebührt also hier die Priorität. Es wird Goethen dann ähnlich ergangen sein wie in jungen Jahren mit dem von seinen Glaubensgenossen damals verlästerten Spinoza, dessen angebliches „Stirnzeichen der Verwerfung" ihn im Jahre 1773 besonders auf ihn aufmerksam machte (Werke 29, 7 f.). Naugerio, auch Staatsmann, Redner und Dichter, über seine Heimat hinaus geachtet, brandmarkte Martial, weil er so viel Anstößiges enthält. Die Brüder Vulpio berichten aus seinem

Leben in der Vorrede der 'Opera' S. XXVI: „Er las nur die besten Schriftsteller, gegen die andern war er ablehnend, wie er denn an einem bestimmten Tage jeden Jahres viele Exemplare Martials zu verbrennen pflegte. Dadurch machte er sich viele Tadler, die es nicht hinnahmen, daß ein ihnen wohlgefälliger Poet, den sie sogar dem Katull vorzogen, der Verachtung preisgegeben wurde." Martial hat seine guten Seiten, und Goethe hat sich zu dem Grundsatz bekannt, an den Fehlern erkenne man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen: „Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders" (Werke 6, 363). Er zog es immer vor, von dem Menschen zu erfassen, wie er dachte, als von andern zu hören, wie er hätte denken sollen. Nicht bloß Martials Witz, sein Wohlwollen gegen Irrende gefiel ihm, und dazu Bekenntnisse wie V 28, 9: „Ich halte den für elend, dem niemand gefällt", den Mißgünstigen, und X 47, 12: ,,Quod sis, esse velis nihilque malis'', „Was du sein könntest (vermöge deiner Naturanlage), sollst du wollen und nichts lieber wollen", was ihm Pindar in dem bewunderten Wort *γένοι' οἷος ἐσσί* ebenso eindrucksvoll gesagt hatte; denn so will es die Natur: „Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat," steht in 'Dichtung und Wahrheit'. Und das hübsche Wort für ihn gerade als Xenienschreiber XIII 2, 5. 6: ,,Quid dentem dente iuvabit Rodere? carne opus est, si satur esse velis.'' Er hat dann in den Paralipomena 1, 437 noch den Spruch des Martial X 4, 10: ,,Hominem pagina nostra sapit'', „Der Mensch spricht aus jedem meiner Gedichte", im Gegensatz zur Unnatur, Künstelei und Gelehrtheit, die er vorher in Beispielen („Du wirst hier nicht Kentauren, nicht Gorgonen, nicht Harpyien finden") und nachher in der Person des Kallimachos charakterisiert: „Freund Mamurra, deine Art willst du eben nicht erkennen und kennen: da lies die Aitiendichtung des Kallimachos!"

I.

Goethe hat in die venetianische Sammlung aus Martial auch einzelnes hineingearbeitet, und das Verständnis ge-

winnt, wo sich herausstellt, worin das Unterscheidende vom römischen Muster, also sein Eigenbesitz, besteht. Ein Freund Martials ist in Tibur gestorben, dem gesundesten Ort in der Umgebung Roms (IV 60). „Da kann man in Zukunft während der Hundstagshitze ebenso gut nach Ardea gehn und nach Castrum Inui nebenan — Malariaorten —, wenn das in Tibur geschehn konnte! Wenn einmal der Todesgott gekommen, dann ist mitten in Tibur Sardinien" — die Malariainsel mit ihrer fürchterlichen Berglandschaft schon im Altertum:

Nullo fata loco possis excludere: cum Mors
Venerit, in medio Tibure Sardinia est.

Den Gegensatz gerade zwischen Tibur und Sardinien hat sich Goethe aus Martial gemerkt und frei angeeignet. Sein Geist ist mit Vorstellungen antiken Lebens und antiker Kunst so durchwachsen, daß er sie nicht mehr von seinem Besitz trennen mag; sie gleiten ihm mit dem Eigenen zusammen. Daher also Sardinien, das er nicht besucht hat, der Ort des Schreckens und der Verödung, dem er in seiner Verstimmung damals Venedig gleichsetzt. Die Inselstadt war ihm der Ort erotischen Mißbehagens geworden, während ihm zur Zeit der römischen 'Elegien' Tibur (Rom) und Weimar zusammenfielen gleichsam als Inseln der Seligen. Nun das Epigramm 26:

„Schläfst du noch immer?" Nur still, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer.
Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft,
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

Ein Dialog zwischen dem Dichter und einem Hausgenossen, als dieser ihn weckt. Aber das breite Bette erinnert den Ruhenden daran, daß er allein schläft: er will nicht daran erinnert sein, will weiter schlafen. Die Situation ist einfach, könnte als originale Konzeption aus Venedig gelten. Die Leser werden, wie die Ausleger der Sammlung auch, unter der Lieblichen Christiane verstehn, und nach des Dichters Willen sollen sie das auch, eben weil das Gedicht unter den venetianischen steht (Loeper I 444). Doch trügt der Schein. Wäre nicht der Titel der Sammlung, dann wiese auf Venedig und Christiane nichts. Nun besitzt aber das Weimarer Goethehaus unter dem Schatze der Handzeich-

nungen eine Skizze von Tischbeins Hand schon vorher aus Rom 'Goethe in seiner Wohnung am Corso', veröffentlicht 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' XXV Tafel 8b. Wir sehen auf dem in diesem Zusammenhange noch unbenutzten Blatte den Dichter in seinem Zimmer, in welchem zwei Junobüsten im Stil der aus Villa Ludovisi und die Hauskatze nicht fehlen, sein Bett, ein breites mit zwei Kopfkissen, ordnend, daneben die Worte: „Das verfluchte zweite Küssen". Tischbein war damals am Corso Goethes Hausgenosse. Wer wird nun aber das Epigramm aus Venedig von diesem römischen Vorgang und der Tischbeinschen Zeichnung trennen wollen? Schon in Rom also bestand das Motiv, und aus Rom ist es nach Venedig erst später übertragen worden, und der weckende Freund gehört eigentlich auch nur nach Rom und ist zum Venetianer auch erst hinterdrein geworden. Die Liebliche aber, im venetianischen Epigramm als Christiane gedacht, war für Rom ein imaginäres Liebchen. Zeichnung und Epigramm sind harmlose Scherze, sie bestätigen nur, wie jetzt, in Venedig, für die dichterische Phantasie Weimar und Rom und selbst Venedig in eins zusammenglitten. Wieder aber sehr lehrreich, wie er den anfänglichen, von ihm selbst gewollten Sinn des vor Venedig fertigen Gedichtes später verwischte, um einen neuen unterzulegen. Umgestaltung, auch Steigerung des Eigenen läßt sich bei ihm nicht so selten beobachten. Wenn der Großen einer seine ihm spontan gekommene Konzeption selbst auch umgestaltet, so ist das Neue freilich das am Ende Gültige. Aber einstmals war ihm doch auch das Alte gültig, und wir andern haben ein jedes der beiden an seinem Platze anzuerkennen und als Metamorphosen in das richtige Zeitverhältnis, in die Sukzession zu stellen, auch in Fällen, wo es sich nicht um den 'Faust' und 'Urfaust', nicht um den 'Meister' und 'Urmeister', sondern um so Kleines handelt, um einen häuslichen Scherz, wie hier. Die Blüte hat ihr Recht und ihre Zeit neben der späteren Frucht, in der Kunst wie in der andern Natur. Goethes Dichtung, die kleine wie die ganz große, hat dieselbe organische Entwicklung wie die Pflanzenwelt. Die Gleichung zwischen dem Schaffen in der Kunst und dem in der Natur hat er so oft ausgesprochen und einmal sogar zeichnerisch festgehalten,

als er die Siegelskizze für die Naturforschende Gesellschaft in Jena unternahm (es wird die Jenaer doch sein, obwohl Akten und Nachrichten sonst über sie seit 1802 heute fehlen, wie der Direktor der Universitätsbibliothek dort Prof. Brandis mir mitgeteilt). Goethe schildert sie selbst (an Meyer, 28. Juni 1806): „Eine Doppelherme von alter und junger Bildung. Das junge Gesicht sieht nach Blumen, die ihm aus einem Füllhorn entgegenkommen, das andre nach Früchten. Dieser Kopf hat einen Eichenkranz, jener einen Blumenkranz, der blumenbekränzte ein langes Haar, das dem Barte das Gleichgewicht halten mag. An den Schultern, wo die Hermen zusammenstoßen, befindet sich ein Löwenkopf, oben sieht ein Adler herüber." Die Zeichnung, damals nicht zur Ausführung gelangt, wurde zum Revers der Bovyschen Goethemedaille von 1831 benutzt.

II.

Eins der venetianischen Epigramme gehört also seiner Konzeption nach schon in die Zeit des römischen Aufenthalts. Das Gleiche möchte ich annehmen von 34b, das für ein Epigramm Goethischen Baues auch ungewöhnlich lang ist, einst vielmehr als Elegie geplant war, wie der Brief vom 10. Mai 1789 dem Herzog meldet, und vielleicht auch schon in Rom in Arbeit gewesen ist. Aber das ist Vermutung. Die Mitteilung, er bereite ihm ein Lobgedicht an einem Platze, wo er ein solches am wenigsten vermuten werde, findet ihre Ergänzung in der andern, daß der Herzog das Gedicht dereinst in den Eroticis, den 'Elegien' also, antreffen werde. Nun aber bildet mit 34b das voranstehende 34a insofern eine Einheit, als es ausspricht und aufzählt, was alles der Dichter nächst den Göttern, die ihn leiten, seinem fürstlichen Gönner verdanke. Diese Versammlung von Wohltaten erinnert wieder an Martial X 47, nur daß bei diesem nur die das Leben beglückenden Dinge zur Erwähnung kommen: ererbtes Gut, gutes Ackerland, eigener Herd, kein Prozeß, wenig Klientendienst, ruhiger einfacher Sinn, Schöpferkraft, Gesundheit, gleichgesinnte Freunde, und ein keusches Liebchen. Goethe formt das um zu einem Gebet an die Götter, denen er verdanke, was er schon hat, und sie gönnten ihm schon

das meiste. Da stand nun am Ende von 34a ursprünglich das Verspaar:

Mehr hat Horaz nicht gewollt, er fand es; weniger wollen
Kann man mit größerm Verdienst, und man erhält auch nicht das.

Dies Distichon ist von ihm später aufgegeben, aus dem Texte beseitigt und in die Paralipomena verbannt worden. Damit war auch der Hinweis auf die Anregung der Satire II 6 verschwunden, den Dank an Maecenas, der ihm ein festes Heim und was dazugehört gewährte — wie Karl August Goethen das Gartenhaus an der Ilmwiese. Der beseligenden Empfindung, das Ersehnte nun zu besitzen, gibt die schönste der Horazischen Satiren die wärmste Form. Soweit geht das Epigramm, einst römische Elegie, den Horaz an und den Hinweis auf Maecenas. Bei Goethe trat nun aber hinzu, daß ihm der Herzog außerdem noch Rom zugänglich gemacht hatte, und dorthin gerade weist der letzte Ursprung des unter den venetianischen stehenden Dankgedichts. Darauf bezieht sich also der Schlußvers von 34b, und so erst gewinnt es besondere Kraft, wenn wir hören: „... er war mir August und Maecen". Was einst August — natürlich für Virgil — und Maecenas für Horaz, das zusammen ist mir mein Herzog gewesen — und ist es natürlich noch. In der Doppelung „August und Maecen" sollen wir nicht etwa eine Übertreibung sehen, buchstäblich bleibt alles wahr und richtig. Augustus hatte dem Virgil die Existenz so gesichert, daß er als Dichter ohne Sorgen war; er hatte ihm bei der Ackerverteilung sein väterliches Landgut und damit die Heimat erhalten, während ringsherum die Besitzer von ihren Höfen weichen und in die Fremde fliehen mußten. In der ersten Ekloge schildert Virgil dies Erlebnis, auch in einem Dankgedicht. Und da fällt das Kernwort von dem Fürsten in dem Sinne: „Nobis haec otia fecit", ein Wort, das wie ein Motto über Goethes 'Römischen Elegien' stehen könnte. Nun also wissen wir genau, worauf die Erwähnung des Augustus neben Maecenas in jener einst römischen Elegie abzielte: es sind eben die Worte Virgils „Nobis haec otia fecit". Das hat Goethe auch selbst noch viel später ausgesprochen, nicht zwar vor der ganzen Welt, aber vor dem ganzen Weimarer Ländchen. „Als am 3. September 1825, an dem schönen Tage, da Stadt und

Großherzogtum das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Karl Augusts beging, Goethe sein Haus am Frauenplan schmückte, da wußte er als Inschrift über die Pforte kein treffenderes Wort, kein herzlicheres Geständnis zu setzen als das Virgilsche: 'haec otia fecit'." So Hecker sehr schön im letzten 'Jahrbuch' S. IV. Und auch hier werden wir feststellen: einst hatte Goethe den Virgilvers auf seinen römischen Aufenthalt bezogen, hernach — als er ohne besondere Dienstverpflichtungen in Weimar leben konnte — auch auf sein Weimarer Leben. Das war alles um so leichter, als dasselbe Virgilgedicht neben dem Dank an Oktavian noch das Lob der Roma nobilis enthielt. Solche Fragen wie: „Et quae tanta fuit Romam tibi causa videndi?" nebst der Antwort: „Libertas, quae sera tamen respexit inertem . . Respexit tamen et longo post tempore venit", und dann auch noch dieser Gedanke bei dem Römer: „Solange mich meine Geliebte, die Galatea, in Fesseln hielt, nec spes libertatis erat", usf. mußten, leicht abgebogen auf Goethes persönliche Verhältnisse und Stimmungen in der letzten Weimarer Zeit vor Rom, ihn geradezu erschüttern durch ihre Anwendungsfähigkeit eben auf ihn selbst. Fortunatus läßt sich der beglückte Virgil ebendort nennen, und enthusiastisch ist sein Dankgefühl gegen den Wohltäter und am Ende ohne Worte.

III.

Zurückgekehrt aus Venedig widmete Goethe den größeren Teil der Epigramme auf zierlichen Blättern abschriftlich der Herzogin, in deren Gesellschaft er die Inselstadt eben verlassen, mit diesem Begleitdistichon:

Sagt, wem geb' ich dies Büchlein? Der Fürstin, die mir's gegeben,
Die uns Italien noch jetzt in Germanien schafft.

Das ist ganz Katulls erstes Gedichtchen, die Widmung: „Wem geb' ich dies niedliche Buch, dies zierliche, eben fertige neue Büchlein? Cornelius, dir, denn du pflegtest von meinen Kleinigkeiten etwas zu halten" usf.

Cui dono lepidum novum libellum
Arida modo pumice expolitum?
Corneli, tibi: namque tu solebas usf.

Den Katull las Goethe schon in der Straßburger Zeit; Ramlers 'Hymen' sei eine Nachahmung von Katulls 'Epithalamium', schreibt er damals in sein Tagebuch, und die 'Brautnacht' hat, wie auch bekannt, Anklänge an eben dasselbe Gedicht.

Katull 55 ist ein Scherzwort an einen römischen Freund, der ihm plötzlich aus den Augen gekommen war, sich aber in Rom aufhalten sollte; da gibt er in dessen Wohnung eben dies Gedicht ab und fragt darin: „Wo bist du? Ich suche nach dir überall, auch bei den Mädchen unsrer Bekanntschaft finde ich deine Spur nicht mehr. Eine von ihnen hat mir aber schalkhaft gesagt: 'Der ruht sich irgendwo bei einer Schönen aus.' Also sage mir: wo bist du? Oder vielmehr, es ist schon besser, du sagst nichts, wenn du nur Glück hast in der Liebe." Eine triviale Sache des guten Jungen, aber zierlich gesagt. Daraus hat nun Goethe in den Paralipomena zu den venetianischen Gedichten (Werke 1, 437) diese Verse ausgeschrieben, die man als einen Vorspruch bezeichnen kann: „Wenn du deinen Mund verschließest, wirst du dich um jeden Genuß an deiner Liebe bringen: Freude hat Venus an gesprächiger Rede":

Si linguam clauso tenes in ore,
Fructus proicies amoris omnes:
Verbosa gaudet Venus loquella.

Wer ein Schätzchen hat, wie Goethe in Weimar, muß schon davon reden — das erhöht den Genuß. Der Satz gilt in der öffentlichen Meinung (*λέγεται κάλλιον τὸ φανερῶς ἐρᾶν τοῦ λάθρα* Platon, Symp. 182D). Aber dem Katull und der Jugend erscheint die andre Devise: „Verschwiegen wie das Grab" weniger gefährlich, und für Nietzsche ist es „furchtbar, zum Schweigen verurteilt zu sein, wenn man soviel zu sagen hat"; er nennt in immer neuen Wendungen die Unmitteilsamkeit in Wahrheit die furchtbarste aller Vereinsamungen. Goethe merkte sich die Katullverse, da sie ihm auf seine Lage in Venedig zuzutreffen schienen, wo er den Freunden wohl die ersten Andeutungen über sein Erotion zu Hause macht. Wie sich jener Katullische Freund seinen Genossen entzogen, aus demselben Grunde hatte Goethe in Weimar seine Heimlichkeiten gehabt. Eigentlich bezieht sich das Catullianum nur auf solche Verse unter den venetianischen, die auf Christiane

Bezug nehmen und dann doch wohl auch während seines frisch empfundenen Glückes auch in Weimar entstanden oder doch konzipiert worden waren. Für einen Christianezyklus der Venedig vorausliegenden Weimarer Zeit hätte sich ein glücklicheres Motto kaum finden lassen. Der Aufenthalt in Venedig zeigt Christiane zur Venetianerin umgebildet noch in einem andern der Epigramme (Nr. 80), das in dem nächsten Abschnitt besprochen werden soll.

IV.

Wenn auf beschwerlichen Reisen ein Jüngling zur Liebsten sich windet,
  Hab' er dies Büchlein: es ist reizend und tröstlich zugleich.
Und erwartet dereinst ein Mädchen den Liebsten, sie halte
  Dieses Büchlein, und nur, kommt er, so werfe sie's weg.

Der Jüngling schöpfe auf der Reise Unterhaltung und Trost aus dieser Sammlung, die ihm zeigt, was jemand vor ihm inmitten von allerlei Beschwerlichkeiten ausgestanden, bis er wieder zur Geliebten seines Herzens zurückgekehrt. Sie aber, allein gelassen und den geliebten Mann zurückerwartend, lese in dieser selben Sammlung und male sich aus, was alles jener zu erdulden hatte, auch innerlich, um ihretwillen. Ist er dann endlich da und tritt er heran, so werfe sie es weg und eile ihm entgegen. Ein Idyll der Erwartung so lieblich wie einfach, ein Momentbild, das keinen Anspruch auf höheren Wert macht, nur Liebenden, die im Augenblick getrennt sind, zur Unterhaltung dienen will, bis sie wieder vereinigt sind. Nur ein Zeitvertreib. „Wie man Geld und Zeit vertan, Zeigt das Büchlein lustig an", meldet der eine Vorspruch. So etwas steht, und wirklich überraschend ähnlich, im Liederbuch des Properz III 3, 19 f. Diesen Dichter haben, wie er schildert, der Dichtergott Apollon und die Musen in Person auf die Liebesdichtung gewiesen und ihm das Epos untersagt: „Weiche Gedichte sollst du machen mit der Wirkung, daß oft das Mädchen, erwartet sie einsam den Geliebten, in dem Bändchen lese, um es auf die Bank zu werfen, wenn er kommt":

Ut tuus in scamno iactetur saepe libellus,
  Quem legat exspectans sola puella virum.

Properz hat Goethe nicht bloß im allgemeinen zu den römischen und den andern Elegien begeistert: es ist derselbe, dem Goethe

ein wesentliches Element der Elegie 'Euphrosyne' (II 3) verdankt, wie ich in Ilbergs 'Jahrbb. für das klassische Altertum und die deutsche Literatur' 1920, 281 ff. ausgeführt habe. Also, bedarf es der Worte, um auch der — vor mir schon von Heller gefundenen — Properzentlehnung für das Epigramm zur Anerkennung zu verhelfen (Fleckeisens 'Jahrb.' 1863, 507)? Und sieht es nicht aus wie bewußte Abweichung oder gewollter Gegensatz oder Selbstunterscheidung zu Properz, wenn Goethe in einem andern Gedicht (81), gleich dem nächsten, so spricht:

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verstohlen
Im Vorbeigehn nur freundlich mir streifet den Arm,
So vergönnt, ihr Musen, dem Reisenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunst noch bevor!

Irgend ein größeres Gedicht, eins in höherem Stil. Dem Properz dagegen hatten die Musen das Epos verboten.

V.

Wie sich Goethe rein menschlich in dem tüchtigen Horaz wiederfand, ist oben S. 77 und ausführlich in Ilbergs 'Jahrbb.' 1917, 439. 443 dargelegt. Das Xenion 308

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer an rosigtem Band!

trug ursprünglich die Überschrift: 'Horaz'. Dann aber fiel sie weg. Darin liegt nicht unklares Sicherinnern. Der Hergang war dieser. Goethe wollte erst eine Charakteristik des Horaz geben, des heitern Lebenskünstlers, dem Freiheitsgefühl das Element war. Dann aber fand er das Distichon wie zugeschnitten auf sich selbst; da strich er den Namen des Römers. Die Bedeutung des Xenions liegt darin, daß der menschlichste unter den römischen Dichtern von Goethe als sein antikes Gegenstück, dies Wort ganz menschlich genommen, aufgefaßt wurde. Nun die hierhergehörigen unter den venetianischen Epigrammen. Nr. 5 zeigt Goethe in der Gondel auf dem Canale grande behaglich hingestreckt, Menschen und Boote beobachtend. Da trifft ihm ein Lorbeerzweig derb die Wange —

. . . Ich rief: Daphne, verletzest du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
„Dichter sünd'gen nicht schwer. Leicht ist die Strafe. Nur zu!"

Was die mythologische Daphne hier soll? Der derbgeworfene Lorbeer will Symbol sein in doppeltem Sinne. Er ist Dichterschmuck, Anerkennung und Lob seines venetianischen Dichtens, zugleich Strafmittel, daher derb geworfen; denn Strafe habe er verdient, aber nur leichte: er hat nicht schwer gesündigt. Dichter pflegen das nicht. „Fahre du nur fort, wie du es treibst.“ Was treibt er denn aber in der bequemen Gondel und auf der Piazza und auf den Gassen der Inselstadt? Worin liegt das Moment des Leichten hier im Sündigen? Er beobachtet das frische Menschenleben, wie es sich ihm dort bietet, in allen Erscheinungsformen voller Teilnahme, ganz still für sich, bald schalkhaft, bald unwirsch, wohl auch einmal ungerecht, kann sein. Er bleibt als Beobachter innerhalb der Sinnenwelt, ist zugleich aber Dichter auch hier, und zum Dichter gehört, daß er sich über das Wirkliche erhebt. Wo beides sich verbunden hat, erst da wohnt die Kunst, sagt Schiller (an Goethe 14. Sept. 1797), und Goethe dachte und handelte nicht anders, wo er hier das ridendo dicere verum unternimmt. Es mag auch sein, so bekennt er launig und offen, daß dabei wenig Poesie herauskommt und daß ich zu tadeln bin; das, was diesen Versuchen zugrunde liegt, ist doch auch etwas und nicht ganz gering. Nun hat Goethe auch hier ein Muster vorgeschwebt, das er auf sich bezog. Er schrieb sich nämlich — nach den Paralipomena (Werke 1, 436) — aus Horazens Satiren I 4 folgendes zu seinem Gebrauch in diesen Poemen aus: „Deutsch hin, deutsch her. Warum die Epigrammenform?

Haec ego mecum
Compressis agito labris; ubi quid datur oti,
Illudo chartis. Hoc est mediocribus illis
Ex vitiis unum.“

Darauf geht der Eingang des Satzes. Das Grimmsche Wörterbuch bemerkt: „Hin und her in einem Ausruf, um eine Tat, ein Bedenken, einen Einwurf als nichtig hinzustellen.“ Goethe denkt einen Satz des Inhalts vorausgegangen: „Du sollst deutsche Vorsprüche brauchen, nicht solche aus dem Latein!“ Darauf er: „Das ist mir ganz gleich, ob deutsch oder nicht, wenn sie nur die Sache treffen.“ Horaz schildert dort, daß er, ohne ein genialer Dichter zu sein, in seinen Satiren voller Freimut sei und ohne Bosheit,

und unter dem Scherz sehe der Ernst hervor. Geweckt sei diese Neigung durch die väterliche Erziehung: der Vater lehrte ihn praktische Ethik unter Hinweis immer auf das Treiben und die Fehler der Menschen. Da habe er sich früh gewöhnt, dergleichen auf das Papier zu bringen. „Wehre mir solches nicht: es ist das meine Schwäche und auch meine Stärke. Du läßt dir sonst die ganze Clique der Dichter auf den Hals." Eine Abfertigung derer, welche diese Art der Satire, d. h. die Betrachtung des bunten Lebens, wie es ist, verurteilten. „Ja wohl, eine Sünde ist dies, aber diese Sünde ist klein, und ich behalte sie. Ich bleibe mir selbst getreu. So wie mich die öffentliche Halle, wo alle Welt flaniert, aufgenommen hat, oder auch auf meinem Arbeitssofa sage ich mir: so ist es recht oder auch nicht, wie dieser oder jener gehandelt hat oder handelt. Und dann werfe ich das aufs Papier." „Hoc est mediocribus ex vitiis unum." In seinen Augen ist es kein schlimmer Fehler, ein Fehler vielleicht. Wer gedenkt hier nicht gerade auch des 'Iter Brundisinum' mit dem gesättigten Behagen an der Satire und seinem schäumenden Humor, des Prachtstücks der Satirensammlung, das aus dem vollen Leben geschöpft ist? Da sehen wir Horaz mit großen Augen herumgehen und mit klugen Gedanken das Bemerkte in seine Schreibtafel eintragen, von wo es, vergoldet durch seine Phantasie, in das Satirengedicht gelangte. Von einem der Verfasser der 'Dunkelmännerbriefe', Crotus Rubianus, ist das Wort bekannt, er habe das in Kirchen und Hörsälen Wahrgenommene in sein Notizenheft eingetragen und daraus seine grotesken Scherze und sein ganzes unsterbliches Lachen gemacht (Strauß, 'Hutten', S. 185). Horazens freie Selbstkritik fand Goethes Beifall. Daher wendet er sie an auf sein venetianisches Dichten. Mit welchem Glück, wird sich, wer diese anspruchslosen Liederchen, diesen 'Libellus epigrammatum', wie er ihn selbst bescheiden nennt, mit Freiheit liest und aufnimmt, jetzt leicht sagen können und mit herzlicher Freude sich wiederholen, was der bescheidene Verfasser im letzten der Gedichte noch einmal erinnert, damit ja niemand zu viel erwarte:

Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
In der Neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit süßer Erinnrung,
Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt.

Alles, was er berührt, wird ihm unter der Hand gleich ein behendes Gedicht (Nr. 100): das war sein Wunsch und sein Gebet an die Musen, als er von neuem Italiens Grenzen betritt: „So vergönnt, ihr Musen, dem Reisenden kleine Gedichte“ (Nr. 81). Daß er aber die Musen anruft, auch das wird ihm von Neueren verdacht.

Auf Horazens 'Iter Brundisinum' Sat. I 5, 98 f. weist Epigramm 6. Der Römer spottet da lustig über das Wunder von Gnatia: es glaube wer da Lust hat, daß, legt man Holz auf den heiligen Fels dort, sofort ein Feuer hervorbreche; das sei eine lächerliche Scherzgeschichte. Und nun hat Goethe I 437 der Paralipomena Verse des Horaz aus jener Wundererzählung sogar lateinisch angeführt (101 ff.):

... namque deos didici securum agere aevum
Nec siquid miri faciat natura, deos id
Tristes ex alto coeli demittere tecto.

Die Gläubigen, die Priester dort in Italien, beseligt ein falscher Begriff; sie sind wundersüchtig, es ist zum Lachen (unter Tränen). Auch Goethe war ein Pilgrim gewesen damals, als er zum ersten Male nach Italien herüberkam. Das ist jetzt — in Venedig — vorbei, denn seine Liebe zu Italien ist dahin: von dem Idealbegriff Italien hat er sich freigemacht. „Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ“ steht in Nr. 4. Damit sind Nr. 6 und Nr. 7 als Komplemente erwiesen:

6. Seh' ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Tränen enthalten.
O, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

7. Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!

Benutzt hat Goethe das eben genannte Horazische Motiv — aber was hat er daraus gemacht! Horaz ist hier wirklich nur spottend bei der Sache, Goethe innerlich erschüttert bei dem Gedanken an den Verlust seiner großen Liebe zu dem Italien seiner einstigen Sehnsucht: „Kennst du das Land —.“

Bei der Abfahrt des Postschiffes aus dem Neapeler Hafen nach Palermo, die Goethe beobachtet und beschreibt, hatte ihn damals seine Phantasie auf den Gedanken geführt: „Wenn jemand Liebes so abfahren sähe, möchte man vor Sehnsucht sterben.“ „Was ist allgemein? Der einzelne Fall.“ Diese doch sehr alltägliche

Begegnung, ein Fall für Tausende, hatte einen so nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ihren Wert durch Betrachtung und Gefühl ins Ungewöhnliche steigerte und sie zuletzt zum Gegenstande einer seiner schönsten Dichtungen machte. Zunächst aber wurde sie Anlaß zum Epigramm 97. „Ein lebhafter Eindruck", sagt er einmal (Werke 24, 203), „ist wie eine andere Wunde: man fühlt sie nicht, indem man sie empfängt. Erst später fängt sie an, zu schmerzen und zu eitern." Das Bild, die Vorstellung ist so angenehm, so liebenswürdig, daß man unwiderstehlich sich hingezogen fühlt und immer wieder verweilt. Ein zweiter Keim zu dem Epigramm liegt in der Goethe wohlbekannten Ode I 3, in welcher Horaz die Abfahrt seines Freundes Virgil nach Athen behandelt. Aus beiden Anregungen, dem letzthin persönlich empfundenen Erlebnis und dem literarischen Vorbilde Horaz, ist wie so oft das Gedichtchen Goethes geworden, das in Venedig spielt und Christiane einsetzt, um sie mit dem Schiffe scheiden zu lassen. Vordem standen irgendwelche Personen wohl fertig da, in Haltung und Stimmung, aber erst jetzt atmen sie: er und sie.

Ach, mein Mädchen verreist! Sie steigt zu Schiffe. — Mein König,
  Aeolus, mächtiger Fürst, halte die Stürme zurück!
Törichter, ruft mir der Gott, befürchte nicht wütende Stürme,
  Fürchte den Hauch, wenn sanft Amor die Flügel bewegt.

„Mein König", nämlich der Winde, wie dort bei Virgil; „mein" ist kosend. Aeolus, der König der Winde, hat im Glauben der Italiker damals seinen Sitz auf der Insel Lipara zwischen Neapel und Palermo; Goethe nennt ihn sehr passend auch in dem Gedicht 'Glückliche Fahrt', das den Aeolus „das ängstliche Band", die Fessel des Schlauchs der Winde, endlich lösen läßt, und bekanntlich spiegelt dies Gedicht einen Vorgang, den Goethe an den Felsen von Capri erlebte. Weiter. Eine Ausgestaltung jenes Keims und dieses Epigramms liegt dann in der leise auch in den Namen hellenisierenden Elegie 'Alexis und Dora' vor, wo gerade auch am Schluß das Eifersuchtsmotiv in Wirkung tritt. „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn", und im besonderen folge „jedem unerwarteten und unverdienten Liebesglück unmittelbar Furcht des Verlustes". Hübsch das wörtliche Zu-

sammentreffen der Gebete am Schluß von 'Alexis und Dora' Vers 150 (an Zeus): „Donnere schrecklicher! triff! — Halte die Blitze zurück!" und des Epigramms: „Aeolus, mächtiger Fürst, halte die Stürme zurück!" Es trifft hier zu, was Goethe einmal bildlich gesagt: aus den vorbereitenden Kelchblättern ist diese Elegie hervorgestiegen wie eine Wunderblume, alle Erwartungen übertreffend. So wie nach einer glänzenden Beobachtung Pniowers die Gretchentragödie ihre Vorform in der Geschichte eines jungen Mädchens hat, das nach dem Wertherbrief vom 12. August „vor weniger Zeit im Wasser tot gefunden wurde", weil es sich von einem Liebhaber betrogen und verlassen sah: ein Ereignis, das Goethe dann mit seinen Erlebnissen einst in Frankfurt, dann in Sesenheim verbunden hat. So könnte man fortfahren und die Fälle häufen. Er schreibt aus Frankfurt an Langer gegen Ende 1769 bei der Übersendung des Drucks seiner Leipziger 'Neuen Lieder in Melodien': „Hier sind denn meine Lieder. Ihre Liebe zu mir soll sie Ihnen schätzbarer machen, als sie an sich nicht sind, hoffe ich. Die Geschichte meines Herzens in kleinen Gemälden! Wenn je Gedichte nicht unter Batteux' Grundsatz gegangen sind, so sind's diese, nicht ein Strich Nachahmung, alles Natur. Und drum werden sie mir und meinen Freunden ewige Denkmale meiner Jugend sein. Lesen Sie doch die ganze Ode des Horaz, woraus das Motto genommen ist. Die fünfte im ersten Buch, das ist der Geist meiner Lieder" — das Gedicht an Pyrrha, das nußbraune Mädchen, das lose, das ihm einst so angenehm gewesen war, daß er ihr Bild eine Zeitlang im Schrein seines Herzens bewahrt hatte. Die Sache nahm für Horaz ein Ende: ein Nebenbuhler trat in Tätigkeit, und der Dichter darf schließlich die erloschene Liebe beklagen — ganz wie für Goethe wenigstens nach seiner Auffassung. Das an Langer übersandte Exemplar enthält von Goethes Hand als Widmung die Schlußverse der Ode I 5:

Horatius
Me tabula sacer
Votiva paries indicat uvida
Suspendisse potenti
Vestimenta maris deo.

Diese Pyrrha des Horaz ist ein Wesen wie Lydia und Chloe, jene im 'Wilhelm Meister', diese im 63. Epigramm: „Chloe schwöret,

sie liebt mich —–", beide aus Horaz (wie in den 'Jahrbb. für das klassische Altertum und die deutsche Lit.' 1917, 411 nachgewiesen). Zu ihnen tritt jenes an Pyrrha gerichtete Gedicht des Horaz: „Welchen Fant magst du, Pyrrha, jetzt mit deiner Gunst beglücken? Wie werde ich ihm über deine Unbeständigkeit die Augen öffnen! Ja, ich weiß davon zu reden und bin dem Gotte dankbar, aus dem Schiffbruch meiner Liebe so davongekommen zu sein." Diese Pyrrha ist wetterwendisch und trügerisch, unbeständig wie die See, daher das Schlußbild als Motto Goethes. Es geht ihm damals, wie er meint, mit Käthchen wie dem Römer mit seiner Schönen: mit eifersüchtigem Hohn malt er sich die Szene vor, wie die ehemals Geliebte mit dem neu eingefangenen Bürschchen herumkost, ihn leidenschaftlich an sich drückt, das an derselben Stelle, welche vordem das Liebesglück des Dichters gesehen, wie sie, um ihn zu fesseln, das üppige Haar zurückbindet, allen Putz und Schmuck verschmähend, gerade aber in dieser Schlichtheit entzückend, die er nun gesucht nennt und berechnend. „Aber der wird sie in ihrer wirklichen Natur schon kennen lernen, lange dauert das Spiel der Gleisnerin nicht. Von mir meldet das dem Gott des Meeres einst gelobte Bild des Schiffbruchs an der Tempelwand, daß ich gerettet bin und ihm meine Kleider zum Dank aufgehängt habe." Es ist noch nicht beachtet, daß Goethe in den Worten an Langer seine Leipziger Annette, Käthchen Schönkopf, in Unmut sogar mit dem nußbraunen Mädchen des Horaz auf die gleiche Stufe gestellt und das dem Freunde, der das Ende dieser Liebe in Leipzig mit angesehen, noch besonders bemerkbar gemacht hat. Aber das kann hier nicht verfolgt werden.

VI.

Die Vereinigung von Werken, gerade auch von Kunstwerken, als Inventarstücken in großen Sammlungen ist gewiß ein oft großartiger Besitz und die Rettung vor dem Untergang oder der Vergessenheit, aber doch auch ein Abtötendes gegen das lebendige Reich der ersten Schöpfung, der Natur wie der Kunst, eigentlich eine Roheit, von wem auch immer das Vereinigen und Sammeln ausgehe, gegenüber dem alten Stand und Heimatsboden. Nur für das Bücherwesen hat Goethe das nicht ganz

zugegeben, sondern mit seinem „ex funere forma“, „aus dem Grabe sproßt auf das geformte Leben“ schön geantwortet, als er das im 'Jahrbuch' 1924 veröffentlichte Sinnbild für die Jenaer Bibliothek (und damit für alle wissenschaftlichen Sammlungen) durch den jugendlichen Schinkel aus der berühmten Stelle des Vitruv IV 8 f. entwerfen ließ. Sein 'libellus epigrammatum' war von Anfang an ohne Zwang und Folge nicht als wohlgeordnetes Büchlein gedacht und zusammengeschrieben, sondern auf einzelnen Blättern flüchtig hingeworfen. Jedes Gedicht stand einst selbständig für sich und meist allein. Er fügte dann ein und baute fort. Daher in Zwischenräumen wohl auch dieselbe Idee anklingt. „Dichten ist ein lustig Metier, nur find' ich es teuer“ und „Wie man Geld und Zeit vertan, Zeigt das Büchlein lustig an“, diese Verse sagen eigentlich alles und schließen an sich schon einen durchgehenden Ordnungsgedanken einfach aus, und Burkhardt hatte ('Grenzboten' 1872, Nr. 46, 274) recht, das Ganze als eine Art Album zu bezeichnen. Darum herrscht hier aber noch nicht das Chaos, und teilweise wird eine Ordnung doch kenntlich in der Sammlung als solcher. Wir wissen aus seiner Praxis, und wir wissen aus einem Briefe aus Rom an Herder, wie Goethe seine Gedichte mit bewußter Absicht zu ordnen pflegte: „Zur Stellung der verschiedenen kleinen Gedichte habe ich mir“ — er meint bei der Sammlung der 'Vermischten Gedichte' im 8. Bande der Göschenschen Gesamtausgabe (1789) — „deine Sammlungen der 'Zerstreuten Blätter' zum Muster dienen lassen und hoffe zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen“ (Werke 32, 289).

Die venetianischen Epigramme gleichen trotz der Verschiedenheit der Form dem ersten Satirenbuch des Horaz: dieselbe goldene Laune, derselbe feine Humor und bittre verdrießliche Spott und allerlei Verstimmung, auch durch die Seele zuckende Blitze. Goethes Epigramme über und aus Venedig darf man, sicher gilt das von den meisten, nicht nur vereinzelt betrachten: erst der Kreis, der ganze Blätter- und Blütenkranz, macht sie zu etwas Besonderem und Bedeutendem. Es hat ihnen nicht gerade

genützt, daß sie in der Isolierung geblieben sind. Goethe hat doch auch in der 'Italienischen Reise' solche Momentbilder oder Bildgedanken gehäuft, Reliefstreifen, wie er das im Eingangsgedicht der Sammlung nennt, oder auch „Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt" (Werke 1, 307, Vers 12). In dem Briefe aus Neapel, um einen besonders schönen Beleg anzuführen, schreibt er an die Weimarer Freunde am 19. März 1787: „Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, man sieht die unnachahmlichsten Bilder. Am Molo, einer Hauptlärmecke der Stadt, sah ich gestern einen Pulcinell, der sich auf einem Brettergerüste mit einem kleinen Affen stritt, drüber einen Balkon, auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feilbot. Neben dem Affengerüste ein Wunderdoktor, der seine Arcana gegen alle Übel den bedrängten Gläubigen darbot; von Gerhard Dow gemalt, hätte solch ein Bild verdient, Zeitgenossen und Nachwelt zu ergötzen" (Werke 31, 62). Er beschreibt dann das Fest der Frittaruoli und schließt: „Dergleichen könnte man endlos erzählen; so geht es mit jedem Tage, immer etwas Neues und Tolleres . . . Und so findet man überall Kellner und Hausknecht. Mit dem unsrigen macht' ich mir heute eine besondere Lust, und es war weiter nichts, als daß ich ihn schickte, Papier und Federn zu holen. Halber Mißverstand, Zaudern, guter Wille und Schalkheit brachte die anmutigste Szene hervor, die man auf jedem Theater mit Glück produzieren könnte." Hebbel sagt einmal: „Die Individuen sind als solche schon komisch an sich." Wer sie betrachtet und schildert, sieht und beschreibt schon, ohne gerade darauf auszugehn, eine schwache oder komische Seite mit, wenn nicht gleich mehrere der Art. Auch alles Ultramontane, die italienischen Menschen und Dinge, die Ausnutzung der Fremden, die Priesterherrschaft und die ganze Wirtschaft und Mißwirtschaft der Kirche, der Mißbrauch des Kreuzes, der Pilgerunfug, die Einfältigkeit des Volkes u. a. hat seine komischen, drolligen, Ärger und Zorn erregenden Züge, je nach der eigenen Stimmung des Erlebenden. Dann wieder die Bilder aus den Osterien und Buden und Gassen und Plätzen, das ganze Volksleben und Treiben, das Gesamtbild dieser Phäakenstadt mit ihrem damals noch wirbelnden

Leben, gehalten gegen Rom, die Niobe der Städte, mit seinem seelenvollen Ausdruck und seiner wehmütig großartigen Naturumgebung. Für Goethes Epigramme traten dann noch andere Dinge hinzu, die Erinnerungen an den eben verlassenen Norden, die engen Weimarer Verhältnisse, die literarischen Dinge im weiten Deutschland, die von Frankreich her drohende Weltrevolution, dazu die Liebe zu seiner inzwischen begründeten Häuslichkeit und die dankbare Erinnerung an seinen Herzog. So kreuzen sich Hohes und Gewöhnliches und gehen in diesen Versen bunt durcheinander: „Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern; Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz" (Werke 1, 273). Getrennt sind die Epigramme wenig und bedeuten nicht viel. Goethes Losung lautet geradezu: in Bündeln brennen solche Dinge besser, da hat auch Kleines neben dem Großen Platz, Profanes aller Art neben Heiligem. Diese bunte Fülle aller menschlichen Dinge mit und ohne Kritik, das ist es, was der Horazischen Satire und dem venetianischen Epigrammenbuch, dies jetzt aber als Sammlung aufgefaßt, gemeinsam und charakteristisch ist. Goethe selbst hat in dem einst geplanten, dann weggelassenen Gedicht Werke 1, 466 einen Vergleich, den wir noch brauchen wollen:

Wenn ein verständiger Koch ein artig Gastmahl bereitet,
Mischt er unter die Kost vieles und vieles zugleich.
So genießet auch ihr dies Büchlein, und kaum unterscheidet
Alles ihr, was ihr genießt. Nun, es bekomm' euch nur wohl!

Die Alten haben für den literarischen Begriff 'Satura' den Hinweis auf die lanx satura, die volle Schüssel, und nehmen Satire metaphorisch als bunte Schüssel vom Tisch des Lebens. Ennius und Pacuvius nannten eine Sammlung von solchen bunten Gedichten 'Satura'. Auch dramatische Saturae gab es früh, Togaten wie Atellanen, bunte Schaustücke, wie schon viel früher in Athen z. B. die 'Acharner' des Aristophanes; und dann das 'Jahrmarktsfest von Plundersweilern' — was ist es anders als ein „carmen ex diversis poematibus constans"? So aber lautet eine antike Definition der Satura. Goethe hat in dem ersten Epigramm dieselbe Auffassung seiner Sammlung, nur anders, zum Ausdruck gebracht:

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben . . .
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

Er sah solche Darstellungen auch auf der Igeler Säule, die er liebte, beisammen.[1]) Und dann braucht er noch die 'Apostelgeschichte' Kap. 11:

Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Tiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein sich dir.

Nie wieder hat er so das Leben um des Lebens willen verfolgt wie in Italien, wo ihm je nach der Stimmung auch der unbedeutendste Fleck zum Theater wurde, und dichterisch nie wieder so zusammengefaßt wie in dieser venetianischen Sammlung.

Man hat wohl gesagt: Goethe verwendete und verwertete die überlieferten dichterischen Formen nach freiem Ermessen so, wie sie ihm geeignet erschienen, dem Drang seines künstlerischen Wollens und seiner Phantasie zu genügen. Man sagt auch: er prägte ihnen seinen ganz persönlichen Stempel auf, als wären sie etwas ganz Neues, eben Entstandenes. Unbewußt, aber wundervoll wird von ihm die gewählte Dichtform auf einen reinen, den ursprünglichen, Sinn und Wert zurückgeführt; er erkennt im Ganzen wie im Einzelnen das Richtige, wie das echte Genie, intuitiv. Ich meine das hier so. Zwei Horazische Satiren, I 4, II 6, haben wir bis in die Vorsprüche in den venetianischen Epigrammen wirksam gefunden. Die Benutzung und im allgemeinen die Ähnlichkeit, die innere Verwandtschaft, gehn weiter und sind nicht ohne eigenes Recht und tieferen Grund. Trotz den verschiedenen Metren, jene Satiren und dies Epigrammenbuch decken sich ihrem Wesen nach: dies ist im Grunde eine Satira,

---

[1]) Wie mußte es den Dichter des 'Ganymed', den eben A. Biese in dem Privatdruck der Frankfurter Goethefreunde enthusiastisch erläutert, ergreifen, als er vor dem Sekundinierdenkmal stehend auf seiner Bekrönung aus aller Zerstörung heraus den Raub des Ganymed durch den geflügelten Boten des Zeus erkannte — er als Erster! Da rauschten dem Interpreten an der Mosel und Saar die Fittiche des Adlers, die den troischen Königssohn aufwärts getragen, wie einst in der stürmischen Wetzlarer Zeit dem Poeten. In ihrem Prachtwerk 'Das Grabmal von Igel' 1925, 90 haben Dragendorff und Krüger Goethen als genialem Ausleger des antiken Werkes ein monumentum pietatis gesetzt.

ein großes Bilderbuch aus dem flutenden, auf jeder Seite neue Reize und Entdeckungen bringenden Leben und Erleben, voll Gemüt und Witz und Spott. „Richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen, denn das taten die Alten auch, da sie lebten" (Gespräche[2] III 253). Und wie sich aus Horazens Satiren seine Episteln entwickelten, so laufen die epigrammatischen Fäden von den venetianischen Distichen, dieser großartigen Satire, hinüber in die andre große Satire, das Xenienbuch, in dem nur eben der Wille zu strafen, der heilige Zorn und der Unmut, das Wesentliche wurde: während dort die Schilderung der Dinge, wie sie sind, das Übergewicht behielt und auch dem Lasziven und Widrigen und Niedrigen zwar nicht auswich, dies aber auch aus dem Spelunken- und Straßentreiben in reine Kunst und Lebenslust emporhob und adelte. Auf diesem Wege wird das scheinbar Widersprechende auch hier vereinigt und versöhnt, gebunden durch den Zauber, den die Mutter Natur ihren Lieblingen, den Dichtern, bei der Geburt ins Herz legt und den keine Zeit veralten, kein Schicksal und keine Stimmung verblassen läßt. Dieser Zauber ist die in der Tiefe der Seele ruhende Macht des Naiven. „O leite meinen Gang, Natur!" „Der Mensch wird begraben in geweihter Erde: so soll man auch große und seltene Begebenheiten begraben, in einem schönen Sarg der Erinnerung, an den ein jeder Mensch hintreten kann und dessen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang getan, wie er den 'Werther' geschrieben hat" sprach Goethes Mutter im Mai 1774. Dasselbe Bild vom Sarg der Erinnerungen begegnet im ersten der Epigramme der venetianischen Sammlung, und auch aus diesem Sarge sproßt blühendes Leben. Ex funere forma!

Faustina

Von Theodor Siebs (Breslau)

In den 'Römischen Elegien' findet sich kein einziges Motiv, das mit Sicherheit auf ein römisches Erlebnis des Dichters hinweist. Sogar für die XV. Elegie, die in der Osteria spielt und besonders römisch anmutet, hat man mit Recht auf Ovids 'Heroiden' (XVI, 87), auf seine 'Amores' (I, 4) und seine 'Ars amatoria' (I, 571) hingewiesen, wo am Gastmahl die Liebenden und auch der Gatte der Geliebten teilnehmen und der Liebende die mit Wein geschriebenen Worte („verba notata mero") ihren Zauber üben läßt.[1] Goethe war in den Werken der römischen Dichter sehr bewandert und mochte auch wohl mit Knebel, dem trefflichen Übersetzer des Properz, manches besprochen haben; er schreibt ja auch an ihn (vermutlich am 20. Oktober 1788): „Leider sehe ich beim Auspacken meiner Papiere, daß mir die famosen Popinen [XV. Elegie Vers 300] fehlen. Wahrscheinlich habe ich sie auf deinem Tische liegen lassen. Bringe mir sie mit und schreibe das Gedicht, ich bitte dich, nicht ab." Auf die Annahme eines Erlebnisses und jener viel gesuchten römischen Osteria hat man längst verzichten müssen. Und da ferner gegenüber den Worten der IV. Elegie: „Und umwunden bin ich, römische Flechten, von euch" die XIII. Elegie mit dem Verse: „Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen" einen begreiflichen Rückfall in die Wahrheit darstellt, so bleibt als ein mehr denn bescheidener Rest möglicher Anknüpfung an ein römisches Erleben eigentlich nur der Name der Geliebten, Faustine, übrig.

[1]) 'Goethe-Jahrbuch' 33 (1912) 210.

Nur ein einziges Mal erscheint er in den 'Elegien', und zwar tritt er recht plötzlich und nebensächlich auf in der XVIII. Elegie und auch hier erst in später Reinschrift:

> Darum macht Faustine mein Glück; sie teilet das Lager
> Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau."

Ja, fast absichtlich und etwas gewaltsam scheint er hier eingeführt zu sein, wie auch die römische Anrede zum Schlusse: „Gönnet mir, o Quiriten, das Glück" einen erzwungenen Eindruck macht. Nur einmal noch erscheint an anderer Stelle der Name, nämlich in dem von Sehnsucht nach Deutschland erfüllten 4. Venetianischen Epigramm: „Schön ist das Land, doch ach! Faustinen find' ich nicht wieder!"

Bekanntlich sind manche Vermutungen über diese Faustina geäußert worden. Der Bonner Universitätskurator und Dichter Rehfues (1779—1843) berichtet, ein Freund — unter dem man den Maler Müller vermutet — habe ihm gesagt, unter Faustina verberge sich die italienische Gattin eines Engländers in Rom.[1]) Ich glaube, das kann nur eine Verwechslung mit der schönen Mailänderin sein, in die Goethe sich im Hause des Engländers Jenkins in Castel Gandolfo im Oktober 1787 verliebte; den Abschied von ihr in Rom im April 1788 hat er ja mit tiefer Empfindung geschildert; an eine Verbindung mit der Faustina der 'Elegien' ist nicht zu denken. — Im Jahre 1899 hat ein italienischer Journalist Namens Carletta[2]) sich der sonderbaren Aufgabe gewidmet, die Faustina Goethes aus römischen Kirchenbüchern als eine Witwe Namens Faustina Annunziata Lucia Antonini nata Di Giovanni nachzuweisen — alles ohne die Spur eines Beweises.[3])

[1]) 'Goethe-Jahrbuch' 26 (1905), 173.

[2]) Goethe a Roma. Roma, Società Editrice Dante Alighieri 1899.

[3]) Vgl. Max Heckers 'Nachwort und Erläuterungen zur Faksimile-Ausgabe der Handschrift von Goethes Römischen Elegien', Leipzig, Insel-Verlag (1920), S. 12—16. 50. 51. Als älteste literarische Identifizierung der Osteria der XV. Elegie mit der Osteria della Campana wird hier Wilh. Müllers 1820 erschienenes Buch 'Rom, Römer und Römerinnen' nachgewiesen. Gewiß erscheint in der VI. Elegie die Geliebte als Witwe mit ihrem Knaben, aber gerade in der Osteria-Elegie ist sie

Am wahrscheinlichsten ist, daß Goethe den Namen frei gewählt hat, um die in die 'Elegien' eingeführte Geliebte als Römerin zu benennen. Warum er aber gerade auf den Namen Faustina verfiel, dazu möchte ich eine Vermutung äußern. Der Name war dem Dichter natürlich aus der Antike bekannt, z. B. erwähnt er in der 'Italienischen Reise' (Venedig, 8. Okt. 1786) den Tempel des Antoninus und der Faustina in Rom; vor allem aber kannte er sicherlich verschiedene Faustinabüsten, wie sie in der Villa Albani, auf Monte Dragone, im Vatikan und auf dem Kapitol sich befanden, so z. B. heute im Vatikan in der Sala di croce Greca gleich links an der Treppe, Nr. 570, und in der Sala rotonda Nr. 540 zwischen dem Antinous und der als Ceres ergänzten Statue; im kapitolinischen Zimmer der Kaiserbüsten Nr. 36. Es ist die sogenannte ältere Faustina, die Gemahlin des Kaisers Antoninus Pius (138—161), Annia Faustina Augusta, die Mutter der Faustina II. Augusta. Von der vatikanischen Büste gibt Hekler, 'Bildniskunst der Griechen und Römer', Stuttgart 1912, Tafel 283b, eine gute Abbildung. W. Helbig, 'Führer durch die Sammlungen' usw., Leipzig 1912, S. 192, sagt, sie sei „ein schöner echt römischer Frauentypus von zugleich energischem und sinnlichem Charakter".

Nun halte ich es für möglich, daß Goethe beim Anblick Christianens an den ihm zweifellos wohlbekannten Typus der Faustina erinnert wurde und deshalb diesen Namen wählte, der übrigens auch unter den Römerinnen noch heute öfters vorkommt; jedenfalls dürfte Christianens Erscheinung den Dichter römisch angemutet haben, denn sonst würde er sie sicherlich nicht als Römerin in die 'Elegien' eingeführt haben. Es läßt sich nicht denken, daß er das bei einem Mädchen von ausgesprochen germanischer Art, etwa einem hellblonden und blauäugigen, getan hätte. Und sehen wir uns z. B. das wahrscheinlich um 1807 geschaffene Porträt Christianens von Karoline Bardua an (die Abbildung findet sich in 'Goethes Briefwechsel mit seiner

nicht Witwe und Mutter, ist sie ein Mädchen, selbst noch von der Mutter begleitet: „Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz" Dies schon erweist Carlettas „Forschung" als Luftgespinnst.

Frau', Bd. 2) und vergleichen wir es mit der erwähnten Faustinabüste des Vatikans, so fällt eine gewisse Ähnlichkeit auf: Mund und Nase sind ähnlich, die Stellung der Augen widerspricht nicht[1]). Jedenfalls fiel mir die große Ähnlichkeit der vatikanischen Büste mit dem Bilde der Christiane, das ich in sicherer Erinnerung hatte, bei wiederholtem Aufenthalte in Rom auf, und das veranlaßte mich zu meiner Vermutung.

[1]) Mein Kollege Fritz Weege, Professor der Archäologie, dem ich für Hilfe und Rat dankbar bin, stimmt mir hierin bei.



Annia Faustina Augusta

(Hekler, Bildniskunst der Griechen und Römer, Stuttgart 1912)

Ein neuer Brief Schillers an Goethe

Mitgeteilt von Julius Wahle (Weimar)

Die Frau würde recht gerne zugegen seyn, wenn Sie sich nicht seit gestern von einem heftigen Rheomatism geplagt fühlte, weßwegen sie auch gestern nicht in der Comödie war. Vielleicht sieht Mlle Jageman sie einen Augenblick, wir wollen es übrigens schon zierlich und artig einrichten, daß die Verhältnisse ihr Recht erhalten. Leben Sie recht wohl, ich werde Ihnen morgen von dem Erfolg Bericht abstatten.

Sch.

Dieser sehr eilig und flüchtig geschriebene Brief Schillers an Goethe (Quartbogen mit Adresse: Herrn Geh. Rath. v. Goethe Hochwohlg.) befindet sich seit kurzem im Besitze des Goethe- und Schiller-Archivs. Eine sichere Datierung läßt sich wohl nicht geben. Vielleicht beziehen sich die Worte „wir wollen ... ihr Recht erhalten" im Zusammenhang mit „Mlle Jageman" auf jene Umstände, die es unmöglich machten, daß die Freundin Karl Augusts, die „Gesellschafterin seiner Erholungsstunden", die Rolle der Jungfrau von Orléans in Weimar spielte, und auf Schillers Vorschlag, sie zur Übernahme der Rolle der Agnes Sorel zu veranlassen. Am 8. März 1803 schrieb er an Goethe: „Gewinnen würde es [das Stück] freilich, wenn die Jagemann sich noch zur Sorel entschließen wollte." Wenn diese Annahme richtig ist, so würde der Brief in den Februar oder März 1803 gehören.

Vier Briefe Schillers an seinen Arzt Prof. Stark

Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs mitgeteilt von **Julius Wahle** (Weimar)

Erster Brief.

[Rudolstadt, Mai 1791.]

Mein verehrtester Freund

Ihrer Vorschrift gemäß habe ich nun seit 12 oder 14 Tagen das Decoctum Chinae genommen und daneben auflösende Extracte mit Gum. ammon. und venet. Seife in Pillen gebraucht. Heftige Anfälle von Engbrüstigkeit zeigten sich zwar seit Ihrem Hierseyn nicht wieder, aber dennoch vergeht kein Tag, an welchem sich nicht auf mehrere Stunden etwas asthmatisches einfände. Gewöhnlich, doch nicht immer, fällt dieß einige Stunden nach dem Eßen in die Verdauungszeit. Während und zwischen diesen Anfällen empfinde ich noch unverändert den spannenden Schmerz auf der rechten Brust, der mir seit der vorigen Krankheit noch geblieben ist. Auch das Zusammenfahren vor dem Einschlafen zeigt sich oft, wiewohl nicht immer. Der Schlaf ist ziemlich gut, aber von unruhigen Träumen begleitet. Sonst habe ich den gewöhnlichen Appetit zum Eßen, vermeide aber soviel möglich blähende Speisen. Von selbst habe ich wenig Oefnung, aber sie erfolgt jederzeit auf Lavements, die ich jeden Abend zu nehmen pflege, nur ist sie nicht immer reichlich genug. Herr Rath Conradi hat mir verordnet, zuweilen einige Doses lact. tartar. zu nehmen, welche immer einige Oefnung bewirken. Nun erbitte ich mir Ihren gütigen Rath, mein theuerster Freund, wie ich es fernerhin halten soll? Ob es vielleicht gut seyn könnte, auf der leidenden Stelle ein künstliches Geschwür durch Seidelbast zu

unterhalten, ob ich die Molken trinken, oder weil sie mir vielleicht zu blähend seyn könnten, mit den auflösenden Pillen lieber fortfahren soll?

Auch meine Frau hat sich dieser Tage nicht wohl befunden. Es kam sie ein Zucken an der Hand an, welches den ganzen Abend und die Nacht anhielt. Am folgenden Abend kam es wieder und nun schüttelte es den ganzen rechten Arm biß oben an die Brust mehrere Stunden lang und fast ununterbrochen. Sie spürte auch ein drückendes Kopfweh und Brennen der Augen, daß Hr. Rath Conradi auf die Gedanken kam, ob vielleicht die Masern, die jezt hier sind und die sie noch nicht gehabt, dahinter stecken könnten, besonders, da meine Schwägerinn eben dieses Brennen der Augen und Kopfweh mit Drücken auf der Brust empfindet. Eine Blase die sich meine Frau auf den leidenden Arm hat setzen lassen, scheint gut gethan zu haben, denn das Zucken ist heute und gestern viel seltener. Seit diesem Zucken hat auch ihr Schmerz in den Armen sie verlaßen, nur in den Beinen ist große Mattigkeit und Schwere. Das Decoct. von Fichtenspitzen hat sie 14 Tage gebraucht, aber, wie ich krank wurde, damit aufgehört. Sie erwartet nun Ihre Verordnung, ob sie mit diesem Trank wieder fortfahren, oder was sie sonst gebrauchen soll. Sie, nebst meiner Schwiegermutter und Schwägerinn, empfiehlt sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn aufs beßte, und wir alle wünschen Ihnen, mein vortreflicher Freund, den beßten Erfolg von der Cur, die Sie gebrauchen, und die vollkommenste Gesundheit, die uns allen so theuer ist.

Zeitlebens der Ihrige
Fr. Schiller.

Zweiter Brief.

Meine Frau beunruhigt mich heute mehr als diese ganze Zeit über. Sie ist gleichgültiger für alles, und diese Gleichgültigkeit wechselt mit ängstlichen Besorgnißen und Grillen ab, als wenn sie nicht recht bei sich wäre. Es wird mir auch jezt erst erzählt, daß sie die ganze Nacht über in einer Art von Delirium gewesen. In ihrem Pulse habe ich heute auch eine große Abwechßlung bemerkt, er ward zuweilen ziemlich voll und dann wieder sehr

schwach und schnell. Sie klagt vorzüglich über ein Klingen und Zischen in den Ohren. Meine Schwieger-Mutter will bemerkt haben, daß es über den andern Tag schlimmer mit ihr sey.

Wir ersuchen Sie inständig lieber Herr Hofrath, heute Abend bei Zeiten zu kommen, wo möglich bei Tage noch, um zu sehen, ob etwa nicht ein Friesel dahinter steckt. Die Schwäche der Nerven und das Anhalten des Fiebers beunruhigen mich sehr.

J. 23. 8br. [1799]
Nach Tische.

Sch.

Dritter Brief.

Weimar 13. Xbr. 1801.

Die Masern haben sich bei meiner Frau, und Karl und auch bei der Kleinen förmlich eingefunden, Karl hat heute zugleich ein starkes Nasenbluten bekommen. Der Husten ist bei ihm und auch bei meiner Frau noch stark, indeßen laße ich den Brustsaft, den Sie verordnet, fort gebrauchen, und erwarte nun Ihre weitere gütige Verordnung. Meiner Frau, bei der die Zufälle mehr krampfhaft sind, habe ich etwas Tt. Thebaica in den Linctus verschrieben. Sie ist zwar sehr angegriffen, aber doch glaube ich froh seyn zu können, daß es bei ihren schwachen Nerven nicht härter gehalten hat. Das Fieber ist auch mäßig.

Indeßen würde es uns ein großer Trost seyn, wenn Sie in diesen Tagen einmal herüber kommen könnten.

Sie erlauben, bester Herr Hofrath, daß ich Ihnen jeden Tag Nachricht gebe und mir Ihren Rath und Verordnung ausbitte.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit

der Ihrige
Sch.

Vierter Brief.

Weimar 15. Xbr. 1801.

Sie wißen nun aus meinem lezten Briefe, bester Herr Hofrath, daß sich die Masern bei meiner Frau, und bei meinen zwey andern Kindern wirklich eingefunden haben. Der Ausschlag ist bei allen sehr stark erschienen, und das Fieber ist, bei meiner Frau besonders, von ziemlicher Heftigkeit und mit unaufhör-

lichen Krämpfen begleitet, so daß sie erstaunlich abgemattet ist, weil sie keine Nacht noch Schlaf gehabt und auch ein Durchfall dazu gekommen. Sie leidet viel und ist sehr ungeduldig, wie zu begreifen ist. Der Husten hält noch immer an, obwohl nicht ganz mehr so heftig und krampfhaft, als anfänglich; auch hat sie oft ein krampfhaftes Erbrechen, welches sie sehr angreift. Ich habe dagegen das Liniment äuserlich angewendet. Bei den Kindern geht alles ruhiger ab, weil sie von den Krämpfen frei sind, die meiner Frau das meiste zu schaffen machen. Aber bei meiner Kleinen mag der Hals und der Rachen von Schärfe angegriffen seyn, weil ihr das Schlingen schwer wird. Ernstchen ist jezt ganz wohl, bis auf den Husten, der ihn noch nicht verlaßen will.

Ich erwarte mit Ungeduld Ihre weitere Verordnung und bin mit der aufrichtigsten Verehrung

Ihr

gehors. D.

Schiller.

Die hier mitgeteilten Briefe Schillers an seinen Arzt, Professor Dr. Johann Christian Stark in Jena, die mit anderen Briefen Stark'scher Patienten, darunter Goethes, Herders, Karl Augusts, Anna Amalias[1]), vor mehreren Jahren ins Archiv gestiftet worden sind, geben Einblick in Krankenstuben, worin Schiller und Lotte mit schweren Leiden gerungen haben. Der erste führt uns zu dem Ursprung jener schleichenden Krankheit, der Schiller in so frühen Jahren erlegen ist. Schiller berichtet in Briefen aus Zeiten, wo Krankheit ihn oder seine Familie befallen hat, so eingehend über diese Leidenszustände — man hört in solchen Schilderungen sofort die Sprache des Mediziners —, daß der Abdruck der Briefe an seinen Arzt, wenn sie auch Allermenschlichstes erwähnen, das man sonst mit Stillschweigen übergeht, als Ergänzung seiner sonstigen Krankheitsberichte wohl keiner Rechtfertigung bedarf.

Bei einem Besuche, den er mit seiner Frau dem Koadjutor Karl v. Dalberg in Erfurt abstattete, befiel ihn nach einem Konzert am 3. Januar 1791 ein heftiges Katarrhfieber, von dem er sich zwar bald erholte; aber wenige Tage später, nachdem er bereits nach Jena zurückgekehrt war, trat ein Rückfall ein, der ihn dem Tode nahe brachte. Eine Beschreibung der überstandenen Krankheit mit Aufführung ihrer Symptome gibt Schiller in einem Brief an Freund Körner vom 22. Februar 1791. Er

[1]) Vgl. Ernst Martin, 'Briefe aus dem Weimar-Jenaer Kreise' ('Zeitschrift für deutsches Altertum' 26, 372 ff.).

hielt sie für ein heftiges Asthma, wahrscheinlich von Krämpfen im Zwerchfell erzeugt. Nach Starks Diagnose lagen Krämpfe im Unterleib und Zwerchfell zugrunde, während die Lunge nicht leide. Gegen Ende März siedelte der Wiedergenesende zur völligen Erholung nach Rudolstadt über. Hier überkam ihn anfangs Mai zum drittenmal ein fürchterlicher Anfall mit Erstickungen, so daß er nicht anders glaubte, als ob es sein letztes wäre (an Göschen 21. Mai; an Körner 24. Mai). Nach einigen Stunden erholte er sich, doch stellte sich am folgenden Tage wieder Engbrüstigkeit ein, und nach kurzer Besserung folgte ein so heftiger Anfall, daß er von den Seinen schon Abschied nahm. Stark, der ihn auch beim vorigen Anfall in Jena behandelt hatte, wurde durch einen Eilboten in der Nacht von dort geholt, um dem Rudolstädter Arzt Conradi in der Behandlung beizustehen. Doch fand er den Patienten schon wieder in einem Zustande der Besserung[1].) In diesen Tagen der Not, da dem Dichter das Sprechen schwer war, schrieb er mit zitternder Hand die denkwürdigen Worte auf einen Zettel, der noch in seinem Nachlaß im Archiv vorhanden ist: „Sorgt für eure Gesundheit, ohne diese kann man nie gut seyn." In die Zeit der Besserung, vielleicht Mitte Mai oder kurz danach, fällt unser Brief, dessen feste und klare Schriftzüge schon ein Fortschreiten der Erholung anzeigen.

Stark hat gleich beim Lesen des Briefes in denselben Bemerkungen zu Verordnungen und Rezepten eingeschrieben, die hier nicht wiedergegeben werden.

Von einer schweren Erkrankung wurde Charlotte im Oktober 1799, kurz nach der Geburt ihres dritten Kindes, ihrer Tochter Karoline, heimgesucht. Am 23. Oktober, nach der Absendung des Briefes an Stark, notiert Schiller in seinen Kalender: „An diesem Tage ist Lolo sehr krank geworden. Gewacht." Es war ein schweres Nervenfieber, in dessen Gefolge Friesel, heftiges Phantasieren und Delirieren mit oft phrenetischen Anfällen auftraten, dann wieder hartnäckige Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Abwesenheit des Geistes, so daß Schiller fürchtete, ihr Kopf möchte dauernd leiden. Jede zweite Nacht wachte er bei ihr, und auch am Tage kam er nur wenig von ihrem Bett. Seine Berichte in den Briefen an Goethe aus diesen Tagen atmen die tiefe Sorge des bedrückten Herzens, und Goethes Antworten zeigen die warme Teilnahme an den Kümmernissen des Freundes. „Unsere Zustände sind so innig verwebt," schreibt er an Schiller am 26. Oktober, „daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle." Nur langsam schritt endlich die Besserung vorwärts, Gedächtnis und Besinnung kehrten zurück, und am 21. November schreibt Schiller in seinen Kalender: „An diesem Tage ist Lolo um vieles besser gewesen und hat einen Brief geschrieben." Ende des Monats war sie so weit hergestellt, daß am 3. Dezember die längst vorbereitete Übersiedelung nach Weimar stattfinden konnte. Wie sehr sich auch bei diesem

[1]) Eine Schilderung des Verlaufs der Krankheit gibt O. Brahm, 'Schiller' 2, 222 ff.

Krankheitsfall Stark bewährt hat, das rühmt Schiller in seinem Brief an Körner vom 1. November: „Stark, unser Arzt, hat das mögliche getan, und wenn sie gerettet wird, so ist es sein Werk."

Im Dezember 1801 erkrankten zuerst Schillers zweiter Sohn Ernst[1]), dann Lotte und die beiden anderen Kinder Karl und Karoline an den Masern. Unserem Brief an Stark vom 13. Dezember geht einer vom 12. voraus, der von Fritz Jonas in der Sammlung 'Schillers Briefe' 6, 322 mitgeteilt ist. Ein Rezept „gegen den Katarrh" schrieb Schiller auch in seinem Kalender (Dezember 1801) auf. — Linctus ist ein Medikament, auf Deutsch Lecksaft, Liniment ein halbflüssiges Arzneimittel zum Einreiben. — Am 17. schrieb Stark an Schiller (Urlichs, 'Briefe an Schiller', S. 456): „Es freut mich unendlich, daß es mit allen Ihren Kranken so gut geht. Am meisten war mir um Ihre Frau Gemahlin bange und fürchtete immer böse Erscheinungen, wo ich schon bereit war sogleich zu kommen. Doch nun hat es nichts zu sagen, und sie sind alle gerettet." — Ein weiterer Krankenbrief Schillers an Stark, vom 4. April 1804, worin er über ein epidemisches Hustenfieber in seinem Hause berichtet, ist gedruckt 'Euphorion' 12, 472 f.

[1]) Vgl. Starks Briefe an Lotte in 'Briefe an Schiller', herausg. von Urlichs, S. 454 f., ferner Lottes Brief an Fritz v. Stein, 4. Jan. 1802 ('Charl. v. Schiller und ihre Freunde' 1, 463).

Die Briefe Charlottens v. Kalb an Schiller

Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs
mitgeteilt von Julius Petersen (Berlin)

Es bedarf kaum eines Wortes der Rechtfertigung, daß diese Briefe, die mit Schillers Nachlaß in den Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs gelangt sind, im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' ans Licht treten, obwohl sie äußerlich wenig zu tun haben mit Goethe, dessen Name nur gelegentlich in ihnen Erwähnung findet. Daß sie trotzdem in Beziehung zu ihm stehen, sowohl durch Lebenszusammenhang als durch Schicksalsparallele, ist leicht zu erkennen. Schreiberin und Empfänger sind der Goethezeit und dem Goethekreis untrennbar zugehörig. Nimmt auch der Empfänger einen unvergleichlich näheren und bedeutenderen Platz neben Goethe ein, so hat die Schreiberin entscheidend dazu beigetragen, ihm diesen Platz zu bereiten. Charlotte v. Kalb ist es gewesen, die Schiller nach Weimar zog. Sie hat jene Vorlesung des 'Don Carlos' in Darmstadt vermittelt, durch die der neuernannte Weimarische Rat gewissermaßen als auswärtiges Mitglied des Musenhofes an der Ilm legitimiert wurde, und wenn er zwei Jahre danach sich anschickte, aus dem Titel ein Recht herzuleiten, so war es wiederum Charlotte v. Kalb, die in Goethes Abwesenheit ihn in Weimar einem Zirkel von Menschen zuführte, die alle nach Goethes Geist gemodelt schienen. Mit ihr zusammen wurde Schiller zu Hof geladen und hatte Gelegenheit, die delikate Achtung zu beobachten, mit der man sein Verhältnis zu der verheirateten Frau behandelte. Hier fühlte er sich auf Goethes Spuren, und wenn sein interessierter Blick auf jener anderen Charlotte haftete, die als Goethes vertrauteste Freundin in Ansehen stand, so konnte er zum erstenmal einen Zug der Schicksalsgleichheit empfinden. Zwar konnte er damals noch nicht ahnen, was Charlotte v. Stein für den Dichter der 'Iphigenie' und des 'Tasso' gewesen war, aber was für seine eigene Seelenkenntnis die Frau bedeutet hatte, die das Urbild sowohl der Elisabeth als der Prinzessin Eboli im 'Don Carlos' darstellte, dessen war er sich wohl bewußt, und für die Zukunft vielleicht schien sich ihm in diesem Zeitpunkt der Ausblick auf eine gleiche spendende und läuternde Freundschaft aufzutun, wie sie Goethe in dem Jahrzehnte vor der italienischen Reise genossen hatte.

Etwas reflektierter zwar, aber im Grundton doch nicht viel anders als

manche Goethische Huldigung an seine Seelenführerin klingt es, wenn Schiller damals in einem Brief an Körner sein Verhältnis zu Charlotte v. Kalb der geoffenbarten Religion vergleicht, die sich auf den Glauben stütze. Mystische Vorausnahme verstandesmäßiger Begründung sollte nach Epochen des Fanatismus, des Skeptizismus, des Aberglaubens und Unglaubens schließlich in einen reinen und billigen Vernunftglauben, der allein selig mache, auslaufen. Die Freigeisterei der Leidenschaft mit ihren Stürmen lag bereits hinter ihm. Aber die erhoffte Entwicklung, durch die der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft reifen sollte, konnte nicht eintreten, da die Grundlage des Glaubens erschüttert wurde und die Vernunft keinen Zugang fand. Das Verhältnis Schillers zu Charlotte v. Kalb trübte sich ungefähr um dieselbe Zeit, da Goethes Beziehungen zu Charlotte v. Stein in grellem Mißklang abbrachen, und die Lage war beinahe die gleiche. In beiden Fällen sah die Frau das Herz des Dichters, das sie uneingeschränkt zu besitzen glaubte, verloren gehen an eine andere, die schließlich die gesetzlich verbundene Lebensgefährtin wurde. In beiden Fällen hat verletzter Stolz und getäuschtes Vertrauen sich zu würdeloser Gehässigkeit hinreißen lassen. Charlotte v. Stein hatte dazu mehr Grund, und bei ihr hat die Zeit der grollenden Entfremdung länger gedauert. Schließlich haben indessen beide Frauen sich überwunden, da Mutterliebe die Teilnahme des Freundes für die eigenen Kinder wieder in Anspruch nehmen ließ. Ein Charakterunterschied zwischen ihnen zeigt sich aber darin, daß Goethe nur schrittweise zur Herstellung korrekter Beziehungen, zur Wiederaufnahme alter Gewohnheit und zur resignierten Altersfreundschaft gelangen konnte, während Charlotte v. Kalb ihrerseits den ersten Schritt tat mit einer Unbefangenheit, die alles Vorausliegende ausgelöscht sein ließ.

Beide Verhältnisse haben dieselben drei Phasen der Liebe, der Entfremdung, der Freundschaft durchlaufen. Aber die Zeit der Liebe war für Charlotte v. Stein die größte unter ihnen; die Liebe zu Goethe war das einzige tiefe Erlebnis ihres Daseins, das noch die Reaktion der Entfremdung und die Wiederaufrichtung der Freundschaft durchaus beherrschte, so daß die uns erhaltenen Altersbriefe an Goethe fast leer erscheinen, weil sie nichts verraten dürfen von dem im Untergrund immer noch schlummernden Gefühl, an dessen Stelle kein anderer Lebensinhalt mehr treten konnte. Die Gabe des Vergessenkönnens, die der Frau v. Stein versagt war, besaß Charlotte v. Kalb dagegen zum Glück in allem ihrem Unglück. Ihr ewig liebebedürftiges Herz, das nie zur Erfüllung seiner Sehnsucht gelangen konnte, fand immer wieder neue Erregung; es schmiegt sich mütterlich an Hölderlin; es wirft sich zu Goethes Füßen; es hängt sich verehrend an Herder; es flammt auf in überschwenglich schwärmendem Zwiegesang mit Jean Paul. Der unaufhörliche Wechsel der Seelenlage und die reizsame Anempfindung an die Größten der Zeit ist es nun, was ihre eigenen Briefe so viel reicher und lebensvoller macht

als die Altersbriefe der Frau v. Stein. Aber immer ist es eine Unwirklichkeit, in der ihr Gefühlsleben schwelgt, selbst da, wo sie mit der Wirklichkeit sich herumschlagen muß. Und wenn sie in einer Auseinandersetzung nach Schillers Verlobung die leidenschaftlichen Stunden der Vergangenheit als eine Tollheit und als ungeschickten Traum bezeichnete, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, so war ihr Verhalten nicht so unwahrhaftig, als Schiller es empfand. Ihr ganzes Leben ist wie ein Traum an ihr vorbeigezogen.

Beide Frauen taten in der Zeit der Entfremdung das Gleiche: sie forderten ihre eigenen Briefe aus der Zeit der Liebe zurück und vernichteten sie. Wann und wie dies von seiten der Frau v. Stein geschah, ist uns unbekannt; Frau v. Kalb dagegen hat es selbst beschrieben, wie sie die Briefe, die ihr Schiller einige Tage vor seiner Hochzeit zurückgegeben hatte, in einem sargartigen Kästchen beisetzte, um sie danach einmal in trauervoller Stimmung Stück für Stück dem Kaminfeuer zu überantworten. „Mit Wehmut", so hält sie am Ende ihres Lebens die Erinnerung fest, „sah ich weinend nach dieser Opferung, und wie spät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war." Auch Schillers Briefe hat sie damals dem Feuer preisgegeben, während Frau v. Stein den Schatz ihres Lebens bis auf das kleinste Blättchen sorgsam bewahrte, um in einer Zahl von mehr als anderthalb tausend Goethebriefen der Nachwelt die reichsten Liebesbriefe der Weltliteratur zu überliefern.

So sehen wir Charlotten v. Stein im Lichte des liebenden Goethe, während ihr Inneres in der Zeit des Glückes uns verschlossen scheint. Umgekehrt sehen wir den liebenden Schiller eigentlich nur mit den Augen Charlottens v. Kalb, da die eigenen Briefe jener Zeit nicht erhalten sind. In ihren späten Gedenkblättern hat Charlotte den Versuch gemacht, Verlorenes aus der Erinnerung wiederherzustellen. Sie erweckt den Eindruck, als ob ein Brief aus Dresden, den sie versehentlich uneröffnet ließ, ein Liebesgeständnis enthalten habe, denn sie legt Schiller nachmals in Weimar die Worte in den Mund: „Unmöglich könnte ich wiederholen, was ich dazumal meinte, Ihnen sagen zu müssen." Sie läßt ihn verstimmt sein, weil sie in Gotha einmal seinen Besuch nicht annahm; sie erinnert sich an schriftliche Aufforderungen, ihn zu besuchen, denen sie aus Rücksicht auf bürgerliche Verhältnisse nicht nachgekommen sei; sie teilt Sätze aus einem Briefe aus Volkstädt mit, worin Schiller sie drängt, sich von Herrn v. Kalb ganz freizumachen und das schöne und freie Leben in Rudolstadt mit ihm und den Schwestern Lengefeld, in denen sie Freundinnen finden werde, zu teilen; ja sie macht Schiller im Herbst 1788 zum Überbringer eines Briefes, worin Charlotte v. Lengefeld um ihre Freundschaft bittet, worauf sie dieses Ansinnen abgelehnt haben will. Das alles verrät die Tendenz, sich selbst als die Umworbene, spröde Zurückhaltende darzustellen, was für den letzten Punkt schon dadurch widerlegt wird, daß ein freundschaftliches Stammbuchblatt für Charlotte v. Lengefeld vom 11. März 1788

vorliegt und daß Briefe von wachsender Zärtlichkeit in der Zeit vom Mai 1788 bis Januar 1789 folgen (Fielitz, 'Schiller und Lotte' I, 29; Urlichs, 'Charlotte v. Schiller und ihre Freunde' 2, 215—220).

Aus den Briefen Schillers an seine Braut geht dagegen hervor, daß er es war, der den Apfel der Zwietracht zwischen beide Frauen warf, indem er Lotten die Hoffnung, eine wirkliche Freundin in Frau v. Kalb zu erwerben, ausredete. „Die Kalb kann Dich nicht lieben," so schrieb er am 8. Dezember 1789, „selbst wenn sie es noch so sehr wollte. Gewisse Dinge verzeyhen sich niemals; liebtest Du nach mir einen andern, und ich machte die Entdeckung, daß Du mich nie geliebt hättest, ich könnte es mir durch keine Anstrengung abgewinnen, der Freund dieses andern zu seyn." Man kann aus diesem Satz die zur Beruhigung der Braut bestimmte Erklärung heraushören, daß Schillers Verhältnis zu Frau v. Kalb niemals Liebe gewesen sei, ohne deshalb das Geständnis eines früheren Briefes an Körner, daß jede Kokette eine unfehlbare Macht auf ihn ausüben, ihn fesseln und beunruhigen, aber nicht entzünden könne, auf dieses Verhältnis zu beziehen; denn als Beispiel der Koketterie lagen die Erfahrungen mit Henriette v. Arnim, an die Körner denken mußte, weit näher. Aber ein anderer Ausspruch Schillers, Charlotte v. Kalb habe ihn immer mißverstanden, bietet vielleicht eine Erklärung für die Zuspitzung des Konfliktes. Die Teilnahme, die Schiller der damals betriebenen Lösung ihrer unglücklichen Ehe zuwandte, scheint Frau v. Kalb mißverstehend als einen Anspruch auf ihre Hand aufgefaßt zu haben, während nur beratende Freundschaft und menschliches Mitgefühl für ihre Gebundenheit hier mitsprach. Der Scheidungsplan, der wieder aufgegeben wurde, sobald Schillers Verbindung mit Lotte v. Lengefeld feststand, mußte als eine drohende Mine, die das werdende Glück des jungen Paares sprengen sollte, und als verzweifelter Versuch, den verlorenen Liebhaber durch eine sittliche Forderung zu binden, angesehen werden. Damit wurde der Druck, unter dem Schillers Verhältnis zu Frau v. Kalb in den „sonderbaren Labyrinthen der Freundschaft, die er mit ihr durchirrte," von Anfang an gestanden hatte, unerträglich. Schon der Volkstädter Sommer hatte im Verkehr mit den Schwestern Lengefeld einen andern Maßstab der Weiblichkeit vermittelt. Dort sah Schiller die „unumschränkte innere Freiheit seines Wesens" gewahrt, während er gleich bei der Rückkehr nach Weimar seine „Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln" aufs neue gefährdet sah. Die Briefe an Körner sprechen die Wandlung, die mit ihm vorgegangen ist, deutlich aus: „Alle romantische Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen." Romantische Luftschlösser, aus deren Irrgängen er sich befreien mußte — so sah er jetzt die sentimentale Ideenwelt der Frau v. Kalb. So erklärt sich auch das harte Urteil über das, was sie für seine eigene Entwicklung bedeutet hatte, in einem andern Brief an Körner: „Sie ist ein geistvolles edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht

wohlthätig gewesen." Wie anders klingt Goethes „Euch verdank' ich, was ich bin!", das er noch im Alter Frau v. Stein als dem Glück der nächsten Nähe zurief. Charlotte v. Stein hatte für ihn die Ruhe, das Gleichmaß, den Frieden der Seele bedeutet, während Schiller durch Charlotte v. Kalb in drängende Unruhe und qualvollen Gefühlswirrwarr gezogen wurde. War Goethe durch Frau v. Stein vom Sturm und Drang befreit worden, so mußte sich Schiller von Frau v. Kalb befreien, um aus dem Sturm und Drang herauszukommen. Ihre Tragik war es, daß sie als Spätling der empfindsamen Sturm und Drang=Zeit und als unverstandene Vorläuferin romantischer Gärung in eine Generation geboren wurde, deren Streben nach klassischem Gleichmaß ihrer ganzen Anlage entgegen war.

Wären ihre Briefe an Schiller aus der Zeit der Liebe erhalten, insbesondere jenes kleine Heft aus der Scheidungskrise des Sommers 1788, in das sie „ihres Lebens Lose" legte, so würden wir alles, was Schiller an ihr anzog und zugleich bedrängte, klarer erkennen als in der verschwommenen Selbstdarstellung des Alters. Die zwei Briefe aus der Mannheimer Zeit, die durch Zufall dem Feuer entgangen sind, tragen zu dem Bild keine wesentlichen Züge bei. Schiller hat sie bei Rückgabe der übrigen Briefe gewiß nicht deshalb zurückgehalten, weil sie ihm besonders wert waren. Da sie längst bekannt sind, kann auf nochmaligen vollständigen Abdruck an dieser Stelle verzichtet werden.

Der erste Brief, den Wilhelm Fielitz im 'Archiv für Literaturgeschichte' 8, 423 zum Abdruck brachte, ist aus Landau, der Garnison des Majors v. Kalb, vom 7. Juli 1784 datiert; er enthält Aufträge für Bücherbestellungen bei der Schwanschen Buchhandlung und die Bitte um Empfehlung eines Bedienten, der „entweder Damens frisiren oder etwas Clavier spielen kann, sonst ein Leidlicher Sittlicher Mensch sey".

Den zweiten Brief, der, aus Mannheim vom 11. und 13. Mai 1785 datiert, also einen Monat nach Schillers Weggang nach Leipzig gerichtet ist, hat Hugo Wittmann in der 'Neuen Freien Presse' abgedruckt und danach in seinen mit Ludwig Speidel zusammengestellten 'Bildern aus der Schillerzeit' [1884], S. 262—264, wiederholt. Hier klingt die empfindungsvolle Herzensfreundschaft nach, zu deren Erinnerung die Verlassene aus dem Lärm des Mannheimer Gesellschaftstreibens ihre Zuflucht nimmt. Durch ein gerade eintreffendes Schreiben Schillers, aus dem sie seine Beständigkeit herausliest, während er tatsächlich damals die Antwort auf seine briefliche Werbung um die Hand der Margarete Schwan erwartete, wird die Empfindsamkeit neu entfacht zu jenem flackernden Ton, der nochmals auch in den Briefen an Jean Paul schwingt und zittert: „Unsere Liebe — gehört zu den Eigenschaften unserer Seele — sie kann nur mit dieser zerstört werden — die Ewigkeit ist ihr Ziel! Der Glaube an Unsterblichkeit unsere Hoffnung!"

Der Brief hat noch eine kleine Nachschrift, nämlich das Geständnis, daß ein beigelegtes Schreiben des gemeinsamen Mannheimer Freundes

Heinrich Beck von Charlotte erbrochen worden sei, weil sie ihrer Neugier nicht das Opfer bringen konnte, es ungelesen zu lassen. „War's ein Verbrechen?" fragt sie scherzend, und Schiller hat es gewiß damals nicht schwer genommen. Aber als einige Jahre später die Briefe des Brautpaares zwischen Jena und Rudolstadt mit Unregelmäßigkeit bestellt werden und einmal zwei Briefe in einem Umschlag mit fremder Aufschrift vereinigt sind, trägt die Erinnerung an jenen Zug dazu bei, den Verdacht auf Frau v. Kalb zu lenken, und ihr sonstiges Verhalten vermag den Argwohn nicht zu widerlegen.

Die Neugier der Frau v. Kalb war bekannt. Schiller selbst bezeichnet Neugierde, Inkonsequenz und Starkgeisterei als ihre drei gefährlichsten Wesenszüge. Und Frau v. Stein nennt sie zwar nicht unedel, aber neugierig, indiskret und étourdie, auch verwechsle sie gar zu gern Neigung und Pflicht. Wie weit hemmungslose Leidenschaft sie auch zu unedler Handlungsweise hinreißen konnte, bleibt ein Problem. Lotte v. Lengefeld schreibt am 4. Februar 1790 an ihren Bräutigam: „Ihre Eifersucht auf mich haben viele hier bemerkt, zumahl da, als Du nach Rudolstadt gingst, und man sagte hier, Du liebtest mich, so hat sie gesagt, so ganz verächtlich, Du würdest mich nicht lange lieben können. Ich könnte nicht lange Deine Aufmerksamkeit auf mich heften. Auch jetzt noch haben einige darüber geredt, und eine Person hat so verwundert gethan, wie sie einmal hörte, wir wären bei ihr gewesen, dazumahl fiel mirs nicht auf, aber nun da ich darüber nachgedacht, es fragen wenig Menschen so gerade ohne Ursache." Die Äußerung, die der Nebenbuhlerin hier in den Mund gelegt wird, deckt sich ziemlich mit einem anonymen Brief, den Lotte während des Winters 1789 in Weimar erhalten hatte: „Eine Person, welche immer Wohlwollen gegen Sie gehegt hat, gibt Ihnen den guten Rath, sich nicht so um den Herrn Rath Schiller zu bemühen, weil Sie sich dadurch lächerlich machen, und sehr viel durch seinen Umgang von dem, was Sie sonst waren, verloren haben. Überhaupt findet man durch den Umgang mit Dichtern kein Glück, indem sie alle, einer mehr einer weniger, Fantasten sind und vom wahren Glücke des Lebens weit entfernt. Jagen Sie nicht so nach Poeten, sondern bilden Sie Sich lieber zu einer guten Hausfrau, denn es gibt wenig Männer, die dergleichen Weiber ernähren können."

Es ist nicht der Stil der Frau v. Kalb, der aus diesen Zeilen spricht, und keine graphologische Untersuchung des Billetts hat bisher ein Indizium für ihre Autorschaft ergeben. Aber wenn der von Schillers Tochter beratene Herausgeber des Nachlasses seiner Witwe erklärt, Lotte habe diesen Brief „einer Bekanntin, die auf Schillers Liebe sich Rechnung machte," zugeschrieben, so deutet das unverkennbar auf Frau v. Kalb. Trotz diesem Argwohn und trotz manchen offenen Unarten, die sie von ihr erfuhr, konnte die glückliche Rivalin ihr ein gewisses Mitleid doch nicht versagen. Lotte v. Lengefeld berichtet am 11. Februar 1790 über ein Zusammentreffen bei Frau v. Stein: „Sie sah aus wie ein rasender Mensch,

bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so zerstört, das Gespräch wollte gar nicht fort. Der ganzen Familie fiel es auf, daß sie noch nie so gewesen wäre; sie klagt über den Kopf, sie saß unter uns, wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten, und als gehörte sie gar nicht zu uns. — Ich fürchte wirklich für ihren Verstand. Sie ist mir sehr aufgefallen und hätte sie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das ungraciöse in ihren Wesen, sie könnte mein Mitleid erregen. Aber so stößt mich so vieles zurück. ich beklage sie wohl, aber sie rührt mich nicht."

Das Mitleid mit der Vereinsamten bestimmte auch Schiller zu versöhnlicher Haltung. Wie der Bräutigam keine schönere Rache für alle Unbilden gekannt hatte als briefliche Erzählung seiner Glückseligkeit, so hielt der Ehemann es für richtig, die junge Frau selbst von ihrem Glück zeugen zu lassen. Als Frau Hofrätin Schiller noch im ersten Jahr ihrer Ehe bei Frau v. Stein in Weimar zu Besuch weilte, schrieb ihr der in Jena zurückgebliebene Gatte: „Vergiß nicht die Kalb zu besuchen." Frau v. Stein scheint es gewesen zu sein, die zur Wiederherstellung des Einvernehmens beitrug. Ein paar Monate nach Schillers Hochzeit haben sich die beiden Schicksalsgenossinnen Charlotte v. Stein und Charlotte v. Kalb ausgesprochen; Schiller und seine Frau „hätten sie nicht des Vertrauens gewürdigt, das sie verdient hätte", lautete die Klage. Aber Frau v. Stein schloß ihren Bericht mit den Worten: „Ich glaube doch, sie ist noch Schillers Freundin."

Von der Fortdauer der Freundschaft zeugt der ein paar Jahre später wiederauflebende Briefwechsel, an dessen Beginn Frau v. Kalb die glückliche Gabe des Vergessenkönnens bewährt. Alles, was dazwischen liegt, scheint ausgelöscht. Wie sie in dem ersten uns erhaltenen Briefe vor neun Jahren den jungen Freund um die Empfehlung eines Bedienten bemüht und wie sie gleichzeitig bei seiner Schwester Köchin und Garderobemädchen aus Schwaben bestellt hatte ('Briefe an Schiller' S. 22; 'Schillers Beziehungen' S. 214), so erinnert sie sich Schillerscher Hilfsbereitschaft, als sie in Verlegenheit ist wegen Neubesetzung ihrer Hofmeisterstelle. Daß diese Kalbschen Hofmeistersorgen ein neues Kapitel der deutschen Literaturgeschichte einleiten sollten, das die Überschrift 'Hölderlin' trägt, konnten die Beteiligten nicht ahnen.

Dritter Brief.

[27. April 1793.]

In einer Angelegenheit die mich nicht Persönnlich betrifft — die aber weil sie meinen Lieben Fritz bestimter angeht, mich sehr interessirt. In dieser Sorge möchte ich Ihnen gerne klagen, Sie um Ihren Rath bitten! Darf ich in diesen Fall Ihnen meine Sorgen, Erfahrungen, Wünsche vortragen? — Es ist nicht Eitel-

keit wieder an einen berühmten Mann zu schreiben, nicht schwäche von mir wenn ich an Schiller schreibe: Was mich dazu drängt über die wahl eines Hoffmeisters an Sie zu schreiben, sind die unangenehmen Erfahrungen die ich während der wahl, und jetzo, über diesen Gegenstand gemacht habe. Ich blicke um mich — ich frage mich ängstlich, wem darfst du, wem kannst du fragen? — wer ist in der laage, dir Rathen, u. wählen zu können? Wessen Kopf hat Menschen Karakter Kenntniß, um es zu können? — wer kann Fähigkeiten prüfen — und ihren Vorteilhaftesten Gebrauch bestimmen? — Wer kann von andern sagen: Dies ist ein edles Wesen — ein offnes gutes Gemüth; — Er kann ein Kind zum guten muthvollen, edlen, denkenden Jüngling bilden. Er kann selbst der werdenden Menschheit ein Muster sein? — So frage so denke ich sorgenvoll Tag und Nacht — und das Resultat: dieses Sehnsuchtsvollen-Nachdenkens war dies: unter Deinen Bekannten ist es Schiller — Schiller kann es allein! — Noch eins, Sie kennen mich — Sie liebten sonst meinen Fritz. Sie kennen das Wesen dieses Kindes. Nun kein Wort mehr— ich muß erst wissen ob ich die Erlaubnis erhalte an Sie über diese Angelegenheit zu schreiben?? — Diese anfrage bleibt ein Geheimniß — den ich muß einige Personen menagiren: unter diesen ist aber nicht mein Mann; dieser hegt einen Wunsch mit mir, aber er weiß es nicht, | und soll nicht ehr als bis Sie meine Bitte erhört haben, u. eine glückliche Wahl getroffen. | dann auch erfahren daß wir sie Ihnen zu danken haben.

Wenn Sie mir antw. so sagen Sie mir, ich bitte Sie inständigst, wie es jetzo mit Ihrer Gesundheit geht?

Waltershausen
bey Meiningen
d. 27. Aprill.

Charlotte Kalb geb.
Marschalk v. Ostheim.

Charlottens ältester Sohn, um dessen Erziehung es sich handelt, war der am 8. September 1784 zur Welt gekommene Karl Friedrich Heinrich Alexander v. Kalb, dessen Geburt Schiller in Mannheim erlebt hatte. Ein zweites 1786 in Mannheim geborenes Kind Adelheid Antoinette Sophia war nur wenige Wochen alt geworden. In Weimar war am 28. September 1790 die Tochter Amalia Rezia Eleonore Adelaide geboren worden,

zu deren Taufpaten Goethe, Herder und Wieland gehörten. Es ist die in späteren Briefen erwähnte Rezia, die nachmals Edda genannt wurde. — Schillers vom 8. Mai 1793 datierte Antwort auf den eben mitgeteilten Brief ist erhalten (Jonas 3, 312 f.). Die ausgesuchte Höflichkeit, die bedauert, nicht selbst mit einer Versicherung gütigen Andenkens längst zuvorgekommen zu sein, wird durch einen späteren Brief an Körner vom 17. Juli erklärt: „Die Kalb hat wieder angefangen sich zu regen. Sie hat mich gebeten, ihrem Sohn einen Hofmeister ausfindig zu machen, und ich übernahm diesen Auftrag mit um so größerer Bereitwilligkeit, je wichtiger es mir ist, ihr zu zeigen, daß sie in jeder schicklichen und gerechten Sache auf mich rechnen kann. Kaum erklärte ich ihr meine Bereitwilligkeit dazu, so bin ich auch sogleich mit Brief über Brief belagert und erhalte eine schöne Versicherung nach der andern." Inzwischen waren in der Tat schon vier weitere Briefe nachgefolgt.

Vierter Brief.

Waltershausen d. 28. May [1793].

Ihre Antw. von 8ten kam erst gestern hier an, ich kann mir nicht erklären wie diese Unordnung entstanden sein mag, da in der vorigen Woche 3 mahl gel[egenheit] nach Mein[ingen] gieng die mir auch im̄er Brf. von der Post mitbrachten, und dieser — mir so wichtige so theure Brief mußte verspätet werden — u. war wohl in der Gefahr ganz verlohren zu gehn! — Wie schmerzhaft hätte dieser Verlust auf mich gewürkt — wie unglücklich vielleicht für meinen Fritz! Ja ich gab schon alle Hoffnung auf, — doch selbst an der verzögerten Antw. sind Sie nicht schuld, und darum thut es mir leid daß ich diesen Verdacht hegen konnte. — ich erwartete nie — daß Sie mir je wieder schreiben würden, u. auch jetzt rechnete ich nicht mit Sicherheit auf die Beantwortung, ich war früher resign . . . als ich es mir erlaubte, sehnsuchtsvoll einen . . . von Sie und Ihren Antheil bey dieser Wahl zu . . . n! und eben hatte ich alle Erwartung auf . . . als mich Ihr Brf. so herrlich überraschte!! — . . . Mann war den Tag vorher nach Weimar abge . . . um dort das Lehn von Kalbsrieth zu empfangen . . . gab ich einen Auffsatz mit, den er theils m[einem Schwager ze]igen soll, — um ihn die unbedachtsame Wahl . . . Mentors zu beweisen, — u. auch andern mi[t denen] er vielleicht über diesen Gegenstand spricht, einen Maasstaab für meine Foderungen und Wünsche zu geben. ich weiß jetzo nicht wie u. wo er davon ge-

brauch machen wird, einige P[er]s[o]nen hatte ich ihm genannt denen er es vorlesen möchte. Gewiß wird er nur unbestimt empfl. anhören, und diese für uns wichtige Entscheidung auch meiner Prüfung überlassen; doch nach den Betrug, den mir jetzo das Schicksaal spielte, würde ich den neuen Lehrer mit schwarzer Furcht erwartet haben. Wenn er uns nicht von Ihren Herzen gegeben würde — die Wahl Ihrer Seele ist! — Fritz verläugnet zwar seine gute Natur nicht — doch ist er sehr verwildert, und unwissender als jetzo gewöhl. Kd. seines Alters sind — u. die jezige Laage würde ihn wenn sie von Folge wäre, sehr verschlimmern. Dies bekenne ich ihnen u. den Jüngling ihrer Wahl — damit auch er sich in diesen Fall nicht getäuscht finden möge. Ja ich beschwöre Sie sehen Sie sich unter Ihren jüngern Freunden und Bekannten um — ob Sie einen erkennen der die Eigenschaften besizt die zu einen Bildner der Jugend erfodert werden, die Gedult — nebst der Neigung zu diesen Geschäft. Gewiß Sie werden keinen zu wählen vermeiden — weil . . en zu gut zu reich an Geistes-kräften dünkt . m der Hoffmeister eines armen Kindes zu werden . . . Nur einen männlichen selbstständigen Karakter . . . biegsam um sich zu den Kinde herabzulassen . . . endlich zu sich zu erheben. — Sie werden . . . dies besser sagen als ichs beschreiben könnte . . . werden gewiß kalt, streng und sorgfältig . . .: — aber doch wird es Ihnen interessan . . . vieles von mir über diese Sache zu le . . . erfuhren. Den Brf. erhalte ich ihn wieder . . . Ihnen sogleich gesendet werden — wo nicht — so fische ich ihn wieder aus den conzept. Klug habe ich m Vertrauen in dieser Wahl nicht angelegt. | aber an Sie — durft ich nicht denken — — und nur in der aeusersten Noth konnte ich mir erlauben, an Sie zu schreiben. | ich wendete mich zuerst an Jung in Marburg mit einen sehr durchdachten Bf. bald erhielt ich Antw. — u. eine empfl. nach mehreren Brf. aber die mir den Ms. [Menschen] schilderten u. seinen eigenen Schreiben hatte ich allen Muth verlohren, dieses **Engagement** zu volziehn. In Gh. [Gotha] sah ich einen etwas Petantischen Cantidaten — der aber in Unterricht sehr gelobt wurde und mir als ein ganz ordentl. Dencker vorkam. auch dies misglückte. Der jezige heißt Münch, hat Jura in Jena studiert — u. erst Ostern die Universität verlassen, er ist

durch Bertuch m. Schwg. empfhl. worden — den m. Swg. möchte ich nur gerne den kleinsten Theil dieser Sünde zurechnen. ihn bezeignet kein Laster — aber die nullität ist sein Verbrechen — oder vielmehr das Gebrechen seiner Natur! — Sie werden lesen was ich über dies sujet geschrieben — ich kann versichern, daß nichts übertrieben, sondern in vertrauter unterhaltung manches hinzufügen könnte, was dieses Tableau stärker colorirte. Bey Hufl. den Jurist hat er geschrieben — u. dieser muß ihn wahrscheinl. auch ein glänzdes Zeugniß ertheilt haben. — Kann dies der Glaubwürdigkeit meiner relation in ihren Gemüthe schaden?? — Leid ware es mir wenn ihn Hufl. der medicus auch gelobt hätte — den diesen traute ich stets Verstand — Sentiment u. gewissenhafte Beurteilung — mit etwas Mſ. Kenntnis vermischt. —

Ihr Brief sagt mir leider daß sie noch nicht aufhören zu leiden, — aber dieses mit Ruhe und gleichmuth tragen — und nur dadurch die Kraft erhalten es zu besiegen. — Könnte Ihnen den nicht gänzlich geholfen werden. Consultiren Sie einen andern Arzt. Marcus in Bamberg, Hofmann in Aschaffenburg — u. warme Badquellen — — Aachen — wäre Ihnen dies nicht heilsam — ach! lassen Sie nichts unversucht was vielleicht helfen könnte u. mögl. zu verschaffen ist. Und Diät allein durch sie erhalten wir die Gesundheit — und können sie wieder erwerben. — ich hörte als ich noch in Weimar war, Sie tranken oft starken Thée, thun Sies nicht — ich weis es aus erfahrung wie schädlich der heufige gebrauch sein kann, — ich fühle schleunig den Schmerz den er in Magen verursacht — er erschlafft, und hindert die Verdauung, — u. selbst die Spannung die er den Nerven giebt ist unruhig — nicht heiter u. krampfartig. Noch vieles könnte ich fragen, aber ich darf ja wieder schreiben — u. also erspare ich es — auch Körner hat mir auf e. Brf. den ich vori. August schrieb nicht geantwortet. ich lebe einsam — genügsam mit mir — aber heiter — nur so viel es meine laage fodert thätig — und es die wirksamkeit m. Seele bedarf, u. kann. Des Sommers genieße ich jetzo mit Dankbarkeit die Wohlthaten des Landlebens — den Winter fürchte ich für mich und allen was ich Liebe! —

Ihr Frau ist Sie wohl? — grüßen Sie sie herzlich von mir — wenn Sie mirs erlauben wollen. Charlotte Kl. Marschalk.

den 30ten abgeschickt.

Aus dem ersten Blatt dieses Briefes ist mit dem Siegel ein Streifen von etwa $6^1/_2$ cm Länge und 2 cm Breite herausgerissen, wodurch sich die leicht zu ergänzenden Lücken des Textes erklären. Der in dem Brief genannte Jung ist Jung-Stilling, der von 1783—1803 Professor in Marburg war; seine Erwähnung ist für Charlottens Verbindung mit pietistischen Kreisen, die auch in ihrer Vorliebe für die heilige Therese, für Saint-Martin, Mad. de Guyon und Tersteegen zum Ausdruck kommt, charakteristisch. Auch zu dem Mediziner Christoph Wilh. Friedrich Hufeland, dem berühmten Verfasser der 'Makrobiotik', der 1793 als Professor nach Jena gekommen war, stand Charlotte von Weimar her in persönlichen Beziehungen; sein Namensvetter Gottlieb Hufeland war seit 1788 Professor der Rechte (siehe den 15. Brief).

Fast gleichzeitig mit diesem Schreiben hat Charlotte ihren fünften Brief durch Expreßboten an Schiller geschickt und ihm jenen im vierten Brief erwähnten Aufsatz beigelegt, in dem sie ihr Ideal des „Hofmeisters wie er sein soll" entwickelt. Beide Schreiben, deren Handschriften in das Marbacher Schiller-Nationalmuseum gelangt sind, nachdem sie 1886 bei Börner in Leipzig zur Versteigerung gekommen waren, sind schon bei Speidel und Wittmann S. 286—290 abgedruckt und brauchen deshalb hier nicht wiederholt zu werden. In der philanthropischen Neigung für pädagogische Probleme zeigt sich Charlotte v. Kalb, die der Vernachlässigung ihrer eigenen Erziehung sich immer bewußt war, als echtes Kind der Sturm und Drang-Periode. Man hat sie als „weiblichen Werther" bezeichnet; vielleicht läge es noch näher, sie einen weiblichen Lenz zu nennen; denn wenn auch die „Vorteile der Privaterziehung" hier ohne jede Ironie erörtert werden, so zeigt sich mit dem Verfasser des „Hofmeisters" doch mancherlei innere Verwandtschaft. Dem Wunsch nach sofortiger Zurücksendung dieses Aufsatzes scheint Schiller nicht entsprochen zu haben; denn wenige Tage danach wird die Aufforderung dazu wiederholt.

Sechster Brief.

[2. Juni 1793?]

Das eine Blatt worauf ich geschrieben mir wiederzusenden, geben Sie wo möglich den Bothen wieder mit — Sie kennen oft meine hipocondre Angstl. Laune.

Jetzo thue ich nichts als beten — und sehnen — nach Segen und erfüllung unserer Wünsche! —

Sagen Sie mir einige worte von den neuen Lieblings Kindern Ihres Geistes?

Fragen Sie doch Ärzte ob Ihnen das Kissinger Bad nicht zuträgl. wäre? —

Der Bothe — wird Ihnen wenn Sie ihn über uns fragen, ganz treuherzig — von meiner Rezia — und den guten Bier in Walh. erzehlen, — dürfen Sie starkes Bier trinken und bekommt es Ihnen — so schicke ich Ihnen ganz vortreffl. wenn es die Witterung erlaubt —

Verzeihen Sie m. freimütigen Geschwäz — aber ich hoffe Sie werden die unwandelbarkeit m. Wesens anerkennen.

d. 2ten Juni. Charlotte.

Das gute Bier in Waltershausen erwähnt nachmals auch Hölderlin. Schillers Antwort auf dieses Schreiben ist nicht erhalten; doch gibt Charlottens siebenter Brief vom 18. Juni 1793, der bei Speidel und Wittmann S. 290—294 abgedruckt ist, einen Satz daraus wieder. Schiller sucht die hochgespannten Forderungen zu mäßigen: „es ist so gar selten eben nicht, Menschen von dieser Art zu finden, aber selten sind gerade diese zu einer solchen Bestimmung zu haben, weil sie sich andere Aussichten zu machen wissen. Wer seine Pflicht kennt wird nicht gerne Hofmeister sein wollen, — und wer von jener geringe denkt ist nicht dazu zu gebrauchen." In seinem nächsten Brief, der vom 24. datiert und am 28. Juni abgeschickt ist, erklärt Schiller dann, er glaube den geeigneten Lehrer gefunden zu haben in einem geborenen Livländer von sehr gutem Adel, der von seinem zwölften Jahr an als Kadett in Petersburg gedient habe und vor etwa 5 Jahren als Kurier nach Deutschland geschickt worden sei, von wo aus er seinen Abschied genommen habe (siehe unten S. 169 ff.). „Er ist sehr früh in die Welt geworfen und deßwegen in allem Unterricht versäumt worden. Dieses fühlte er, und eine brennende Liebe zum Studiren erwachte in ihm, die auch der Hauptgrund war, der ihn in Deutschland festhielt" ('Zentralbl. f. Bibliothekswesen' 22 [1905], 273 f.). Auf die Bedenken dieses Vorschlags geht Charlottens Antwort ein.

Achter Brief.

[3. Juli 1793.]

In dieser Wahl eines Hofmeisters für Fritz hab ich Ihnen einmahl mein Vertrauen gegeben und ich nehme es nicht wieder zurück, befreie Ihnen nicht wiedervon diesen bindenden Versprechen: — bis wir haben was wir wünschen, wenn auch aus den jezigen Vorschlag nichts werden sollte.

Der Stand des jungen Mannes — aus den seine Schicksaale fließen; und die späte Wahl des Studierens — ist freilich für einen Erzieher und Informator etwas ungewöhnliches; Doch das

Ungewöhnliche — gehört — zu keiner Gattung weder des schlimmen noch guten — ist neutral: mich wird es nicht abhalten ihm zu wählen; wenn ferner was ich von ihm — und seinen Vorsätzen hören werde, keine Schwierigkeiten macht.

Das er das bedürfnis hat, und die Neigung in sich fühlt — einen Knaben zu bilden, — giebt seinen Herzen — seiner Geduld, und seiner gesunden reinen Denkkraft ein vorteilhaftes Zeugnis, den nur dadurch kann mann auf den Verstand würcken und Verstand bilden: — Den ein so edler feiner Stolz wie dieser Mensch besizen soll — kann unmöglich einen Beruf wählen wollen, den er nicht faßt, und nicht zu befriedigen fest entschlossen ist. —

Einen solchen Karakter (wie Sie ihm schildern) muß mann achten — und wird ihn nach einiger Bekanntschaft Vertrauen nicht versagen können. seine Neigung und leidenschaft für wissen und Kenntnisse — wird ihn verleiten sie auch mit solchen Eifer andern mitzutheilen — und es gehören just keine Magisters Kenntnisse dazu um einen Knaben bis ins 12. auch 15. Jahr recht viel Nützl. und nothwendiges lernen zu können: — aber da er noch keine erfahrung noch Übung in diesen Beruf hat — muß er wohl vorher sich streng Prüfen und Versuchen, ob er diese Foderungen zu leisten in stande — mit beharlichkeit zu üben fähig wäre. Sie sagen mir er hielt sich gegenwärtig in Frankfurth auf mein Mann ist auch in der Gegend. ich will Ihnen seine Adresse beylegen — an Heinrich über diesen Gegenstand schreiben — dieser junge Mann könnte ihn aufsuchen, sich mit ihn unterhalten; und dann käme es auf beyder Willen an, ob sie ein Jahr versuchen wollen — wie diesen der Aufenthalt, und die Verhältnisse in Franken m. Mann der künftige Freund — und Lehrer unseres Sohnes gefält.

Es ist mein aller ernstlichster heftigster Wunsch den M[ünch] bald los zu werden — ihn zu behalten wäre die größte Falschheit gegen mein Gewissen und meine Uberzeugung. in Leben will ich diesen Vorsaz ausführen — und solte ich sterben ehe es mir gelungen wäre, so wird m. Mann gewiß meinen letzten eifrigen willen; — erkennen verehren, und erfüllen! —

Sollte mein Mann früher das Lager und die Gegend von

Frankfurth verlassen — ehe dieser mir noch unbekannte ihn sprechen könnte — so lassen Sie ihn an mich schreiben — ich will dann diesen, und Ihre Bfe. m. Mann zeigen, und seine Entschliesung abwarten. Das erste wäre mir freilig sehr Lieb. und wäre gut (in den ersten Tagen) für ihn und uns.

ich begreife und segne Ihren Willen und Meynung — und für den Erzieher unseres Kindes — nicht so wohl einen sehr studierten Theoretischen gelehrten zu wünschen und zu geben, sondern vorzüglich darauf zu sehn — das der Lehrer bon-sens — (so selten, u. doch so unentbehrlich zum Leben) — Erfahrung, und männl. Karakter habe. Sind wir glücklich. — o so ist unsere Dankbarkeit unbegrenzt; — so wie jetzo mein Vertrauen auf Sie — was ich aber auch keinen Andern zu geben wüßte.

Charlotte Kalb.

Waltershausen bey Meyningen
d. 3 July.

In der verlorenen Antwort scheint Schiller mehr über seinen Bewerber gesagt zu haben, vorläufig ohne Nennung des Namens Gustav Behaghel v. Adlerskron aus Friedrichshof bei Dorpat. Der ehemalige russische Kapitän hatte sich in Jena zum Studium entschlossen, wo er unter dem Namen Le Bon weilte. Er hatte Schillers Vorlesung über Universalgeschichte gehört, war ein Freund des Schillerschen Hauses geworden und hatte dem Dichter während seiner schweren Krankheit im Winter 1791 treulich beigestanden. Ostern 1791 war er an die Karlsschule nach Stuttgart gezogen, von wo aus namentlich Karoline v. Beulwitz ihm weiterzuhelfen bemüht war, da ihm die Mittel zur Fortsetzung des Studiums fehlten. Zur Zeit saß er in Homburg v. d. H., von wo aus er am 18. Juni 1793 in einem Brief an Charlotte Schiller seine Bereitschaft erklärt hatte, die Hofmeisterstelle anzunehmen ('Charlotte v. Schiller und ihre Freunde' 3, 88). Schiller bereitete inzwischen seine Reise nach Schwaben vor. Auf die Mitteilung dieses Planes sowie der bevorstehenden Niederkunft seiner Frau nimmt Charlotte in ihrer Antwort Bezug.

Neunter Brief.

[20. Juli 1793.]

Vor allen Dingen wünsche ich Ihnen herzl. glück zu der Hoffnung der Vermehrung Ihrer Häuslichen Freuden. Wichtiger zweckvoller und unbeschränkter endloser wird Ihnen nun mehr bald das Msch. Leben vorkommen, möchten Sie gesund — und ohne ängstliche Sorgen für Ihre Lieben diesen Zeitpunkt erleben

— und dann glücklicher eine erneuerte wieder genußreichere Lebensweise beginnen! — Es wundert mich das Ihre Frau es wagen will an ende Ihrer Schwangerschaft diese beträchtliche reise zu unternehmen.

Körners dachte ich könnte der Aufenthalt in Jena und Weimar ohne ihre Gegenwarth nicht lockend sein — daher zweifle ich in ganzen noch an dieser Reise — meinen Mann habe ich vor 10 Tagen die Post gesendet — vor 8ten erwarte ich aber noch keine Antw. — melden Sie mir wo hin ich während ihrer Reise die Bfe an Sie addressiren soll? wenn sich wärend dieser Zeit in dieser Sache was bestimen solte — damit ich sogleich es Ihnen melden kann.

Viele Weimaraner sind jetzo in Kissinger Bad und versprechen sich Heilung und seegen.

Noch eine Oeconomische Speculative Angelegenheit lassen Sie sich mittheilen die wenn sie auszuführen ist eine Gemeinschaftliche Sache für uns werden soll. Aus Mainz und der umliegenden Gegend sind aus denen Kellern in den ersten Häusern nach und nach die besten Rein Weine verborgen, oder geflüchtet worden. Ihr großer Verlust, die Stockung der Revenuen nötiget sie zum verkauf. — ich weis noch einige Stück Fässer von Hochheimer 81. u. 83 Jahrgang, von welchen der Most schon das Stück 100. 150 Carl[Karolinen]: bezahlt wurde. ich schicke Ihnen Proben die ich erst von Würzburg muß kommen lassen — wenn Sie glauben in Leipzig und Dresden etwas unterzubringen. unter diesen Preiß wie der Most schon ist verkauft worden darf er nicht gelassen werden. ehr höher wenn Sie können. der 81 ist vor viele vielleicht angenehm. als der 83. der ist schon etwas schwerer, und hat mehr Firnis. Das Stück hält 12 Reinische Eimer, 1 Ei. 50 Reinische Maas. schreiben Sie mir bald über diesen Artikel wie, und wo ich die Proben übersenden soll. — Es kann ein beträchtl. Vorteil bey der Unternehmung dieses Verkaufs herauskomen — den ich mit niemand lieber als mit Ihnen theilen möchte.

Leben Sie wohl.

Charlotte.

d. 20 July.

Auf das Weingeschäft, das Charlotte am 9. August auch Goethe antrug, nachdem sie „auf gut Glück und Speculation" eine beträchtliche Quantität

angekauft hatte ('Goethe-Jahrbuch' 13, 74; Briefe 10, 187), scheint Schiller nicht eingegangen zu sein. Dagegen hat er ihr, wie seine Kalendereintragung vom 23. Dezember 1795 zeigt, später einmal für 15 Laubthr. Rheinwein abgenommen. Vielleicht geht auf den Geschäftssinn der Frau v. Kalb, zu dem sie durch zunehmende Verschlechterung ihrer Verhältnisse gezwungen war, auch die spätere Äußerung an Goethe, daß sie immer materieller werde (6. April 1798). Auch an Herder wandte sie sich im November 1801 aus Erlangen wegen in Kalbsrieth liegenden Niersteiners, den sie verkaufen wolle, und im Dezember dieses Jahres ging sie Charlotte Schiller nochmals deswegen an ('Ch. v. Sch.' 2, 227 f.). — Schiller scheint erst das nächste Schreiben beantwortet zu haben, das die Antwort des Majors Heinrich v. Kalb schneller brachte, als Charlotte erwartet hatte. Adlerskron hatte am 14. Juli an Schiller gemeldet, daß er Herrn v. Kalb im preußischen Hauptquartier Marienborn verfehlt habe; sein Bericht wird durch das Folgende bestätigt.

Zehnter Brief.

[Waltershausen und Kissingen 24/25. Juli 1793.]

Mein Mann gieng den 11.ten July aus den Preusischen lager nach Mannheim und hatte noch keinen Brief weder von mir noch Sie über die bewußte Angelegenheit erhalten. Den 13 in der Nacht reiste er wieder ins lager zurück, da sagte ihm der Seck. [Sekretär] Weiland, ein Russischer Officier habe nach ihm gefragt, und ihm zu sprechen gewünscht — auch gesagt er habe einen Brief von H. P. Schiller abzugeben. mein Mann blieb diesen Tag und den folgenden in Lager, und der Officier lies sich nicht melden hatte auch ihren Brf. Weilanden nicht eingehändiget, das dieser dadurch hätte meinen Mann unterrichten können, auch nicht seine addresse gegeben. oder den Ort angegeben wo er zu erfragen oder aufzusuchen gewesen wäre; sonst hätte mein Mann seiner Pflicht gemäß ihn aufgesucht. am 14ten Abends einige Stunden vor meines Mannes Abreise, erhält er erst ihren Brf. und dieses Billet des jungen Mannes welches ich Ihnen hier beylege — er sucht ihn denselben Abend noch bey Weilanden auf findet ihn aber nicht mehr, meldet ihn auch er würde den andern morgen in Frankf. sein, auch dort findet er ihm nicht.

d. 25. Kissingen. — gestern mußte ich hier abbrechen; — heute fuhren wir hier her wo ich diesen Bf. fortsetze — m. Mann hat Ihnen alles umständl. erzehlt — meinen Brief hat er noch

nicht erhalten, — der doch 4 älter als der Ihrige an Heinrich war! — es ist ein eigene opinion[?] in dieser ganzen Sache! — m. Mann traut weniger weil es etwas ungewöhnl. ist! — die Schilderung des Carakters des j. Manns: hat für mich was anziehendes; — meine Furcht liegt allein darin daß er vielleicht nicht weis welche gedult — welche manier der Unterricht verlangt?? — Aber keines wegens als wenn die grössere abhängigkeit des Erziehers ein Vortheil bey der Erziehung wäre — wie H[einrich] meynt! — nein!

wer durch die Nothwendigkeit der Situation erst von mir abhängig werden solte — kann es in mechanischen Dienstleistungen, in moralischen nie | ein Bildner meines Sohnes — kann nur in so fern von mir abhängig werden als seiner Seele — möglich ist das mein Geist und Gemüth auf seine Versteh u. Handl.weise einflus habe. Hab ich diesen Einflus nicht, so hat ihn gewiß sonst niemand. — / in Haus / dieser H. v. A[dlerskron] — konnte nur unter den aller freisten Bedingungen unser Haus betreten; — Anfänglich ein angenehmer Besuch — bis — wir uns gegenseitig geprüft hätten, ob wir Freunde hätten werden können, und eins den andern möglich werden können! Sehen Sie nun was Sie rathen können u. wollen? Auf den Billet v. A. läßt sich nichts schließen — freilich scheint ihn die Deutsche Sprache noch nicht ganz geläufig. Er scheint aber durch das wort inständig der Sache nicht abgeneigt zu sein.

Den 29ten bin ich wieder in Waltershausen. ich werde heute Bertuch sagen das er eilt Münch unterzubringen — lieber zahle ich ein 4tel Jahr (fern von mir) für ihn — als das ich länger diese zerstörende verderbende Ursache um meinen Fritz haben möchte! Wer ist abhängiger wie er — und wie gar gar nicht können wir Eltern auf ihn würken — daß kann — und will auch kein Vernünftiger in dieser laage auf ein gute u. Herzliches Wesen [?]

Leben Sie wohl theurer Freund

Charlotte.

Schillers Antwort auf diesen gegen den Schluß hin schwer leserlichen Brief ist vom 29. Juli datiert (Jonas 3, 348). Er hatte aus dem Brief des Majors ersehen, daß man Bedenken gegen einen Hofmeister von adligem Stand hegte, die er glaubte zerstreuen zu können. Adlerskron hatte an Charlotte Schiller geschrieben: „Meinen Namen als Hoffmeister würde

ich behalten, aber den unnützen Vorwort von wegstreichen." Darauf konnte Schiller meinen: „Die Haupteinwendung Ihres Mannes gegen ihn, daß ihn sein Stand Ihnen gleich setzen und also nicht frey genug auf ihn zu wirken seyn möchte, wird sich heben lassen." Am gleichen Tage hatte er Herrn v. Adlerskron vorgeschlagen, nach Waltershausen zu fahren und sich dort vorzustellen. Anfang August trat er seine Reise nach Schwaben an; die Antwort hatte er sich an Herrn Dr. Gmelin in Heilbronn bestellt.

Elfter Brief.

Walth. d. 1 August [1793.]

Ihren Brief von 29ten beantworte ich sogleich: — ich lies ihm so bald nach dem empfang meinen Mann lesen — dieser ist mehr als je bestimmt nie einen Menschen seines Standes als Hoffmeister Seines Sohnes zu sehn; angebohrne anerzogne Grundsätze von beyden Seiten; das point d'honneur als Officier alles dis könnte zu Mishelligkeiten, und vielleicht wiederigen Situationen anlas geben denen wohl nicht auszuweichen wäre. — Über das hab ich nun keine Meinung den mir ist ein Mensch ein Mensch, und diese klasificire ich blos nach gut und bös — dum̄ und klug. — Ein Einwurf meines Mannes der mir aber wichtiger zu sein dünkt, und den ich volkomen unterschreibe — ist das er überzeugt ist, da er selbst erst spät sich mit den Elementar Wissenschaften abgegeben hat es ihn sehr schwer sein würde — vielleicht unmöglich sein würde, ein Kind darin gründlich zu unterrichten. Diese ist ein Hauptgrund — warum ich auch garnicht gesucht habe ihn von seiner preocupation abzubringen: Dann wäre auch die Wahl eines Hofmeisters mit diesen nur auf kurze Zeit befriediget, und in einen Jahr müßten wir wieder dieselben Nachforschungen anstellen — Den es ist wohl kaum wahrscheinlich das er lange, von seinen Vaterland — und den Geschäften seiner familie entfernt Leben könnte! — Dies alles erwogen — so wünschte nun mein Mann, wie auch ich, den H v. A. die Depensen der Reise zu ersparen — und uns den embaras sie ihm verursacht zu haben, so habe ich gemeint es wäre am besten, mein Mann schrieb ihm nach Homburg, er müßte mit mir meiner Gesundheit wegen auf einige Monathe verreisen; — könnten also

nicht das Vergnügen haben ihn jetzo hier zu sehn; übrigens ist dieser Brf. glaubwürdig, und sehr höflich abgefaßt. Solte er ihn aber nicht empfangen, und kommen, so werden wir ihn das können Sie von uns hoffen, so artig — und gut als möglich begegnen, wie es stets die Ihrer Achtung werth sind, berechtiget sind zu fodern! — Es war ein Zufall das mein Mann ihn in Lager nicht sprach. Persönnliche Bekanntschaft hätte dann manches Vorurtheil verscheuchen können — jetzo nicht mehr! — Übrigens aber mein sehr geachteter theurer Freund — empfehle ich stets diese wichtige heilige Angelegenheit meiner Seele — Ihrer Freundschaft! — Auch Sie werden es nun bald erfahren wie wichtig die bildung und Nehrung der Seele unserer Kinder den Elterlichen Herzen ist! Bei der Hofnung es wird gelingen ligt die frohe aussicht das Glück unserer späten Tage, — in den Zweifel, Ekel überdrus fürs Leben — und dis wäre mein Fall wenn ich lange diesen läppischen mein Kind überlassen müßte. Sie allein haben unter meinen Bekannten — ein Maaß für Geisteskraft Seelengehalt und werth! — und Freundschaft genuch für uns um diese Fähigkeiten zu Prüfen, und für unser Glück und ruhe aufs Beste zu sorgen. Sie haben ein schönes reise Wetter hoffentlich höre ich viel gutes von ihren Befinden in Schwaben. — Das Schicksaal und der Tod von Charlotte Armand der Morderin von Marat hat mich sehr afficirt. D. Brf. an Barbaroux u. ihren Vater zeugen von der Größe ihrer Seele! sie wurde ohnmächtig nach volendeter That!

Die adresse meines Mannes ist [gestrichen: An Major v. Kalb] oder besser, an H. v. Kalb in preusischen Lager bey Mainz, abzugeben an H. Weyland geheimen Secretair v. Ihro Durchl. den Herzog von Weimar.

Wollen Sie an Heinrich schreiben und auch wohl diesen Bf. von mir beylegen, — so glaube ich es könnte seine Entschliesung befödern. Heute schreibe ich ihm noch über diese Angelegenheit — um ihn vorzubereiten. Finden sie gegenseitig behagen an einander und die Sache wird bald entschieden — so kann er wohl gemeinschaftl. mit meinen Mann hierher reisen — M[ünch] der dann noch gegenwärtig ist, soll die Absicht seines Aufenthalts nicht erfahren — und wahrscheinl. geht er bald in Frieden von dan̄en.

Das wörtchen von ist meist ein unnüzes — oft kostendes. — u. eine Zeit her mit Vorurteilen verworfenes Wörtchen — ihm wird es wenig kosten — es wenn es nicht mit unbequemlichkeit verknüpft sein sollte, zu verläugnen und uns, es zu verschweigen! Wie ist sein Nahme? — ich hörte einst von einen jung. Mann der in Russischen Diensten war und sie wärend ihrer Krankheit oft besucht — u. sorgfältig gepflegt haben soll, ist derselbe? — auch glaube ich es wurde von ihm gesagt er habe bey Starke eine sehr gefährliche operation ausgestanden. ich habe sobald wie nur möglich ihren Brf. beantwortet. — Solten Sie Brf. von den j. M. haben (wodurch er mir mehr bekannt würde so senden Sie diese mir. in Frankf. ist m. Mann bey H. J. H. Hofmann in der Eschenheimer Strase zu erfragen. Bethmanns — Römischen Kaiser oder rothen Haus. — ich hoffe Sie sind nun ganz wohl und heiter, Gott erhalte Sie.

Am 17. Juli, vier Tage nach ihrem Attentat auf Marat, war Marianne Charlotte Corday d'Armont zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. — Daß Frau v. Kalb sich nach dem Namen Adlerskrons erkundigt, den Schillers Brief doch genannt hatte, ist auffallend. Wahrscheinlich meint sie das Pseudonym Le Bon, unter dem Adlerskron in Jena gelebt hatte. Inzwischen war Heinrich v. Kalb, ohne ihn gesehen zu haben, nach Waltershausen zurückgekehrt. Adlerskron aber besuchte Schiller und Karoline v. Beulwitz in Ludwigsburg, etwa in derselben Zeit, als Schillers Sohn Karl geboren wurde (14. September). Charlotte erfuhr von dem freudigen Ereignis in Jena, noch ehe es Schiller ihr selbst mitteilte.

Zwölfter Brief.

Jena den 27 Sept. [1793.]

Den Ort so Sie verlassen bewohne ich jezo um hier meine Entbindung zu erwarten, und meine Rezia mit den neu gebohrnen wenns der Himmel nicht anders über uns beschlossen hat nach den sechs wochen inocul. zu lassen. In Segnerischen Hause bringe ich diese Zeit hin — und mein jetziges Zimmer erinnert mich oft an Sie, hier sind Ihre Bilder Körners Portrait — ihre Schwester. Das Tableau von Fürsten von Rudelstadt. —

In Waltershausen habe ich 6 Stunden weit weder Arzt Apo-

teke noch sonst eine Hülfe der ich vertrauen könnte, ich will auch meine Rezia nebst den neugebohrnen inocul. lassen, und darum habe ich Jena erwählt, weil ich Huflanden verdraue (erst jetzo bemerke ich das ich dies oben schon geschrieben hatte — Unpäßlichkeit hielt mich ab diesen Brf. fortzusetzen — und heute als den 27ten Sept. weis ich nun schon einige Tagen die mir höchst angenehme Nachricht von Ihrer Frauen glücklichen Entbindung — Sie haben also auch nun einen der höchsten lebhaftesten Augenblicke des Menschl. Daseins erlebt! Möchte von diesen Augenblick stets eine süße Erinerung ein freudiger Nachklang in Ihren Herzen bleiben! — erzehlen Sie mir ich beschwöre sie von Ihren Sohn. Die Mutter ich sehne mich es zu erfahren das sie das Wochenbett glücklich überstanden, es ist so manches in der weiblichen Natur was höchst schmerzhaft selbst gefärlich werden kann — Selbst die Freude sei mäßig — doch schweigent, ruhig — alle Leidenschaftlichen Ergüsse, rächen sich in diesen Augenblicken! Aber die Ruhige Zärtlichkeit ist der höchste Balsam für die Leidende Natur! —

Sie haben doch mich nicht in Verdacht eines Wankelmuths, und sind gegen mich recht böse geworden — daß es mit A. diese Wendung nahm? — Mein Mann wurde endlich so starsinnig gegen ihn, ich konnte es anfänglich nicht vermuthen, den von seiner Meynung und Entschlus war mir überhaupt nichts bekannt als was er Ihnen geschrieben — mit denen ich nicht gleich, oder die mit mir denken können — gegen die ist sich nicht zu erklären — dies Räthsel ist mir — gelöst — ich konnte nicht wünschen das Adlerskron nach Waltersh. kommen möchte weil ich um mein Dasein zu erhalten, diesen Ort verlassen mußte, hatte also diese Bekanntschaft, mit meinen Mann, der dort geblieben ist nicht Leiden und Lenken können. (hier höre ich von Jedermann das beste vorteilhafteste über Adlerskron;) ich werde ihn schreiben — wenn Sie mirs erlauben wollen?, ich hoffe ihn noch kennen zu lernen — und vielleicht kann ich das Eisen noch brechen? —

Leben Sie wohl mein bester theuerster Freund — die ruhe die abgezogenheit worin ich hier jetzt Lebe thut mir sehr wohl — — ich sehe Reinhold — und sein Umgang ist mir wohlthätiger

wie sonst — möchte es so mit uns auch sein. — Gott segne und erhalte Sie.

Charlotte Kalb.

Frau v. Kalb wohnte in Jena im Hause des Fräulein v. Seegner, in dem Schiller seinerzeit für die Familie v. Lengefeld während der Tage der Hochzeit Quartier gemacht hatte. Mit ihrem Brief kreuzte sich Schillers Schreiben vom 1. Oktober aus Ludwigsburg, worin er nicht nur die Geburt seines Sohnes anzeigte, sondern auch die Hofmeisterfrage in eine neue Phase leitete, indem er den Tübinger Magister Hölderlin, den ihm Stäudlin empfohlen hatte, in Vorschlag brachte.

Dreizehnter Brief.

Jena den 18. October [1793.]

Auch ich bin am 7ten dieses von einen Sohn entbunden worden.

Wie lieb ist es mir daß Sie diesen angenehmen Zeit Punkt Ihres Lebens bey Ihren Eltern zubringen — Sie alle waren dieses Lohns so werth, und können ihn schäzen, geniesen. Hätte diese Freude nur auch das alte Ubel verbannt, so wolte ich Sie doppelt Preisen — Vielleicht thut die dauer, waß die süßesten Begebenheiten nicht konnten, und ihr Korper genießt volkomen durch die genüsse Ihres Herzens durch die Wonne Ihrer Seele!

Adlerscron blieb 10 Tage hier — Sie haben mich sehr geehrt mein Freund — als Sie A. für meinen Fritz und mich wählten — und wähnten daß er in meinen Hause zufrieden und glücklich leben würde. Er scheint sehr den Bild zu entsprechen welches Sie von ihm entworfen haben — so mußte er mich interessiren. Auch schien er behagen an meinen geseelschaftlichen Betragen zu finden. Er las uns einige Abende vor — unter andern auch Ihre kleine Abhandlung über Anmuth u. Würde. Wie erkannt wie fand ich hierin Ihre eigenthümlichkeit — mit gestärkteren Leben — wo der Geist sich mehr conzentriren kann lese ich es wieder und sage Ihnen bestimter w. S. m.s[wenn Sie mir's] glauben, wie diese Platonische Idealisazion — diese Verbindung des Ernstes — mit den Grazien mir erschienen ist! —

Ich habe an meinen Mann über die neue wahl eines Lehrers den Sie in H. Holderlin zu finden hofften, geschrieben; ich zweifle

keines wegs daß er diese neue Empfehlung gerne annehmen wird. — In 14 tagen glaube ich Ihnen gz. bestimt schreiben zu köñen. Wäre es Ihnen nicht lästig so? — unterreden sie sich noch einige mahl mit Hdlin — theils um ihn näher zu keñen — und mehr noch um auf ihn zu würken; — die Bestimmung die befestigte veredlung eines gemüths — hängt nicht von der langen Zeit ab; sondern von der gunst des Augenblicks, von der einwürkung richtiger Menschen; — wenn ein so erregtes Gemüth in Ruhige thätigkeit tritt, und Einsam sich beschäftigen kann — dann sind solche Eindrücke beynahe imer bleibend und glückseelich — ganz anders ist mit den der in Zerstreuung lebt — wo die Seele nicht sich selbst — ihren Plan — nutzen u. Freuden lebt! — und die Reminiszens mit traurender ungedult sie nur sparsam belebt u erleuchtet. — ich lebe hier meiner — und der Pflege meiner Kinder. wenige stunden bleiben mir übrig die ich der Gesellschaft witmen könnte — auch habe ich auch schon längst auf diese Freuden resignirt. —

Gewöhnliche geseelschaften sind mir lästig. Vorzügliche meinen Gemüth wohlthätige beunruhiget mich, wenn ich nicht die Vorstellung der Dauer, mit den Genuß verbinden kann. — Oft sehe ich Reinhold — der mir mehr als je gefält — er scheint mir unruhig über den Wechsel seines Wohnorts — jezt zu werden, ja wohl es liegt auf aller last dieses wechsels auf ihm. Leben Sie wohl. Frl. von Segner ist oft in Herzen mit Sie beyde beschäftiget — so wie auch ich — Gott erhalte Sie.

Charlotte.

Den M[usen] Almanach habe noch nicht bekommen koñen.

Am 7. Oktober war Charlottens Sohn August Wilhelm geboren worden, den keine Geringere als die Herzoginmutter Anna Amalia als Patin aus der Taufe hob. — Im Seegnerschen Hause war inzwischen auch Adlerskron abgestiegen, der auf der Rückreise nach Rußland noch einmal in Jena Aufenthalt nahm. Beide scheinen Gefallen aneinander gefunden zu haben. In einem Brief an Karoline v. Beulwitz vom 4. November schildert Adlerskron Frau v. Kalb als eine Frau von Verstand, Belesenheit und viel Güte des Herzens. „An Forschungsgeist, an Welt, an Erfahrung fehlt es ihr nicht, nur zu oft überläßt sie sich dem Schwung ihrer Einbildungskraft, verfällt dann in Empfindelei und überläßt sich ihren Lieblings-Ideen, wobei innere Gefühle sie bis zu Thränen und in tiefe

Melancholie bringen" (Speidel und Wittmann S. 302). — Für Hölderlin wurde Charlotte durch sein Dichtertum eingenommen, das Schiller unter Hinweis auf den Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1794 gerühmt hatte. Die Jahreszahl ist irrig. In Stäudlins 'Musenalmanach fürs Jahr 1792' und in der 'Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1793' waren Hölderlins erste Hymnen erschienen.

Vierzehnter Brief.

Jena den 31 October [1793.]

Die antwort meines Mannes ertheilt mir die Volkommenste Freyheit bey der neuen Wahl eines Lehrers u. Hofmeisters für Fritz, — und ich gebe Ihrer Wahl das Zutrauen — u. die Hofnung meiner Seele!!

Mann hatte mir von Weimar aus versprochen Münch um Weinachten zu versorgen ich habe noch keine bestim̄te Antw. erhalten — ob es auch um diese Zeit geschehen wird. zweifle aber nicht! — um Weinachten bin auch ich erst wieder in Franken. und ich glaube es wird besser sein wenn ich an Ort bin — und mich bemühe ihn seine Verhältnisse bekannt zu machen. — Einsam haben wirs — darum ist es desto nötiger das eins das andere verstehe — um zufrieden zu Leben! — 12 Carl [Karolinen]: ist was ich versprechen kann — was mehr ist, und sein kann — wird mich am meisten freuen. — ich hoffe bald in sofern sein vertrauen zu gewinnen; um von ihn zu erfahren in wie fern ich ihn das geschäft der Erziehung erleichtern und befördern kann —

Sie bewohnen jetzo Schwaben — in einer interessanten Epoque — wo so manches interesse rege sein wird — so viele Hoffnung blühn und wieder absterben wird — viele glauben hier es könne auch auf Sie von Einflus sein? — Wie gehts mit Ihrer Gesundheit? —

Mann sieht jetzo keinen fröhligen Menschen mehr. Das Unglück unserer Tage preßt allen Schwermuth in die Seele! meine Nerven Leiden — der Nahme Mensch erschrikt mich — und ich fliehe gerne — den Anblick dieser gequälden oder quälenden Gestalten —! Verzeihen Sie diese aeuserung — ich möchte wohl lieber Ihnen etwas annehmliches sagen — aber Sie erken̄en meine Vorstel. u. können mir vielleicht eine erheiternte Aussicht zeigen. ach nein! es ist würklich zu Egoistisch gewünscht — o wer

ruft wohl jetzt mit Hamlet: O daß ich sehe was ich sehe u. höre was ich höre.

Charlotte.

Die bedrückte Stimmung dieses Briefes wird durch die eben in Deutschland eingetroffene Nachricht von der am 16. Oktober vollzogenen Hinrichtung der Königin Marie Antoinette erklärt.

Fünfzehnter Brief.

Jena den 2 Decb. [1793.]

Auf drei Briefe hab ich keine Antw. von Ihnen erhalten! — auf zwei wäre es blose gefälligkeit von Ihnen gewesen wenn Sie geantwortet hätten — aber auf meinen Letztern Bfe könnte müßte ich von Ihnen fernere Nachricht und Versicherung erwarten: Ob ein Wesen Ihrer Wahl, ob H. Hölderlin noch gesoñen ist die Hofmeister Stelle bey uns anzunehmen?? ich kann es auch jetzt mit der Bewilligung meines Mannes nun mehr ganz Ihrer wahl überlassen, wem Sie uns zu diesen Geschäfte senden wollen, nur möchte ich eine bestim̄te Antw. von Ihnen abwarten, wenn er kom̄en will — dann dringe ich ernstlicher darauf das wir bald von Münch erlößt werden! —

Fraul. v. Segner die ich sehr schätze hat jetzo einen sehr traurigen Zeit Punkt ihres Lebens — ihre Mutter ist schon lange gz. entkräftet — und in absterben! — ich wünsche sehnlichst daß Sie und die Ihrigen recht wohl und zufrieden sind — Meine Kinder sind noch nicht wohl das verlängert also meinen hiesigen Aufenthalt noch! — ich habe hier 2 landsleuthe von Sie gesehen, Niedham̄er sprach ich — Gros sprach ich nicht — dieser gefellt mir aber weit mehr. Hufland der Jurist hat eine angenehme Unterhaltung sachreich — aber hier sind die meisten sehr selten kostbar karg und pretiös mit Zeit und unterhaltung. Reinholds sehe ich oft. ich wünsche sehr Bag[gesens] Freundschaft sey ihm so nüzlich als sie ihn angenehm ist.

Von Adlerskron hören wir nichts — er ist 8 Wochen von hier Frl. v. S. gab ihn Brf mit nach Berlin, und diese hat der Bruder noch nicht erhalten.

Leben Sie wohl ich bin mit Verehrung und steten andenken

Ihre Freundin

C. K. Marschalk.

Die hier erwähnten Jenaer Bekannten (siehe den 12. Brief) sind die Kantianer Professor Friedrich Immanuel Niethammer (1766—1848), der Herausgeber des 'Philosophischen Journals', Karl Heinrich Gros (1765—1840), damals noch Student, später Professor der Rechte in Erlangen, und der mit dem dänischen Dichter Baggesen befreundete Professor Karl Leonhard Reinhold (1758—1823, siehe den 13. Brief), Wielands Schwiegersohn, der vor der Übersiedlung nach Kiel stand.

Sechzehnter Brief.

Jena den 10 Jenner [1794.]

Sie werden nun längst durch meinen letztern Brief wissen, daß ich Holderlins Ankunft in Waltershausen noch nicht wünschte — aber dieser m. Brf. kam zu spät, er war abgereist — als ich seine Ankunft erfuhr — hat es mich einiger Maasen betroffen — denn ich wolte Munch mit dieser bessern Bekanntschaft verschohnen; und was noch mehr war. weder Bertuch noch mein Schwager hatten den Münch wissen lassen das mann für ihn eine andere Versorgung suchte — u. mein Mann es ihm nicht gesagt. Nun ist bey mir aber jeder unangenehme Eindruck vorüber; ich habe an beyde geschrieben, und die Wahrheit dieses Zufalls erzehlt. Auch Münch bestimt warum ich mit ihn in diesem Verhältnis nicht leben können mag, noch will. Dies liegt blos in meinen Begriffen u. Individualität: nicht an ihn —

Auch Hölderlin hat mir geschrieben ehe er selbst meinen Brief erhalten hatte — und einen vortreffl. Brief so hellsehend über Fritz — so würdigend seinen Beruf. O mein Freund mein Wohlthäter, ich ahnde die Erfüllung meines feurigsten Verlangens. Die veredelte Bildung meines Sohnes. — O wären Sie nur wieder gesund. daß das einfältige Wünschen nichts hilft — alles mus durchs Handeln getrieben werden. Und die in Fesseln gehaltene thätigkeit, für so manches was uns lieb und theuer ist — ist doch ein großer Schmerz! —

ich mache Sie auf einen Auffsatz welcher wahrscheinl. in Mercur Febr. oder Merz erscheinen wird, aufmerksam. Der Verfasser — der in mancher Rücksicht merkwürdig ist, wird mehr über dieses Capitel **Revolution** schreiben.

Mehr als ich sagen kann Ihnen

ergeben C. v. Kalb.

Hölderlin war am 27. Dezember 1793 in Waltershausen eingetroffen, wie er drei Tage danach an seine schwäbischen Freunde berichtet: „traf an Hrn. Major von Kalb (der in französischen Diensten war, und unter Lafayette den Amerikanischen Krieg mitmachte), den humansten gebildetsten Mann, eine Freundin der Frau von K., die noch mit zwei Kindern in Jena ist, meinen künftigen Zögling, einen schönen guten Buben, aber auch noch den Hofmeister an, der, wie das ganze Haus noch kein Wort von meiner Ankunft wußte, und mich ungeachtet seines klugen edlen Benehmens in große Verlegenheit setzte." — Der bisherige Hofmeister Münch wurde nunmehr als Sekretär in die Dienste des Präsidenten Johann August v. Kalb übernommen. — Hölderlins Brief an Charlotte v. Kalb nach Jena ist nicht erhalten. — Das Januarheft des von Wieland herausgegebenen 'Neuen Teutschen Merkur' hatte einen anonymen Aufsatz enthalten: 'An die Freunde der Wahrheit', das Februarheft brachte den 'Beschluß der Adresse eines Ungenannten an die Freunde der Wahrheit' mit Wielands eigenen Zusätzen über das Thema der französischen Revolution. — Es folgt nun eine längere Unterbrechung des Briefwechsels. Ein Brief Schillers aus Stuttgart vom 24. April 1794, den Schwager Reinwald durch Expressen von Meiningen nach dem benachbarten Waltershausen besorgen sollte, ist nicht erhalten. Er betraf wohl ein geplantes Zusammentreffen in Meiningen. Im Mai 1794 weilt Schiller mit Frau und Kind auf der Rückreise von Schwaben bei seiner Schwester, und Frau v. Kalb kommt aus Waltershausen herüber. Ein Brief an Charlotte Schiller ('Charlotte v. Schiller' 2, 221) nimmt später auf dieses Zusammentreffen Bezug, ebenso die folgende Beantwortung eines verlorenen Schillerschen Briefes, in dem er ihr wegen Rückfalles in frühere Leidenschaftlichkeit Vorhaltungen gemacht haben muß.

Siebzehnter Brief.

[Waltershausen, 25 Juli 1794?]

Ich habe schon oft versucht Ihren Brief volständig zu beantworten — aber täglich mehr sehe ich es ein ich kann es nicht.

Durch kalte entfernte Beurtheilung aenderte sich Ihre Meinung — ihr Wunsch; So muß sich endlich auch die meinige aendern, u. verschwinden!

Die Wahrheit mit welcher Sie sich gegen mich zu erkeñen geben — wie sie von mir schreiben, ist mir unschäzbar lieb, und unvergeßlich! —

Es ist sehr natürlich daß sich meine Meinungen und Gesinnungen hie und da mit affect aeusern — entweder lebte ich in der Einsamkeit, oder in wiederspruch meiner Gesinnungen mit

andern. Dieser anhaltende Zustand einer verborgenheit meines Gemüths, diese leidente Contraction — mußte meiner Mittheilung bey Freunden in glücklichen stunden den Reiz einer Freimütigern offnen unterhaltung benehmen! und mir den schein eines unruhigen Affects geben — den ich sehr hasse — und unter manchen Kampf zu überwinden suche. Auch fühle ich mich freier von diesen Taeuschungen — Aber gewiß nur mit den Willen und bestreben sie alle zu fliehn ist es möglich eine ruhige Herrschaft über das Gemüth zu erhalten.

Als ich Sie in Mgen. sah war ich wohl bewegt, für manches sehr innig und hoch gestim̅t, obgleich ruhig; und ein heiterer Sinn bereicherte, u. erhelte mir diesen Tag. ich war, ich bin mir keines Affects bewußt den ich nur zu vermindern wünschte — Wie konnt ich anders sein — den Ihre Freundin ist ja noch unter den Lebenden? An diesen Tag hab ich mein Herz lieb gewonnen! Aber wir sind endliche Wesen, u. am meisten in den schönsten reinsten stimmungen. —

Was am meisten ienen unruhigen stets unnüzen Affect in mir brachte — sind unerklärte dunkle Verhältnisse, die ich doch nicht vertilgen konnte. — Was wir sind — sind wir ja nur durch vergangne Eindrücke und selbst die Zukunft — das leid u. die Freude — welche wir uns in ihr denken — werden von diesen bestimmt.

Humbolds glaube ich sind mir nicht hederogen, sie konnten mehr Ihren eignen Sinn Pflegen. — Das Schicksaal bestimt — unsern Ausdruck — den Schall — die Farbe die Form so wir den Dingen geben. — tritt mann sich näher so findet mann wie unbedeutent dieser Unterschied war. In der Essenz ist unter den guten nach Wahrheit strebenden Menschen meist viel gleiches. —

Goethe schrieb mir: er findet Sie verändert zu Ihren u. seinen Vorteil er freut sich Ihrer Gespräche! —

Horten Sie schon von der großen Naturbegebenheit die sich in Japan zugetragen — ein Holländer H. v. Strik erzhte. es h[abe] in d. Hol. Zet. gestanden ein beträchtlicher Theil von Japan sei durch den Ausbruch von unterirdischen Feuer — und auch dann durch ungeheure Wasser Massen die sich aus den Gebirgen ergossen untergegangen. Es wird Ihnen leicht sein — über dieses factum

durch einen Hamburger Correspondent mehr zu erfahren und in der Thalia das Publicum davon zu benachrichtigen.

d. 25 July Charlotte.

Auf dem zweiten Blatt ist mit dem Siegel ein Stück von etwa 1 qcm herausgerissen. Dem Tone nach könnte man versucht sein, diesen Brief in ein früheres Jahr zu verlegen. Indessen steht die Datierung durch die Erwähnung des Meininger Zusammentreffens, des Humboldtschen Ehepaares, das seit Februar in Jena wohnte, und des Goethischen Briefes außer Zweifel. Die Annäherung war bei Goethes Aufenthalt in Jena am 21. Mai 1794 erfolgt. Am 28. Juni hatte Goethe darüber an Charlotte v. Kalb geschrieben, und sie hatte am 9. August geantwortet: „Es freut mich sehr dass Schiller sich Ihnen hat nähern können, — dies war längst einer meiner liebsten Wünsche — geben Sie ihm oft die Freude Sie zu hören — und in Ihrer Nähe den Werth seines Geistes zu empfinden!" (Briefe 10, 169; 'Goethe-Jahrbuch' 13, 47). — Über das japanische Naturereignis habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Große Vulkankatastrophen in Japan fallen in den Sommer 1783 und Winter 1791/92 (Sapper, 'Katalog der geschichtlichen Vulkanausbrüche', Straßburg 1917, S. 126. 132). Vielleicht kamen die Berichte darüber erst jetzt nach Europa. Vielleicht handelt es sich auch um Gerüchte, die im Zusammenhang mit jenem großen Ausbruch des Vesuv vom 12. Juni 1794 stehen, von dem Leopold v. Buch Bericht gegeben hat. Schillers 'Neue Thalia' hatte im dritten Stück des Jahrganges 1793 eine 'Reise auf den Vesuv' gebracht, wodurch Charlottens Vorschlag erklärt wird.

Achtzehnter Brief.

[Waltershausen, August oder September 1794.]

Eine lange Zeit in welcher Sie wahrscheinlich wieder einen Brief von mir erwarteten — ward ich durch mancherley — besonders aber durch die Kränklichen umstände meines Fritzens abgehalten Ihnen zu schreiben. Der Kleine Leidet durch Gichtschmerzen, die vor einiger Zeit sehr heftig waren — jetzo zwar minder aber doch oft wiederholen. Dieses Übel würkt leider auch auf die aeuserung, und den Gebrauch seiner Geistes-Kräfte, und es vermehrt also auch die Plagen seines Lehrers — den wir alle und auch das Kind sehr achten u. Lieben — in seinen Unterricht kann er zwar jetzo nur die **Materialien** samlen — die ihn einst helfen sollen die Bildung dieses Kindes zu befördern. aber ich freue mich zu bemerken. das Fritz nicht mit unnüzen Wissen — und

Klingwerk angepropft — noch mit unlautern Grundsätzen — gegen die Wahrheit u. Schicksall oft umsonst kämpfen — und die meist erst des Menschen Muth und Glück verschlungen haben — ehe der betrogene dieser Tiranney endgült. entsagt! — u. da Fritz nun nicht mehr um ein mit seiner Natur Hederogenen Wesen Leben muß so entwikelt — und genießt er auch mehr sein eigenes Gemüth — Es wird im̄er besser werden — Wenn Resignation u. Beharlichkeit aufmerksamkeit und Thätigkeit — so wohl den Lehrer als den Schüler stets mehr beleben — das einzige Wesen welches manchmahl unzufrieden — mit Hdlin — ist — ist er selbst! — u. was ich oben sagte ist mehr sein als mein Urtheil über ihn. ich kenne — durch mich — ich hörte oft die Klagen über den Verlust oder nicht besiz des selbstständigen Glücks oder innern seyns — der reinen unbefangnen aufnahme und Einwürkung — der Gegenstände außer uns so wenig getrübt durch Affekte, als Vorurtheile. Der Reine hohe besiz eines solchen Daseins gehört nur den Unsterblichen wer wägt nicht mit sich ab was er sein möchte — könnte u. ist — und dieser Rückblick, dis in sich Schaun ist würklich ein Übel eine Krankheit die der besseren Ms. [Menschen] Art anklebt — aber ich möchte mit Herder sagen der es mir so oft versicherte — es ist die übelste. dies ärmste. sein welches ich in Betrachtungen über mich selbst hinbringe. u. jawohl hat er recht — dann bin ich nicht — wenn ich suche was ich war. —

H. scheint mir eine unwiederstehl. Neigung u. auch Talent zu selbst componirten Arbeiten zu haben — ich wünsche ihn eine gute richtig und eine gepflegte Reife seiner Geistes Protucten — er arbeitet gegenwärtig an einen Roman von dem ich noch wenig las — Könnte er dieses ehe er es zum Druck befördert Ihrer Meynung übergeben?

Den Dichter Hölderlin hatte Charlotte am 18. Juni auch an Herder empfohlen und in einem Brief an dessen Frau seine Erziehungsgrundsätze gerühmt: „ich lege Ihnen hier ein Gedicht bey von den Magister Hölderlin den Lehrer meines Sohnes — Schiller lernte ihn in Schwaben kennen und wehlte ihn. — Er wird Ihnen gefallen — und wünscht es wohl sehr, denn er spricht mir täglich von einer Reise nach Weimar und Jena. Er sucht das Nachdenken seines Zöglings in wachsamer Thätigkeit zu erhalten, und sicher wird er alles aus seinem Unterricht entfernen was

totes Eitles oder Wortwissen bedeutet. übrigens läßt er ihn die Volkomenste Freiheit und sucht nur das von ihm zu entfernen (durch eigne entsagung) was ihm moralisch oder Physisch schaden könnte, freilich bestimt durch lage und Einsicht" (Klarmann, 'Geschichte der Familie v. Kalb', Erlangen 1902, S. 480). — Dem Wunsche, Schiller für den 'Hyperion' zu interessieren, entsprach eine verlorene Aufforderung Schillers zur Übersendung des Manuskripts. In die Zeit danach muß der Brief fallen, den Schiller am 8. September an seine Frau weiterbeförderte ('Charl. v. Schiller' 2, 221 ff.; 'Schiller und Lotte' 3, 77): „Ersuchen Sie Schiller, daß er diesen jungen Mann bald auf seinen Brief antworte und mit einiger Vorliebe das Bruchstück in die Hand nehme, welches er ihm zusendet." Am 10. Oktober spricht Hölderlin in einem Briefe an Neuffer von der Antwort, die ihm Schiller auf seinen letzten Brief, „wo ich ihm das Fragment von Hyperion schickte", erteilt habe. Im November erschien der Anfang des Romans in der 'Neuen Thalia' 4. Bd. 5. Stück.

Ist der vorausgehende Brief ohne Schluß, so fehlt dem folgenden der Anfang, aber die Verschiedenheit des Papierformates schließt Zusammengehörigkeit aus.

Neunzehnter Brief.

[Waltershausen, 25. Oktober 1794.]

. . . dies betäubt ihn oft sehr — so daß er unfähiger ist etwas zu lernen — eine aufheiternte Bewegung würkt immer am besten — mich dünkt Hölderlin nimt zu wenig rücksicht auf den Körper — Und dann den Muth die Hofnung das Vertrauen an ihn selbst, dies nicht in ihn zu ersticken. ist äußerst nötig, ich kann mich irren, u. irre gerne. — — Der Unterricht dieses Knaben ist eine schwere Aufgabe — Er hat würklich wenig geistes kräfte; er werde nur brauchbar gelehrt soll er ja nicht werden! —

Hölderlin ist sehr empfindlich; lassen Sie sich also nicht merken daß ich etwas über diesen Gegenstand Ihnen schrieb, — ich vermuthe H. ist — etwas überspannt, — u. so sind auch vielleicht seine Foderungen an das Kind. — Aber was darf ich von Überspannung sagen — ich die so oft über gänzliche Disharmonie meines Wesens zu klagen habe.

Schreiben Sie mir bald — nur ein Wort was Sie von meinen Fritz hoffen können. — Hölderlin wird mir sagen wie Sie sich befinden.

ich grüße Lottchen Herzlich —

d. 25ten October. Charlotte v. Kalb.

mein Brief ist etwas confus — In dieser Einsamkeit erheitern keine äußern Gegenstände meinen Geist u. bilden ihn — auch bin ich nicht ganz wohl.

Noch am 3. September hatte sich Frau v. Kalb in einem Brief an Goethe sehr anerkennend über Hölderlin ausgesprochen, so wie sie auch am 20. August der Mutter Hölderlins Lob sang (Litzmann S. 180; Klarmann S. 483 f.) und in einem undatierten Brief an Charlotte Schiller nicht genug für die Empfehlung danken konnte: „Wenn je Fritz ein hoffnungsvoller Knabe wird, so ist er es einzig durch ihn!" ('Charlotte v. Schiller' 2, 222). Der in jenem Brief an Goethe bereits geäußerte Plan, Hölderlin mit Fritz nach Jena zu schicken, damit beide die dortigen Bildungsmittel genießen sollten, kam in den ersten Novembertagen zur Ausführung.

Zwanzigster Brief.

Haben Sie keinen Brief von mir vor Fritzens Ankunft in Jena erhalten? — ich wolte Ihnen nach dem noch oft schreiben aber Kränklichkeit und Magen Krämpfe machten mir alle etwas ordentliche Beschäftigung unmöglich. — Es war so gleich bey Fritzens Abreise der Wille ms. Mannes sogleich nach Weinachten nach Jena zu kom̄en, und über Fritz u. seinen Lehrer mit Ihnen zu sprechen. — und entweder Hölderlin länger mit Fritz in J. zu lassen — oder einen andern Lehrer zu wählen. —

Viele Nachrichten melden mir aber die äuserst harte Behandlung, welche mein Fritz von seinen Lehrer erdulden muß. — (Lassen Sie Hölderlin ich beschwöre Sie, nicht das mindeste merken daß ich davon unterrichtet bin. —) seine Empfindlichkeit ist gränzenlos — und mann meynt würklich das eine Verworrenheit des Verstandes diesen Betragen zu grunde liegt; ich glaube daß so wohl dies, so wie alle Nachrichten — die mann mir gegeben hat sehr übertrieben ist. — Nochmahls bitte ich Sie daß er nichts erfahre. auch andere wünschen daß er ja keinen Verdacht gegen Sie hege — neml. die es mir geschrieben haben.

Sie können wohl glauben daß ich keine Ruhige stunde mehr habe und nichts Sehnsuchts voller wünsche als meinen Fritz wieder bey mir zu haben. ich werde also in wenigen Tagen von hier abreisen — und sobald ich nach Erfurth komme schicke ich Ihnen einen Expressen — melde Ihnen das ich krank wäre und nicht

weiter reisen könnte. — und bitte Sie inständigst — mit Hölderlin u. Fritz mich sogleich zu besuchen. gewiß Sie versagen mir diese flehendliche bitte nicht!! — soll ich mehr sagen — — komen Sie ja dort wollen wir Ruhig alles bereden und dies volenden. — Hölderlin soll seine Papiere mitnehmen oder sorgfältig verschliesen. — damit mann in der Abwesenheit nicht störe. doch sagen Sie ihn das nur ohne wichtigkeit darauf zu legen. — Sind Sie bey Gelde so befriedigen Sie die Foderungen so H. Vogat[?] jetzo an mich zu machen hat — in Erfurth werde ich Ihnen alles wieder geben. Und noch eine bitte — so bald Sie diesen Brief erhalten haben beantworten Sie mir — ob Sie mich erhören, und meinen innigsten Wunsch befriedigen wollen? Schreiben Sie auf meiner addresse Poste raistante a Erfurth. — oder schicken ihn wohl durch einen Expressen dahin. — ich glaube wohl am Montag oder Dienstag dort einzutreffen. ich glaube auf diese weise ist das beste Mittel wie ich meinen Fritz bald wieder bey mir haben kann. — ich erspare mir die Reise u. den Aufenthalt in Jena. — wo ich Sie doch nicht oft sehen kann — höre die unangenehme Geschichte nicht im̄er wiederholen. — Und diese Trennung kann auch auf diese weise für Höldlin auf die ruhigste Delicateste weise geschehn — — ich muß so wegen geschäfte mich in Erfurth länger aufhalten. —

Leben Sie wohl mit Hochachtung

Waltershausen Dienstag
d. 9 Decb. [1794.]

Charlotte v. Kalb.

Der Brief trägt den Poststempel Meiningen und die Aufschrift: „An Herrn Hofrath und Professor Schiller in Jena. wird um baldige Bestellung gebeten.“ Über die Schwierigkeiten, die das verstockte Wesen seines Zöglings ihm bereitete, berichtet Hölderlin an seine Mutter 16. Jan. 1795. Auf den Wunsch, mit Hölderlin und Fritz nach Erfurt zu kommen, ging Schiller nicht ein; Frau v. Kalb erschien selbst in Jena, um Sohn und Hofmeister mit sich nach Weimar zu nehmen. Am 19. Januar berichtet Hölderlin an Neuffer: „Die Majorin und Schiller baten mich dringend, die Probe noch Einmal zu machen, da jezt Ärzte mitwirkten, als daß ich nicht hätte dadurch bestimmt werden sollen. Da aber die Sache in Weimar nicht besser wurde und da ein Hofmeister für den Kleinen auch nicht so ser Bedürfniß ist, weil er da sonst Unterricht haben kan, und im übrigen ohnediß meine Hülfe und Auf-

sicht lange nicht hinreichend ist bei den jezigen Umständen, so erbot sich die Majorin von selbst, meinem Jammer ein Ende zu machen, ich nahm sie beim Worte, sie wollte aber nicht, daß ich so plözlich gienge, ich stellte ihr vor, daß ich meiner Gesundheit so bald möglich Ruhe schaffen, auch mein unterbrochnes Koll[eg] bei Fichte noch hören möchte, und sie gab endlich nach, versah mich noch mit Gelde auf ein Vierteljahr, will sonst alles thun, um mir einen längern Aufenthalt hier möglich zu machen, bat mich, ja alle Monathe ein paarmal hinüber zu kommen — und zeigte noch beim Abschiede ihren ganzen edlen Sinn, und ihre, wie ich doch glauben muß, herzliche Freundschaft für mich.“ — Die Lösung scheint nicht ohne eine leidenschaftliche Auseinandersetzung erfolgt zu sein; aber wenn Susette Gontard, die das Weimarer Haus der Frau v. Kalb im Juli 1799 besuchte, peinliche Erinnerungen Hölderlins an dieses Haus voraussetzte, so fehlt für die Annahme einer gefährlichen Liebesleidenschaft jeder Anhaltspunkt (‘Briefe der Diotima’ 2. Aufl. S. 46 und Viëtors Anmerkung dazu).

Einundzwanzigster Brief.

[Weimar, 14 Januar 1795.]

Wahrscheinlich war Hölderlin schon bey Ihnen — wo nicht — so melde ich Ihnen hiemit daß er sein Geschäft als Lehrer und Erzieh. bey meinen Sohn aufgegeben hat. — Hdl. ahndete, daß ich wahrscheinlich mich hier etabliren würde — u. daß er in seinen Verhältnissen mit der Societät wenig aufheiterung Zerstreuung — und nach seinen Neigungen und Bedürfnissen des Geistes nicht diese Cultur erhalten könnte; Sie u. Fichte ziehen ihn an! — Für Fritz war um seine unart phisisch zu verhindern noch gar nichts gethan — den die Mittel kōnen nur mit der Zeit würken — übrigens war auch der Unterricht nicht so manchfaltig — und Bewegung und Zerstreuung — oder aufsuchung und Vermehrung anderer Vorstellungen um diese zu verdrängen: — Ich that was in meinen Kräften war. — Aber es half nichts — Mismuth langeweile — beynahe Antipatien des Lehrers und Kindes machten dieses täglich bösartiger und wiedriger — ich bemerkte mit tiefen Schmerz die Leiden des guten H., und sagte ihn ich wolte nicht länger ihn in dieser Laage fesseln; nach dem Schmerzte es mich sehr. das wir uns trennen mußten — und nur nach langer übersicht der gzen Laage, konnte ich erst wieder ruhig werden. —

H. hält dies Jahr für verlohren. — u. ich halte es für uns alle 3. von großer Wichtigkeit! — ich weiß nun mehr in wie fern Privat erziehungen anwendbar sind — Fritz hat wenigstens gelernt zu Lernen. — ich glaube heller über ihn zu sehn. — — unsicherer und kleiner sind meine Erwartungen — aber dennoch will ich den Muth nicht sinken lassen. — Wir müssen hier. — wie wahrscheinlich bey jeder Kultur guten Boden zutragen und dann erst säen und Pflanzen wollen. Wenn ich Sie sehe erlauben Sie mir Ihnen über dies alles mehr zu sagen! —

Ich wünschte herzlich daß Hölderlins jetziger Aufenthalt für seine Zufriedenheit innere Bildung und behagen seiner äusern laage von den besten Folgen sein möge. — Ihre Güte für ihn kann sehr viel thun. — Suchen Sie ihn auch leichte Arbeiten zu verschaffen, die auf eine schleunige art seinen Unterhalt erleichtern, und ihn von Sorgen befreien. — die wohl seine Praktische Philosophie vermehren würden. aber nicht die Ruhe seines Lebens. — Und ruhm selbstgenügsamkeit — u. stätigkeit werde doch endlich den Rastlosen! Es ist ein Rad welches schnell Läuft!! — Er wünschte in Jena zu bleiben. — Wenn er es klug anfängt so zweifle ich nicht daß es ihn gelingen kann. —

Goethe ist bey Ihnen grüßen Sie ihn auch in meinen Nahmen — Er wird ja gut sein und mir von Ihnen erzehlen wenn er wiederkomt.

d. 14. Jenner. Charlotte.

Goethe war vom 11.—23. Januar mit Heinr. Meyer in Jena.

Zweiundzwanzigster Brief.

[Weimar, 24.—28 Februar 1795.]

Ich habe nicht geschrieben weil ich im̄er komen wolte. Kälte Kränklichkeit und auch oft Geschäfte und Leiden verhinderten es aber, ich rede hier nicht von denen Leiden gegen die ich mich passiv sondern gegen die ich mich activ verhalten soll u. muß. — Darum darf ich auch die Geseelsch. nicht suchen. — um mich über mich und meine Vorsätze weder zu zerstreuen noch zu verwirren. Warum aber überhaubt mir die Geseelschaft wenig ist — hab ich heute in einen Brief an Hölderlin detaillirt —

Die Geseelschaft hat sich hier in ganzen verschlimmert es ist wo ich war kein ton — keine haltung — und selbst bey einigen kein schein des guten mehr. — unter den bessern — Vermehren sich die Misverständnisse im̄er mehr, und daher die Trennungen! So ist zum Beyspiel Goethe nirgends mehr wenigstens für mich zu sehn und zu hören. — ich Leugne nicht daß wenn er Willig ist und gut ich manchmahl wünschte um ihn zu sein — Und das ist weder schwäche noch Eitelkeit von mir — Aber mein Gemüth mag nicht herab — es will hinauf! Jetzt bey Gores sah ich ihm — ich wills Ihnen lieber Erzehlen. — Auch leidet meine Brust sehr und das reden greift mich außerordentlich an — wo ich also nur schlechte verworrene Dinge zu beantworten hätte, das vermeide ich lieber. ich freue mich daß Carl die Blattern so glücklich überstanden, daß Sie diese schöne Wohnung beziehn — auch mir haben diese Zim̄er sehr wohl gefallen.

Ich komme in der nächsten Woche, wenn Fritz wieder besser ist — er liegt zu Bett u. hat ein starkes Kathar Fieber, und die Witterung gut bleibt. — Dieser Brf. ist heute schon 4 Tage alt Fritz ist besser. Die Horen hab ich gelesen — Sie würkten auf mich — nicht das diese Vorstellung mir neu wäre, aber es erheiterte und befestigte mich. Darum ist mir alles so lieb was über die Erzh. Vervollkommnung u. Würkung der Menscht. gesagt wird. —

Die Epistel v. G. dieser Porticus, für den Reihen Tanz der Horen an dem der alte Rapsode so behaglich sich anlehnt, gefält mir im̄er je mehr ich es lese. — In der Stelle wo der alte den Wirth bezahl. wolte — liegt für mich viel Sinn u. vielleicht mehr als der Autor dabey just meynte; Er gab so willig und Reichlich u. mit so herzl. Gesin̄ung — u. er der gewohnt war, nur alles für Münze u. Lohn zu thun zu Schätzen u. zu genießen wolte zahlen — Hier fält mir eine Anecktote ein „vor einiger Zeit sagte jemand der beste Autor in Deutschland ist jetzo S. [?] seine Feder trägt ihn tägl. 3. Luisdor ein. — zu diesen Lieblichen Schlaraffen Leben werden wohl wenige kom̄en. Das Ende scheint mir eine sehr milde Satire über die Leser u. Hörer! würden sie nun bald die Lilien auf den Felde — noch aber sinds Disteln u. Dornen!

Ihre Briefe geben mir eine sehr angenehme Spannung, und haben mein Dasein erhöht. — ich durchblättere sie wieder, und will Ihnen meine Einfälle mittheilen. Ich sagte Ihnen schon, wie mir alles so interessant ist, was sich mit Erz. des Ms. Geschlechts abgiebt — für das Denkt und Sorgt! — je mangfaltiger die Mittel zu diesen Zweck — je allgemeiner wird das Ziel erreicht werden. je freier in Geiste die Menschheit. — Ihr zweiter Periode ist mir lieb — weil Sie mir lieb sind! — Das Verlangen wird mir stets bleiben die feinsten höchsten begrife der Philosophie zu hören zu denken, und in und mit mir zu amalgamiren. — Wenn ich nur ein mahl einen Kopf begegnete auf den ich Vertrauen hätte, u. dem es Freude wäre über dgl. mit einen andern Geist zu sprechen. hier findet man das nicht — bequem — schteif [?] Raisonnirint und nicht denkend. Mit der Vergänglichkeit beschäftiget, und von ihr gequält, wie kann da das Ewige schon beherzigt und genossen werden? Diese Brf. werden mir in diesen betracht viel sein.

2: Brf: Sie werden von wenigen verstanden hier opiniatrirt man sich es nicht zu wollen. mit Wieland sprach ich noch nicht darüber. Knebeln 0 0 0. — Herder bleibt im̄er bey den Still stehn der ihn nicht gefält, u. komt nicht zur Sache — ich bin gar das Geschöpf nicht welches über den Still etwas sagen könnte. Diese reife der Vorstellungen kön̄en nicht gleich einer Perlen Schnur abgezählt werden. — Die Festigkeit des Materials, die Ewige Dauer des Object. verlangt eine Demant artige Behandlung u. kann von rohen Demant — bis zur Lichtfassung manche Wandlung erdulten: — doch wer mit den Geiste liest wird diese Foderung nicht machen!

In der heutigen Geseelschaft in unserer Handlungsweise und Gesprächen finden wir nur im̄er gärmittel für die Revl. für die Nothwendige Veränderung der Dinge — und der Wille einer Partie gegen die andere ist im̄er gleich schädlich und verderblich. Neid bequemlichkeit, und Herrschsucht schadet bey den bessern der guten Sache — die Verworrenheit der and. ist unbegreifl., wer möchte durch die Aufhebung der gewohnten Schwerdter der rohen Materie den Lauf lassen. —

3. ter Brf. S. 14 Welch eine Mühe für einzelne — wenn sie aus

den Stand der Blinden Wilkür heraus treten wollen, um die Foderungen der wehlenden Vernunft zu berichten — Gebote der Selbst Erhaltung befriedigen zu wollen. Eine Nation, welch ein vergleich gegen diesen Tropfen in Meer. aber eben die Bewegung einzelner Wellen bringt endl. den Sturm hervor. d. 2 Periode auf ds Blatt ist tief und reich, aber ich hatte es wenn's möglich wäre klarer u. bestim̄ter gewünscht.

Das Ende des 5ten Bfs. ist überaus wahr — Welche Beyspiele könnte ich zu dieser Schilderung geben — sowohl aus den Häuslichen Leben; die besten vernachlässigen die Bildung des Materials, und geben sich mit Theorien ab. — bey andern ist der ewige Kampf der Finsternis mit den Licht. — und gewiß wie die Geseel. meist noch ist dünkt mich ein gutes Findel Haus wäre das beste für die junge Brut. — In Geselschaftl. Leben dünkt mich der Schein humaner Sitten verschwinde im̄er mehr. Die Falschheit ist weniger über tüngt. Sie verschwindet wohl hie und da ganz — aber keine Tugend hat Ihre Stelle eingenom̄en.

d. 6ten Brf. So Hoch die Vernunft auch stieg, so zog Sie doch im̄er die Materie Liebem nach — so scharf sie auch trennte verstüm̄elte sie doch nie. — bey uns äußern sich die Gemüths Kräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psicholog sie in der Vorstellung scheidet. — ich mochte alle aber besonders die leztern 3. Briefe im̄er wieder lesen — und Sie kōnen diese auch noch oft wieder, wiederschreiben — über manches hätte ich uns heller zu sehn — tiefer noch zu empfinden Sie zu hören gewünscht. Die Ausgewanderten fingen uns an Interessant zu werden (weil ich nicht gerne zu den gär Mitteln gehöre) wo der Alte sagt — Ein Lüsternes gespräch pp — Keiner dieser 4 Auffätze zerstört die Würkung des andern — der leztere ist sehr belebend. ich werde ihn oft wieder lesen — er gab mir Licht u. Muth. —

ich schließe dieses Blatt — u. erröthe es Ihnen so zu übersenden — aber ich kann nicht langer warten — auch nicht langer m. Besuch aufschieben. Morgen früh nach 11 Uhr bin ich in Jena senden zu Heiligenstädts ein Billet um mir wissen zu lassen wenn ich Sie besuchen darf?

Weimar den 28 Fb: Charlotte.

Schillers neue Wohnung war das Griesbachsche Haus in der Schloßgasse, das er am 13. April bezog. — Bei dem wohlsituierten Schriftsteller wäre an Vielschreiber, wie Christ. Heinr. Spieß oder Karl Aug. Gottl. Seidel zu denken, deren Romanproduktion eben damals auf dem Höhepunkt stand; doch ist der Anfangsbuchstabe nicht mit Sicherheit als S. zu lesen: es könnte auch G. heißen und Goethe selbst gemeint sein. — Das erste Stück der 'Horen', das Goethes 'Erste Epistel', Schillers 'Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen' 1—9, den Anfang von Goethes 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' und Fichtes Aufsatz 'Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit' enthielt, hatte Schiller am 25. Januar versenden können. Die Stelle: „Ein lüsternes Gespräch, eine lüsterne Erzählung" usw. in den 'Unterhaltungen' Werke 18, 124, 4 ff.

Dreiundzwanzigster Brief.

Weimar den 22 Merz Sonntag [1795.]

Am Dienstag fährt Baggessen mit seiner Frau und Lottchen Wieland nach Jena. Sie haben mir einen Platz in Ihren Wagen angeboten ich nehme es gerne an! — Komen wir Ihnen aber nicht gelegen so schreiben Sie mir damit ich am Dienstag früh mit der Post Ihren Brf. erhalte.

Ihre Bfe. in den 2 Theil der Horen habe ich mit höchster Lust gelesen — ich kann gar nicht davon weg komen und lese einen Bf. oft 3. 4. mahl. Goethe hat sich nicht gut aufgeführt. seine Ausgewanderten sind höchst platte Gesellen. Die Manier gefällt mir nicht u. der Inhalt noch weniger. Wenn die Distingtion zwischen Freund u. Liebhber in der einen — Polder Geschichte nicht wäre, so könnte ich ihn das gz. nicht verzeihn. — Die Anektote von Bassombierre. in seinen Memoiren war es mir rührend u. schauderhaft. — hier höchst wiederich! —

Ich lese jetzo Klara du Plessis u. Klairant ein Roman von Lafontaine — ich bin selbst für mich zu thätig gespannt und erfüllt, als daß ich einen reinen Genuß an dieser Lectür haben könnte. —

Der schönste stärkste lebhafteste Brf. wenn ich darüber Nachdenken — die Erinnerung mir ihn wieder mahlen soll. — So ist er aus meiner Seele wie ein Schatten verschwunden — u. ich werde mir nur selbst unruhiger mutiger — oder Leidender über m. eigenes Schicksaal wieder gegeben, — Darum kann ich

auch jetzo weder eine Musik hören noch eine Komedie sehen. — Es wird ja wieder die Zeit kom̄en, wo ich mich der einwürkung dieser Lektüre hingeben — wo ich milder bin, und mich mit Wehmuth ergötzen kann! Mir scheint es in vielen Betracht ein sehr volkomenes Volendedes Product der Kunst — Diese Kenntniß des Herzens — ächte Karakteristik einzelner Wesen aus dieser Zeit der Vicomtes — treue verwendung der Sitten u. Begebenheiten. — Der schönste Strahl des Gefühls belebte in diesen Liebenden den Keim der Liebe — erhielt Nahrung selbst von seinen Gegnern — u. der zarte Keim war schon eine Ceder als die Stürme sich erhoben? Ohne an sein Sujet Heroische Gewaltthätigkeiten auszuüben — treibt das Schicksaal die höhere Entfaltung ihrer göttlichen Leidenschaft Sichtbar empor. Diese Übergänge zu im̄er erhabnern Gesinnungen, ist wie mich dünkt Vortrefflich! ich weis nicht wie mir ward ich vergaß Clairon u. Klaire — ich sah nur den Sieg der Göttl. Liebe gleich wie ich gl[aube] in Homer die Helden nur mit Ihren Göttern siegen konnten. —

O wäre ich gesund wie ganz anders hätte ich gelesen u. gelitten! — noch bin ich nicht zu Ende. Leben Sie wohl.

Charlotte v. Kalb.

Der dänische Dichter Baggesen hatte Schiller bereits im August 1790 und im Juli 1793 besucht ('Schillers Persönlichkeit' 2, 182 ff. 253). — Das zweite 'Horen'-Stück, das Anfang März ausgegeben wurde, enthielt von Goethe die Fortsetzung der 'Unterhaltungen' und die 'Zweite Epistel', von Schiller den 10.—16. der 'Briefe über die ästhetische Erziehung', von Heinr. Meyer 'Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst', von Wilh. v. Humboldt 'Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur'. — Der Roman 'Klara du Plessis und Klairant. Eine Familiengeschichte Französischer Emigrierten' von Aug. Heinr. Jul. Lafontaine war Berlin 1794 erschienen.

Vierundzwanzigster Brief.

Weimar den 20ten April [1795?]

Ich werde in dieser Woche nach Jena komen — Frl. v. Voß wird mich begleiden. ich wünsche Sie eine halbe Stunde allein zu sprechen. — Geniren Sie sich nicht für uns in Ihren Hauß-

wesen — ich will nur sie sehen u. sprechen, — und es ist gut daß es bald geschehe. — ich werde in Bähren absteigen und anfragen lassen ob und welche Zeit sie mir geben wollen.

Charlotte K. Marschalk.

Über diesen Besuch ist nichts bekannt. Es scheint aber in diesem Jahr zu mehrfachem Wiedersehen gekommen zu sein; denn Frau v. Kalb nimmt am 8. September in einem Brief an Charlotte Schiller auf einen kurzen sehr wohltätigen Aufenthalt in Jena Bezug, und Schiller schreibt am 19. Oktober 1795 an Körner: „Wir sehen sie jetzt öfters, und ich bin leidlich mit ihr zufrieden, obgleich das angespannte Wesen sie nie verläßt." In demselben Brief teilt er mit, Frau v. Kalb beabsichtige, nächstes Frühjahr, wo nicht diesen Winter, eine Zeitlang in Dresden zuzubringen, und warnt den Freund davor, ihr seine Wohnung anzubieten.

Fünfundzwanzigster Brief.

[Oktober 1795?]

Wäre es nicht möglich daß ich bis meine Zukunft mehr beruhigend für mich und Verbindent mit der Gesellschaft geworden wäre. Mich auf einen Land Hauß bey Dresden oder auch in Dresden sein könnte — Ich muß ausruhen, aber ganz kann ich die Zuflucht — Verständiger Menschen nicht einbehren! — Wenig kann mein Körper Vertragen von den was m Geist ruhig sieht und beurtheilt.

Ch.

Es folgt eine längere Pause, die durch Schillers Zurückhaltung und durch Charlottens im Februar 1796 beginnende Beziehungen zu Jean Paul erklärt wird. Am 6. März war Frau v. Kalb in Jena (Schillers Kalender); am 4. Mai 1796 beschwert sie sich bei Goethe, daß Schiller sie während seines vierwöchigen Aufenthaltes in Weimar vom 23. März bis 20. April nicht aufgesucht habe; einer Einladung von Lotte Schiller, sie während der Anwesenheit Körners in Jena zu besuchen, glaubt sie deshalb nicht nachkommen zu dürfen.

Sechsundzwanzigster Brief.

Weimar den 14ten May [1796.]

Einige Worte an Sie — in Vertraun, die Sie mir auch so beantworten mögten! —

Es hat mir leid gethan daß ich Sie bey Ihren Leztern hiersein nicht sah, daß weder Sie noch G. mir sagen liesen ich möchte

Sie besuchen: Es ist in mir — als wenn ich Ihnen im̄er zeichen müste wie ich denke, u. bin; nun den — durch diese Erfahrung ist mir das Recht u. die frohe Neigung genom̄en worden Sie wieder zu besuchen! — Irre ich? — Sie erlaubten mir — mit Herders bey Korners anwesenheit hinüber zu fahren. gerne wäre ich mit H[erders] gekom̄en. Das Kind — feuchte Witterung, die Er nicht vertragen kann hielt sie ab. — Allein zu fahren — ich leb sehr abgezogen — vielleicht Laune die durch Einsamkeit sich al zusehr befestigte. — aber ich hab eine art von scheu Personen wieder zu sehn — die ich lange nicht gesehn, u. die mir wichtig sind — in dieser Stimmung schrieb ich neulich an Körner. Die kurzen Augenblicke die wohl nur einen langen Durst in mir zurückgelassen hätten: — Sie wissen es ich achte Ihn, Körners, und sehne mich im̄er einmahl 8. 14 Tage in Dresden zu sein. der kurze Augenblick ist mir zu wenig — u. zu viel — Ich weis es wohl ich bin Hipokonder — mein innres Leben ist gefesselt. — O wenn Ihre Frau und Körners auf einige Stunden zu mir kom̄en wolten — die — die könnten diese Bande wieder lösen! —

ich will nichts — was nicht andere eben so wollen wie ich! —

Charlotte.

Am Freitag reist m. Mann mit Fritz nach Franken. — wie lange werden Körners bey Ihnen bleiben. —

geben Sie mir ein Freundliches Wort, oder ists Ihnen lästig. so schicken Sie mir als zeichen dieses Blatt wieder zurück? —

Schiller hat das Blatt nicht zurückgeschickt; aber am 21. Mai schreibt Charlotte noch an Goethe: „Es ist eine Spannung zwischen mir Schiller und Körners. in einer hipocondern Stimmung, nahm ich es schmerzlich daß ich ihn bey seinem hiersein gar nicht gesehn — und Körners unter so vielen nur auf wenige stunden sehen konnte — denn ein längerer Aufenthalt von mir in Jena glaube ich wäre Schillern nicht recht.“ Zu diesem längern Aufenthalt kam es aber in den folgenden Monaten. Am 18. Juni berichtet Schiller an Goethe: „Charlotte Kalb ist hier um die Fr. v. Stein zu pflegen“; am nächsten Tage erzählt sie Jean Paul von ihrem Besuch bei Schiller (Nerrlich S. 11), und am 14. Juli hebt sie Schillers zweiten Sohn Ernst aus der Taufe (Schiller an Goethe 12. Juli 1796). Auch im folgenden Jahr hat sie Jena besucht; wenigstens stellte

sie von Kalbsrieth aus in einem Brief an Charlotte Schiller vom 9. Mai 1797 ihr Kommen für Anfang Juni in Aussicht, um Schiller wegen der Wahl eines neuen Hofmeisters für ihre Kinder Edda und August zu Rate zu ziehen. Fritz sollte ihr, wogegen sie sich lange gesträubt hatte, nunmehr entzogen werden und mit seinem bisherigen Hofmeister nach Offenau zum Präsidenten v. Kalb gehen. Ob es zu dem angekündigten Besuch kam, bleibt zweifelhaft; denn als Schiller am 6. April 1798 durch ihren Besuch in Jena überfallen wurde, konnte er an Goethe schreiben, er habe sie länger als ein Jahr nicht gesehen und nicht viel gebessert gefunden. „Sie ist wo möglich noch materieller geworden und ihr gespanntes freudloses unerquickliches Daseyn hat mir keine gute Stimmung gegeben." Der Briefwechsel hatte in dieser Zeit eine Unterbrechung erfahren durch Charlottens Augenleiden, das später zu ihrer völligen Erblindung führte. Lesen und Schreiben war ihr verboten, wie sie in einem diktierten Brief an Jean Paul vom 1. Januar 1798 mitteilte; auch Schiller hatte damals von ihrer Gefahr zu erblinden gehört (an Goethe 5. Januar 1798), und am 30. August desselben Jahres berichtet Jean Paul an Otto, sie ertrage auf ihrem Landgut ihre höchste myopische Blindheit mit Ergeben.

Um diese Zeit steigerte sich das Verhältnis zu Jean Paul zur Wiederholung der Situation, die sich schon einmal für Schiller ergeben hatte. Am 28. und 29. Dezember konnte Jean Paul seinem Freund Otto berichten, die seit einigen Wochen vom Lande zurückgekehrte Titanide wolle ihn heiraten und sich scheiden lassen. „Meine moralischen Einwürfe gegen die Scheidung wurden durch die 10jährige Entfernung des Mannes widerlegt, und durch den frühern Vorsaz für Schiller — von den 3 Kindern bliebe nur eines, das schönste klügste Mädgen — alle Güter sind die ihrigen — und als ich auf kameralistische Indemnisazion des Mannes und der Kinder (präliminarisch) drang, war alles ihre Meinung. ... O ich sagte der hohen heissen Seele einige Tage darauf **Nein!** Und da ich eine Grösse, Gluth, Beredsamkeit hörte wie nie: so bestand ich eisern darauf, daß sie keinen Schrit für wie ich keinen **gegen** die Sache thun solle." Am 14. März 1799 aber schreibt er an Otto: „Die Titanide lässet die Ehescheidung wieder fahren." Um dieselbe Zeit bot sich die Hoffnung, daß Herr v. Kalb durch den neuen Kurfürsten von Bayern ein Avancement erhalten werde. Mit Jean Pauls Weggang von Weimar und infolge seiner Verlobung mit Karoline v. Feuchtersleben kühlten sich die Beziehungen zu ihm ab. Am 4. November schrieb Frau v. Kalb an Karoline Herder: „Er ist mir als Hildburghs. Legationsrath ganz fremd geworden."

In demselben Jahre knüpften sich die freundschaftlichen Beziehungen zu Schiller neu an durch seinen mehrfachen Aufenthalt in Weimar. Im Januar war die Einstudierung der 'Piccolomini' der Anlaß, im April die des 'Wallenstein' und im Juli der Besuch des preußischen Königspaares, das am 2. Juli einer Aufführung des 'Wallenstein' beiwohnte.

Charlotte v. Kalb sah Schiller am 21. Januar mit Goethe und Richter bei sich; Mitte April schrieb sie an Jean Paul: „Eben haben sich Schillers bei mir melden lassen“, und am 29. März wie am 11. Juni war sie bei Schillers in Jena. Nach beiden Erstaufführungen, der 'Piccolomini' am 30. Januar und des 'Wallenstein' am 20. April, sandte sie dem Dichter ihre briefliche Huldigung, für die er mit wachsender Herzlichkeit dankte, das zweitemal auch unter warmer Anerkennung dessen, was sie ihm in der ersten schönen Zeit ihrer Bekanntschaft gewesen war: „Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnisse schuldig bin.“

Nur einer der beiden Huldigungsbriefe Charlottens ist erhalten, wahrscheinlich der zweite.

Siebenundzwanzigster Brief.

[Weimar, 20. April 1799?]

Gestern war ich vielleicht der 6te Theil des Publicums — durch Aufmerksamkeit Antheil inniges Lauschen, durch das lebhafte Auffassen — und die Verwandl. meines Geistes in die mich ergreifende belebende idée. Sie sprechen Gedanken aus die das lezte sind in der Würkung u. das zu begreifende Ziel der Menschheit. So werden lange die feinsten besten Wesen wenn sie gleicher Stimmungen sich errinnern — oder ihre Empfunden in Geiste begreifen wollen Ihre Gedanken in den Schmuk Ihre Rede wiederholen. Der Monolog kann nicht oft genug gehört werden. Er reißt den Aufmerksamen hin in das Eigenthum Ihrer Seele. Anders ist alles mit uns. —

Wallenstein wie er zu Zeiten durch einige ideen in Ihren Schauspiel mir erscheint wie er, oder ein anderes Kunstwerk von Ihnen einmahl erscheinen muß! — Ist über das Schicksaal erhaben das Traurige, das Glückliche, Alles kann ihn nur Spiel sein u. so Verlust und Gewinnst. Ihn will — ihn braucht das Leben nicht mehr. in dieser Verwirrung Alles. alles drängt sich um diesen Geist zu lösen und zu befreien. Die Freiheit. Das Wehen der Geister Welt ist uns nahe. Ein Geist der höhern Ord-

nung Einsicht kann in ds. nicht mehr recht thun. Die Kunst selbst hat keine Regeln mehr und Ihr Höchstes Verdienst liegt in der Möglichkeit das ein Ewiger Geist der Welt erscheine.

Charlotte.

Am 12. oder 13. Juni war Frau v. Kalb wieder in Jena, um Schiller wegen eines neuen Hofmeisters für ihren Sohn August zu Rate zu ziehen. Der Brief, den ihr Schiller nach seinem Kalender am 26. Juni in dieser Angelegenheit schrieb, ist nicht erhalten; Charlotte fand ihn bei ihrer Ankunft in Weimar vor und richtete ihre Antwort nach Jena, noch ehe Schiller mit seiner Frau zu der 'Wallenstein'-Aufführung vor dem preußischen Königspaar eintraf.

Achtundzwanzigster Brief.

Sonntag Abends d. 30 Juni [1799.]

Heute kam ich hier an und fand Ihren Brief — da ich vernommen daß Sie auch bey der Anwesenheit des Konigs hier sein werden — so Verbietet mir dies meine Wallfarth zu Ihnen. ich werde bis zum Donnerstag bleiben, und nach Franken Reisen. — Aber vorher wünsche ich wohl den H. v Hofen zu sprechen — damit er nach mehrerer Kenntnis seiner Laage als Hofmeister in m. Hause er sich dazu entschliese oder s. Vorsatz aufgebe. Auch ich wünsche ihn zu sprechen, um zu versuchen ob s. Persönnl. Bekanntschaft das Zutrauen in mir erhält welches mir s. Schreiben gewährte. Dieser j. Mann scht. Neigung zu ds. Geschäft zu haben, — u. hat wie mir scheint über die Individuelle Behandl. sowohl nach den Kräften des Gemüths als den Grad der Einsicht recht verständig geurtheilt. Ist seine künftige Behandl. ms. Kindes die Auslegung ds. Textes so kann ich wohl zufrieden sein.

Ein sehr heftiges Kopfweh verbietet mir mehr zu sagen Mit innigster Verehrung

Ihre ergebenste

C. v. Kalb.

Zu der 'Wallenstein'-Aufführung vom 2. Juli gehört wahrscheinlich als neunundzwanzigster Brief das von Fielitz in Schnorrs 'Archiv für Literaturgeschichte' 8, 436 abgedruckte Billett, worin sie den Vorschlag macht, Thekla im 4. Auftritt des 3. Aufzuges das Lied „Der Eichwald brauset" aus den 'Piccolomini' singen zu lassen. Schiller ist

dem nicht gefolgt, sondern hat die im Bühnenmanuskript vorgeschriebene Orchestereinleitung, die einen Gesang erwarten ließ, für die Druckausgabe gestrichen. Eine schriftliche Antwort scheint nicht erfolgt zu sein. Schiller reiste bereits in der Nacht vom 3. Juli nach Jena zurück, während Frau v. Kalb ihre Reise nach Waltershausen antrat, von wo aus sie die Hofmeisterangelegenheit wieder aufnahm.

Dreißigster Brief.

Waltershaussen bey Römhild den 7. July [1799.]

Ich habe an verwichenen Donnerstag den H. D. Kochen vergeblich erwartet, und auch den H. v. Hofe in Gotha nicht angetroffen. Nach den Lob welches Sie beyden ertheilt haben — können wir Eltern nicht wählen, uns unbekannt und gleich vorzüglich, wollen wir es den Zufall und ihren Gesinnungen überlassen. Um also auf eine gefällige Art diese Angelegenheit zu beendigen — will ich hier die Meinung so ich von diesen H. D. K. u. Hfe. habe mittheilen — und diese mit den Verhältnis als Lehrer in meinen Hause bekannt machen, sie können dan selbst bemerken wem diese Beschäftigungen und Lebensweise am annehmlichsten sein möchte. Ich billige was Herr D. Kochen geschrieben hat, nur das nicht, „die Methode der Erziehung bleibt mir überlassen" In Unterricht hat wohl ein Lehrer dieses Recht, aber in der Erziehung — werden Eltern ihre Wünsche und Erfahrungen thätig werden lassen, gerne werde ich bessern Gründen nachgeben. Aber eine Wachsamkeit über die individuelle Behandl. der Kinder — ihres Gemüths — soll von guten Eltern nicht vernachlässiget werden.

Seine mannigfaltigen Talente, und Kenntnisse der Litteratur, machen ihn vor uns zu einen belehrenden angenehmen Gesellschafter — Wird es einen so gebildeten Geist nicht lästig sein von der Mühe eines anfängl. Unterricht bey einen Knaben von 6 Jahren, in seinen ideen Gang gehemmt zu werden, und läßt sich die aufmerksame Gedult eines Lehrers, mit der feinen reizbaren Laune eines Dichtenden Talents vereinen.

Ob mir zwar der Auffatz des H. v. Hofe nicht ganz deutlich ist, glaube ich doch die Gesinnungen dieses jungen Mannes zu ahnden; das Geschäft der Erziehung ist ihn eine wichtige Angelegenheit! Ich glaube auch daß eine gute Erziehung — den Geist

beleben erheben muß, und so viel möglich jede Fähigkeit nähren — den nur Erkenntnis u. Kraft können die künftige Anwendung bestimmen. Aber ich glaube nicht daß je die Würkungen einer guten Erziehung dürfen Vergessen werden. Denn sie soll d. Mſ. [Menschen] fähig machen weniger den Irthum u. Wahn zu dienen — die Trägheit u. die Affecte zu überwinden, und mit besonnenheit zu handlen. —

Sie haben Recht — Ein Geistvoller Lehrer wird sich bemühen daß kein wissen blos Gedächtnis Sache bleibe, es soll das Eigenthum des Verstandes werden, u. jeder Sittliche begrif der der Seele einleuchtet, das Gemüth bilden u. erweitern. „Der junge Geist erringt so sich seine Welt p“ bedeudent. erklären Sie diese idee. Sie scheinen geneigt das Speculative wissen für andere thätig zu verwenden. Meine Tochter wird 9 Jahr alt Sprachen und Talende soll ihr der Unterricht erwerben. Sie hat verstand u. Phantasie, hat aber wenig Fleiß u. ist oft zerstreut. August wird 6 Jahre lernt erst 2 Monathe, (kann also noch nicht lesen) mit Aufmerksamkeit u. Gedachtnis, es ist ein gesundes, kraftvolles Kind.

Wir sind meist auf den Lande. Es könnte also leicht an Gegenstande zur Beobachtung u. Mittheilung fehlen. Die die Jugend u. ein strebender Geist nicht gerne entbehren mag u. kann.

Vielleicht kann nur ein beschrankteres wesen, welches allein den Lections Unterricht treu verwaltet, in dieser Laage zufrieden sein. Aber der Versuch selbst soll entscheiden, ich wünsche also: daß in August einer von diesen Herrn hier herkome, und nachdem er einige Monathe hier zugebracht uns bekannt mache ob er länger bleiben wolle oder nicht! —

Charlotte v. Kalb geb:
Marschalk von Ostheim.

Einunddreißigster Brief.

[Waltershausen, 11. Juli 1799.]

Verehrter Freund!

Ich habe keine andere Resolution fassen können! Obgleich ich etwas mehr Vertrauen in Hofe habe — ich weiß nicht recht

warum. — Der Hofmeister bekomt monathl. 2 Carl. für die Wäsche wird nicht gesorgt.

Ich verlange nun mehr etwas entscheidendes zu hören. Der Postcours geht hier langsam obgleich die Reithende Post wochentl. 2 mahl durchgeht sind die Bfe. von Weimar oft 8—10 Tage alt. —

Liebenstein ein Bad im Meiningischen wird jetzo sehr gelobt. Boklets Quelle soll fast ganz versiegt sein. Mörderisch soll jetzo der Krieg der Kaiserl. mit d. Franz. sein, oft fallen die Streitenden an gleichen Wunden. Die Jesuiten komen wieder u. ihnen sollen die Schulen in Cath. [?] Deutschl. wieder übergeben werden. Der Churfürst von Beyern soll einfältige lose Streiche machen. und kl. Revolten werden oft bey der Parade gespielt — Die Beyern haben Schlimmes u. dem Pfaffen Druk ertragen, aber dieser kl. Quälgeist könnte wohl einen Rächer finden. — Der Gesellschaftl. Ton soll sich in den Rheingegenden sehr verschlimert haben. Die Vorstell.weise der Mschen kann sich nicht so schnell wenden als die Politische Laage der Dinge, es muß eine sonderbare Zeit kommen; und die ideen so mann während diesen Streit wagen durfte werden viell. mehr siegen, als der blutigste Kampf.

Mit inniger Verehrung

Ihre Freundin

d. 11. July. Charlotte v. K.

Haben Sie die Gnade mir bald zu antworten.

Schiller hat diesen Brief am Tage des Empfanges, dem 17. Juli, gleich beantwortet, wie aus seinem Kalender zu ersehen ist. Seine Antwort ist nicht erhalten. Trotz der Bedenken gegen das Bad Bocklet bei Kissingen war Charlotte inzwischen zur Kur gegen rheumatische Beschwerden bis Anfang August dahingegangen. Nach Weimar wollte sie nicht zurückkehren, wie sie schon am 27. Juni Jean Paul gegenüber angedeutet hatte. An Karoline Herder schrieb sie etwas später: „Wenn Sie von jemand hören der ein Quartier sucht so sagen Sie immer sie wüßten eins und schreiben mir sogleich, ich hoffe die Brüder Kalb zu bewegen daß sie meinen eigentl. Abzug von Weimar zugeben.“ Schiller muß davon in der ersten Hälfte des August gehört haben. Hatte er schon am 9. August seine Absicht, die künftigen Wintermonate der theatralischen Anschauung halber in Weimar zuzubringen, Goethe mitgeteilt, so schrieb er ihm am

12. August, er hoffe „mit der Charlotte wegen des Logis eine Übereinkunft treffen zu können.“ Er wartete aber lange auf Antwort von ihr und konnte erst am 28. Aug. mitteilen: „Charlotte Kalb hat nun auch geschrieben und erklärt, daß das Quartier zu unsrer Disposition sey, wenn wir in ihren Contract treten wollten.“ Die beiderseitigen Briefe, die über diesen Gegenstand im August gewechselt wurden, sind nicht erhalten. Aus dem folgenden Monat haben wir das Schreiben, das Schiller am 4. September an Charlotte schickte (Jonas 6, 84 f.), während die Antwort, die er von ihr am 18. September empfing, und seine eigene Erwiderung vom 21. September fehlen. Den Gegenstand weiterer Briefe dürfte die am 11. Oktober erfolgte Geburt der Tochter Schillers Karoline, die schwere Krankheit seiner Frau und der am 3. Dezember erfolgende Umzug nach Weimar in die Windischengasse gebildet haben. Von allem dem ist nichts erhalten. Von einem Brief der Charlotte Schiller, den sie Anfang Januar bei Frau v. Kalb in Meiningen gesehen habe, berichtet Schillers Schwester Christophine Reinwald ('Beziehungen' S. 271).

Zweiunddreißigster Brief.

Meiningen den 25ten Febr. [1800.]

Wie komt es daß ich von Ihrer Lieben Frau keine Antwort erhalte — Worum. — Sie beyde werden und sollen meine Freunde bleiben — Aber ich habe auch gar keinen zweifel — und ich schreibe nicht um Versicherungen der Freundschaft zu erneuern — oder zu erbitten; Sondern um die seegnenden Wohlthaten Einer Gesinnung zu erhalten die mir immer Heiliger wird, und der ich immer Würdiger zu werden wünsche! — Sie können mir in der Aufrichtigen Beantwortung einer Anfrage eine Gunst erweisen. Haben Sie oder kōnen Sie bedeutende Empfehlungs Schreiben nach Wien verschaffen?? Unser Prozeß steht übel — alle unsere Revenuen sind fast gehem̄t; nicht durch das Urtheil des Richters haben wir den Prozeß verlohren der nur gehemt ist. Der Gegentheil hat auch den Besitz nicht, alle Revenuen stocken alle verhandl. sind gehem̄t. Der Miskredit in den Feinde und Gegner den Präsidenten v. Kalb in Wien zu stellen gewußt haben — war auch dieser Sache höchst nachtheilig. Entweder ist alles verlohren — und der Verlust beträgt wohl über 200,000 fl. oder es müssen andere Personen erscheinen neue Spieler gewonnen werden. Verlassen kōnen wir es nicht, Ehre und Pflicht fodern uns dazu auf. Wir haben

einen sehr redlichen und geschickten Consulenten — aber allein kann er nicht mehr handlen er muß in Zukunft eine Person die die Sache näher betrift begleiden. diese unterrichten und ihre Schritte Leiten. Es ist fast wahrscheinlich daß mir dieses Loos fallen muß. — Vielleicht! in 14 tagen weiß ich das bestim̄tere hierüber. Aber vorher habe ich auch Sie meinen theuren Lieben Freund fragen wollen was Sie von dieser Sache halten! und ob ich füglich diese Reise Unternehmen soll? Ich glaube fast es darf vielleicht — und ist wohl niemand der Erscheinen kann als wie ich! Es müßte mir der Frauenstand u. ein viell. alzu Ernsthaftes Wesen ds. Schritte in den Getümel einer grosen Stadt unter den Leichten Wesen hinderlich sein. — Sagen Sie mir was Sie denken — Geschieht es so kom̄e ich vorher nach Weimar. ich muß noch einige sprechen und addressen haben.

Bis dahin ist es Ihnen allein Vertraut.

Mit treuer ergebenheit!

Charlotte Kalb
geb. Marschalk v. Ostheim.

Der Prozeß, den Joh. Ludw. Klarmann in seiner 'Geschichte der Familie v. Kalb auf Kalbsrieth' ausführlich dargestellt hat, ging um die Marschalkschen Besitzungen im Steigerwald (Trabelsdorf-Dankenfeld), die Charlottens einziger Bruder Friedrich Marschalk v. Ostheim (gest. 1782) als Allodialbesitz seinen vier Schwestern vermacht hatte, während sie als Mannlehen von der Marisfelder Linie der Marschalk v. Ostheim beansprucht wurden. Der unglückliche Ausgang dieses langwierigen Prozesses, der vor dem Kaiserlichen Reichshofrat in Wien geführt wurde, richtete in Gemeinschaft mit den Spekulationen des Präsidenten Johann August v. Kalb das ganze Vermögen allmählich zugrunde. Charlotte sah dieses Unheil wohl schon lange kommen, und bei den mehrfachen Scheidungsplänen wirkte wohl auch der Gedanke mit, das Vermögen für die Kinder zu retten. Die persönliche Vertretung ihrer Sache in Wien gab sie auf, wie sie am 12. März 1800 an Charlotte Schiller schrieb: „Es waren Einige dafür, Einige dagegen; nun habe ich den Willen nicht mehr; und Lust und Neigung hatte ich nie dazu. Es war Ungeduld: ich wollte den langen Kampf eines vergeblichen Streits nicht länger" ('Charlotte v. Schiller' 2, 226).

Dreiunddreißigster Brief.

13 Mrz 1800 Meining

Ich habe heute wieder Briefe erhalten, daß der Einfall der Franzosen in der Pfalz nur ein Gerücht sein soll; Wen̄ der Krieg nicht ernstlicher wird, so werde ich Ende April in die Gegend von Heilbron reisen. Haben Sie dort etwas zu bestellen, oder kön̄en Sie mir eine beteutende Bekan̄tschaft machen: so geben Sie mir einen Brief dahin mit.

Gedenken Sie im̄er

Ihrer Frdin Charlotte.

In der Heilbronner Gegend lag Offenau, dessen Saline zu den Unternehmungen des Schwagers Johann August v. Kalb gehörte. Am 18. April vermittelt Christophine Reinwald noch aus Meiningen die Empfehlungen der Frau v. Kalb an Bruder und Schwägerin. Am 20. April schreibt Frau v. Kalb an Böttiger: „Ich muß morgen in 14 Tagen zum Präsidenten nach Offenau abreisen. Meine Rückkunft kann ich nicht bestimmen. Ich bleibe so lange meine Gegenwart dort nöthig und nützlich ist, dann gehe ich wieder auf mein Gut nach Waltershausen zurück." Sie blieb in Südwestdeutschland bis zum Herbst 1801. In einem Brief an Hölderlin vom 15. Mai dieses Jahres nennt sie Wimpfen, Heilbronn, Heidelberg, Offenbach als bisherige Aufenthaltsorte. Ihr Plan ging damals dahin, durch Erziehung von Pensionärinnen sich einen Unterhalt zu schaffen. Am 18. Juli erhielt Schiller von ihr einen Brief in dieser Sache; seine Antwort ist vom 25. Juli datiert und laut Kalender am 29. Juli abgeschickt (Jonas 6, 174 f.). Charlottens Klagen über ihre Lage, auf die Schiller eingeht, können auch in dem gleichzeitigen Brief an Herder gestanden haben, während das Erziehungsprojekt in der Einlage für Schiller entwickelt war.

Vierunddreißigster Brief.

[Anfang Juli oder Anfang August 1800?]

Vorzügl. Neigung zu dem Geschäffte der Erziehung muß Lehrer u. Vorsteher gleichsam binden, mit Freudigkeit ihre Zeit der Jugend zu widmen, u. nach bester Einsicht Geist u. Gemuth vorsorgend für sie wirken zu lassen.

Wer sich mit der Jugend wohlthätig beschäftigen will, muß die Fähigkeit haben, durch klare lebhafte Darstellung auf eine gefällige Weise in den Kindern Gedanken u. Begriffe zu entwikeln,

Vorsätze in ihnen anzufachen, sie darin zu bestärken, u. die Ausführung derselben ihnen zu erleichtern. Nur bei einem heitern ruhigen kindl. Siñe kan man hoffen, daß Keñtnisse mit Leichtigkeit erworben u. Talente gebildet werden; daß der Geist wirke, u. die Schädlichkeit niederer Affecten erkeñen u. überwinden lerne.

Der Umgang mit der Jugend hat gewiß für ein unbefangnes Gemüth u. einem nach Wirksamkeit strebenden Geiste sehr viel angenehmes, u. ich verlange nichts mehr, als meine Zeit u. die Thätigkeit meines Verstandes dieser Beschäftigung widmen zu köñen. Ich wünsche daher sehr, daß die Erziehung mehrerer jungen Frauenzim̃er mir anvertraut werden möge; jedoch nur solcher, die theils wegen ihrer Anlagen, theils wegen ihrer künftigen Bestim̃ung mañigfaltige Keñtnisse erlangen u. für die Foderungen guter Sitten u. feinerer Lebensweise sowohl in Gesellschaft als in häusl. Leben erzogen werden sollen.

Christl. Sittenlehre u. Hoffnung soll die Quelle des moral. Unterrichts sein. Die Erkeñtniß seines Geistes wird jede Tugend, jede heil. Wahrheit erweken.

Gründl. u. mañigfaltiger Unterricht in weibl. Arbeiten, sowohl was das Nähen Stiken u. Putzmachen betrifft, als auch in der Keñtniß andrer häusl. Geschäffte soll vorzugl. ihre Zeit ausfüllen.

Anweisung in feinern Künsten, als Tanz, Musik, auch Zeichenkunst, weñ Naturanlagen die Erlernung derselben besonders begunstigen sollten.

Unterricht in deutscher u. französischer Sprache, u. weñ mañ es wünschet auch in andern Sprachen. Die geographischen u. historischen Stunden, u. die Lecture überhaupt, wird man im̃er so zu leiten suchen, daß Erfahrungen u. Keñtnisse dadurch vermehrt werden, die der weibl. Jugend nutzl. u. vortheilhaft sein köñen.

Nicht mit gehäuften Lehrstunden soll der Tag hingebracht werden, aber mit einer steten Wachsamkeit über Sitten u. Neigungen des Gemuths, der Erwekung u. Erhaltung eines heitern ruhigen Siñes u. der fortschreitenden Entwiklung der Fähigkeiten.

In seiner Antwort vom 25. Juli hat Schiller von dem pädagogischen Plan lebhaft abgeraten, weil Charlotte viel zu individuell gebildet sei und ihr Geist eine höhere Richtung und einen kühneren Gang nehmen wolle. Noch ehe dieser Brief anlangte, spann Charlotte in ihrem nächsten Brief den Plan weiter.

Fünfunddreißigster Brief.

Heidelberg den 4 August 1800

Es ist wohl ein Monath daß ich einen Brf. an P[räsident] Herder schickte nebst einen Einschlus an Sie — haben Sie diesen Brief erhalten oder ist ds. weil damahls Kriegsunruhen bey Frankfurth waren auf der Post verlohren gegangen? — Ist dieser Brief nicht in Ihre Hände gekom̄en? und Sie wollen noch einige Aufmerksamkeit mir widmen — so will ich mehr umständlich — mich in meinen nächsten Brief erklären — Jetzo schreibe ich in der Meynung daß Sie meinen Brief erhalten haben und ich bekenne nur wie viel mir daran liegt — Ihre Meynung über mein Vorhaben zu wissen. Die Idee mehrere junge Frauenzim̄er aufzunehmen, deren Bildung ich mir wolte angelegen sein lassen — ist so frei u. ruhig in m. Sinn, daß wie ich glaube das Gelingen oder Mislingen ds Plans keines m. Gemuth erregen würde. Es scheint mir als sey es blos die Foderung mr Vernunft — die mir sagte welcher Pflicht ich mich weyhen solte. — Habe ich mich in dieser geirt — sind Personen denen ich vertraue in ds. Meynung nicht mit mir einverstanden — So wird dieses Vorhaben nicht werden. — Und ich bleibe Ruhig u. Heiter! Oft ists mir sonderbar — wie man etwas unternehmen mag — wo eigentlich Neygung Lust u. Hoffnung uns nicht dazu leitet. Und dies ist eben bey mir der Fall. Ich war in einen Zustand wo ich für meine künftige Existenz eine Entschließung nehmen mußte, und da entwickelte sich in meiner Seele ein anderes Wollen, eben dieser Gedanke. So ist's entstanden, eine stunde früher hatte ich keine Ahndung davon. Ob mich das Vertrauen meiner Bekannte mehr ermundern wird, weiß ich noch nicht! — Das bemerke wohl daß die Wahl des Orts gut zu ds. Beginnen ist. Die schöne Natur das wohlfeile Leben — ich gl. daß ich nicht mehr als 400 Rtl. leichte Gulden werde fodern

— für alles. weil alles nur mäsig u. reinlich sein soll — u. ich ja weder will noch den Anschein haben will, als thäte [ich] es aus gemeinen interesse; Bey der Politischen Veränderung der Dinge, die täglich wahrscheinlicher wird kann auch ein groser Theil unseres Vermögens erhalten werden. und mein äuseres Leben und Unterhalt wird ganz unabhängig von diesen Unternehmen sein. Dauert dieser Krieg, dann steht es Übel mit den Einkünften, aber viele würden gleiches Schicksaal haben. Wenn es mit diesen Plan mir nicht reusiren solte will ich das kleine Capital von 500 Rtl. oder wohl auch 1000 Rtl. nicht aufnehmen. — Um das ich Ihnen es mir viell. von Hz. v. Weimar od. d. Fürst v. Rudelstadt zu verschaffen gebeten hatte. — (Dann aber würde es mir wohlthätig werden kōnen,) bleibe ich allein mit meiner Edda so lebe ich so Eingezogen, daß ich nur sehr wenig brauche. Gefällig ist mir der Aufenthalt an den Ort in der Gegend die mir im̄er Vorzüglich gefallen hat — Ich habe gar nicht den Wunsch nach Unterhaltung. geseelschaft. Mitteilung u. dgl. Darum hat eben diese Einsame ignorirte Existenz für mich viel angenehmes!

Sie sind doch wohl? — Ihr Wallenst. wird hier viel gelesen. Lotte Schiller u. die Kinder grüse ich herzlich! —

Charlotte v. Kalb
gb. Marschalk v. Ostheim.

Wenn es Ihnen gelegen ist, so theilen Sie auch den Inhalt dieses Briefs den Vize Praest. Herder mit. —

Ihnen mußte ich wieder schreiben um Ihnen eine bestim̄tere Ansicht meiner Situation zu geben — als ich wohl in den vorigen Brief nicht gethan. In mancher Rücksicht, den auch das Leben ist kurz — ist mir eine baldige Antwort ein Lieber Brief. —

Der Brief traf nach Schillers Kalender am 11. August bei ihm ein; eine Antwort ist nicht verzeichnet. Am 18. August kam ein zweiter Brief von Frau v. Kalb, der aber nicht nachzuweisen ist, es sei denn, daß das oben als vierunddreißigster Brief angenommene Schreiben an diese Stelle zu setzen sei.

Sechsunddreißigster Brief.

Heidelbg d 23 Octber [1800.]

Noch bin ich hier — ich war willens ds. Winter in Offenbach zuzubringen, aber Kriegs Begebenheiten werden dies Vorhaben wohl vereiteln. Mein Einziger Umgang ist hier Wolfter u. s. Frau — über dessen unglückl. Laage er an G[eheimen Rat] v. Goethe geschrieben. Dauert ds. Laage in der Pfalz noch länger so wird der Hungerstod Epidemisch. — Sie kön̄en also leicht ermessen was mir die Societät gewähren kann, u. neu: Litt: ist Fast gar nicht zu haben. — lange kann ich in k. betracht hier bleiben — die möglichkeit eines leichten Wechsels des Aufenthalts ist mir das liebste in mr. jetzigen Existz! eigentl. bin ich weit zufriedener wie sonst! — bin gesund u. heiter obgleich so sonderbare Plagen mich geneckt haben. u. von vielen sehe ich das Ende noch nicht! —

Solten Sie mir in ds. Jahr d. bewußte kleine Sum̄a noch schiken kön̄en. — so senden Sie ds. an H. Saal Lehrer am Forst. Institut in der Zilbach bey Meiningen. er war vorher bey meinen Kindern. — Nur eine bedeutende Sorge konnte mich dazu bringen es Ihnen zu schreiben.

Warum ist so viel seltenes in Weimar. — warum sind Sie da — wo Sie wohl recht haben zu sein. Aber ich habe einmahl den Aberglauben daß es mir, u. vielen, doch eigentl. dort nicht wohl werden kann. Verzeihen Sie ds. kindische äuserung

Ihrer Freundin

Charlotte.

Peter Wolfter war ordentlicher Professor der Geschichte und Bibliothekar der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Durch den Krieg und die höfischen und wissenschaftlichen Verhältnisse in große Not geraten, hatte er sich in einem vom 29. Oktober 1800 datierten „Promemoria" an Goethe um Hilfe gewendet. — Von einem Herrn Sahl, der nach Hölderlins Weggang sich der Erziehung des Sohnes Fritz in Weimar annehmen solle, war in einem Brief an Herder aus Kalbsrieth vom 18. Mai [wahrscheinlich 1795] die Rede. Vgl. Briefe Jean Pauls, hsg. v. Berend, Bd. 4, S. 465. — Der Plan, den Winter in Offenbach bei Frau v. La Roche, mit der schon seit Mannheim eine Bekanntschaft bestand, zuzubringen, kam im November zur Ausführung. Wenigstens schreibt der Schwager Joh.

August v. Kalb am 1. November 1800 aus Mannheim an Bertuch: „Dame Charlotte geht in acht Tagen von Heidelberg nach Offenbach. Auf wie lange?? Die gute La Roche!" (Klarmann S. 299). Im April 1801 ist Charlotte in Mainz (Brief an Herder vom 28. April), und am 15. Mai teilt sie von da aus Hölderlin ihre weiteren Pläne mit: im Juni in Wiesbaden Bäder zu nehmen, im Juli nach Mannheim zu gehen, „später im Herbst wohl wieder in Franken". Die geplante Errichtung eines Erziehungsinstituts hat sie trotz Schillers Abraten nicht aufgegeben, vielmehr, wie aus Briefen an Jean Paul hervorgeht (Nerrlich S. 113. 156), noch 1806 und 1814 für München oder Berlin ins Auge gefaßt (vgl. auch den 39. Brief). Ein ausführliches Projekt, dessen Datum nicht zu erkennen ist, weil das erste Blatt fehlt, möchte ich, da es vom Rhein und von Mainz spricht, in das Frühjahr 1801 verlegen.

Siebenunddreißigster Brief.

[Mainz, Frühjahr 1801?]

... Weibl. Geschlecht werden immer nötiger — das scheint mann auch zu ahnden den überall entstehen mehrere dergl. Einrichtungen — eine sonderbarer wie die andere — von wenigen Vorthel u. vielen Druck für die Jugend. Soll algemeine Kultur, Entwickl. Psichischer u. Moralischer Kräfte erreicht werden — so kann es die Gesellschaft weit Leichter bey den Weibl. geschlecht erreichen, als bey den Männlichen. Alle häußliche Geschäfte kann eine Person verstehen, und auch ausüben, u. hiermit selbst sind so viele getrennte Fähigkeiten Persönnlkten Stände u. Berufsgeschäfte vereinigt: Es ist wohl wahr das Weib kann u. soll nicht **abstrahiren** Sie bedarf der Wissenschaft z. Leben, nicht das Leben für die Wissenschaft — Aber sie bedarf sehr einer Umfassenden Erkenntnis, (u. weil doch einmahl sehr viel schlechtes gelesen wird) es müssen Frauens Lesen lernen wenig, u. gut. —

Ich mag die Schriften für Frauenzim̄er nicht — auch sind die meisten schlecht. Noch weniger Romane. gar vieles in unsern Romanen wird viell. in 50 der 100. F[älle] nicht könen verstanden werden, die sonderbaren Martern die mann sich zugemutet hat werden viell. nicht mehr sein; Gewiß nicht weil die Verhältnisse milder werden — u. die Tücke u. Wilkür nicht mehr so sehr durch Recht u. Gesetz beschüzt werden. — Solche auflösende Romane. In dreifachen Sinn. Auflösend für würkl. Kraft des Geistes u. Gemüths — Aber auch auflösend, für den Leidenden und für

den Verstokten. — Kann unser Volk Zeit — u. beyder Geschlechter, besonders das Männl., noch nicht entbehren. Hätte der Rohe Mann der so nicht so leicht Mschen Lesen lernt — nicht noch Romane wo von uns die Rede ist — er wüste gar nichts von uns — als das wir Thiere sind — Nein, nein — bis jetzo noch müssen die Frauens auch die allersonderlichsten R. in Schutz nehmen. Welch eine Ausschweifung. aber von Roman ist ein Leichter übergang zur Phantasie — diese Dreifaltigkeit des Sinnes — der Bildungsfähigkeit — u. der Empfindung. wie rein — wie leicht, wie imer empor strebend muß Sie erhalten wd. Ohne Phantasie ist ein Weib Einfältig. Mit einer Verdorbenen Unglückseel. Das Weib wird ganz verkehrt behandelt nach mr. Erfahrung wird es, wo es erzogen werden soll — so behandelt: In der Kindheit muß es Denken, als Jungfrau muß sie spielend gefallen pp. Nur als Weib soll sie arbeiten — Sie der die Erhaltung der Schöpfung anvertraut ist, des Vermögens der Gesundheit, der Heiterkeit des Geistes, u. des Gemüth. Wird in den niedern Ständen mishandelt. In den höhern auf abgek[ar]teste Betrachtet und verhöhnt. — Das ist noch in algemeinen das mögl. Schicksaal der Frauen. —

Hier am Rhein wird es besonders dringend für dies Geschlecht zu sorgen. Diese übermäsige Cultur in Künsten, ohne die mindeste Ausbildung des Verstandes. — Es wird den und kann nicht anders sein — Wohl spät oder früher ein Unternehmen entstehen so umfassend wie das von Brlin, aber freilich nicht so wie dieses. Mainz wäre hiezu ein guter Ort. Bey einer solchen Einrichtung fiel alle Individuelle verantwtlkt und kl. Sorge der einzelnen hinweg. —

Verzeihen Sie mir daß ich Sie mit ds. Ennuire ich gebe ds. Raisonnement nicht einmahl die bedeutung eines Traums.

Wie erfreut wäre ich Sie — u. die Ihrigen zu sehen! Ich bin heiter darum könnten die so ich Liebe u. Vertraue mich leicht Erheitern. Wird es Friede so wird das Leben gefälliger — und vieles verändert. bis dahin Ihre Brfe. u. von Lotte u. Ihr herzliches Andenken!

Charlotte.

Im Herbst dieses Jahres finden wir Charlotte v. Kalb in Erlangen. Was sie dorthin führte, ob die Nähe ihrer fränkischen Besitzungen oder Angelegenheiten ihres Prozesses oder freundschaftliche Beziehungen, ist unbekannt. Am 12. November hatte sie von dort einen ihr wichtigen Brief an Schiller geschickt, der nicht erhalten ist. Da er unbeantwortet blieb, so fragt sie am 8. Dezember bei Charlotte Schiller nach ('Charlotte v. Schiller' 2, 227). Das Erscheinen der 'Maria Stuart' und der 'Jungfrau von Orleans', die am 11. September in Leipzig aufgeführt worden war, ließ ihre Sehnsucht nach Weimar wachsen.

Achtunddreißigster Brief.

Erlang. d 25ten Dcbr [1801.]

Einige kleine Geschäfte nötigen mich fast nach Sachsen zu Reisen. ich muß selbst thun also muß ich dahin. —

Das Verlangen Sie wiederzusehn ist auch ein Mächtiger Zug dahin — auch Ihre Meynung über einiges was mir bedeutend sein möchte — zu vernehmen! — Giebt mir oft den Ruf in meiner innersten Seele — gehe dahin, frage Ihn! — Wollen Sie mich nicht sehen — ist Ihre Seele mir nicht gut — so schreiben Sie mirs — denn kom̄e ich nicht — Geben Sie mir das ernsteste Wort der Wahrheit — Wenn Sie mir den Gruß der Freundschaft nicht geben! —

Daß Wesen was nach allen — Leiden — doch diese seeliche leichte Ruhe erhalten hat — daß gewiß nur lebhaft ist u. bewegt v. mannigfältigen Gedanken, aber nicht Unruhig. Was in solchen Grad auf das Resignirt, was die Natur die sogenannte Fortuna. und die Welt. ja selbst das höchste und einzige Gute in der Welt das Menschliche Gemüth geben kann — das kann auch von Ihnen die Worte Vertragen. Kom̄t nicht! —

Sie werden es vielleicht überspannt finden daß nach den Beweisen Ihres Seelenvollen Andenkens ich so voll Zweifel bin — Aber wenn sich dieses Vertrauen in mir so Mächtig erhalten hätte müßte ich nicht erröthen — u. Strafe befürchten wegen der Verleugnung meines innigsten Wohls. —

Schreiben Sie mir nur wenige Worte. Diese sollen über m. Zukunft entscheiden!

Charlotte.

Ich habe keine Ansprüche an Nichts ich brauche wenig — u. das wenige kann ich mir Verschaffen — wenn man mir die Möglichkeit läßt —

Ich werde ja in Ihren Worten d. Gedanken Vernehmen den Leisen Ruf an meine Seele! — oder das Wort der Entfernung. — was noch tiefer mich in die Einsamkeit verwaiset.

An den Mannheimer Freund Heinrich Beck schreibt Schiller am 17. Januar 1802: „Charlotte Kalb hat Lust wieder von Erlangen weg und nach Weimar zu ziehen. Ich weiß nun zwar nicht, ob sie sich hier wieder gefallen wird; aber ich freue mich doch sie wieder zu sehen und wünsche zu Ihrem Wohlbefinden etwas beitragen zu können." Seine Antwort an Charlotte vom 21. Januar gibt der Freude ebenfalls Ausdruck, allerdings unter Warnungen vor den teuern Weimarer Lebensverhältnissen. Weitere Auskünfte überläßt er seiner Frau (Jonas 6, 330. 334).

Neununddreißigster Brief.

Nordheim bey Meiningen d. 5 Aprill [1802.]

Sie und Ihre liebe Frau wünschten bald wieder etwas von den fernern Aenderungen meiner Verhältnisse zu erfahren — ich erwartete nur eine bestimtere Einsicht in m. Vermogens Verhältnisse — um so wohl m. Laage — als m. Wünsche Ihnen bekannt zu machen. —

Ihnen sage ich es nur — den wo mir das Geständnis nicht nüzt will ich es **nicht** gesagt hben, Ich Vermuthe nicht allein — ich weiß es. ich hbe gar nichts mehr, weil ich nicht das allermindeste Leiden durch meine Armuth hbe, so wünsche ich auch nicht dß andere auf eine Mitleidige Weise an mich denken mögen! Sondern daß meine Einsichtsvollen Freunde meine Existenz in irgend ein Verhältnis anwenden mögen — wo mein Geist nicht von der Dumheit und Arglist ertrükt und geschmäht werde!

Der P[räsident] v. K[alb] führt im̄er eine brilliante Wirthschaft — worüber ich mich verwundern muß. — aber gerne möchte ich nichts mehr von ds. Mann fodern noch erwarten müssen! auch kann ich gar nicht sagen in wie ferne seine Enterprisen gesichert und hinreichend sind! — Sie werden wohl be-

sorgt sich fragen was können was wollen wir ihr rathen was ist für sie zu thun! — Um von mir zu sagen — wäre es wohl gut wenn wir uns einmahl wieder freimütig unterhielten. Wir müssen uns sehen und sprechen! — Mein wunsch u. Wille ist daß mir die Jugend. Mädchen von 9. bis 12 Jahren in einen guten Hauß anvertraut werde — Wien — fast am liebsten — Berlin oder Hamburg. Wegen Wien — könnten Sie so schreiben Sie an den Coadjutor von Dahlberg.

Vernichtet nicht der weite Horizont seines Berufs die Sorgfalt für ein Individuum so kann ds. Herr am Vortheilhaftesten für mich wählen!

Die Katolische Religion kann keine Hinterrung für mich sein. Je mehr ich Formen und Erscheinungen mit den Geist zu beleben hbe je lieber ist es mir! — Ich könnte ein Verhältniß dser Art nicht suchen — hätte ich nicht eine Tochter die 12 Jahr alt ist — gut. munter. besonders viel Talent zur Musik — die meine Mitlerin mit der Jugend sein kann. — Der Genus und die Entwickl. des Talends zur Musik, wäre der große Reiz den Wien für mich hätte. Die Wiener Frauen von denen ich hörte und die ich habe keñen lernen gefielen mir auch. — Mehr wünsche ich nicht als eine von den gewöhnl. Foderungen. Sorgenfreie Existenz! — Ohnmöglich kann ich den Zufall oder andern Dämonen meine Zukunft vertrauen! — —

Aendern sich was ich nicht zu meynen traue die Verhältnisse in Meing. für meine Kinder, und meine Verbindung mit m. Söhnen wird ds. nicht ganz aufgelöst! (hier über muß man mich hören). So kehre ich wieder zurück zu jenen Wesen für die meine Seele am liebsten Sorgt und Denkt. —

Bildung, u. ein anständiges Leben für meine Edda, ist innigst mit dieser bestim̄ten thätigen Aufnahme meiner Person, in eine Familie, verbunden!! —

Sie hben mich Verstanden aber wir müssen uns sehen u. sprechen. — Schreiben Sie an Millisch daß er mit mir nach Weimar Reise dadurch wird es mir erleichtert, den ich glaube so daß er vor seiner Reise nach England noch einmahl dahin muß. — Ich lasse Edda kom̄en, von der länger mich zu treñen es nicht Rathsam ist. — Der gute Geist der die Welt kennt und die Men-

schen liest wie Worte in Buch der Natur; Das Herz des Freundes Sorge für mich! —

auch muß ich [in] die Gegend v. Weimar ich hbe in Klbsrieth kl. Oeconomische Geschäfte die nicht beendiget werden, wenn ich nicht thue! — Mein erster Schritt und der gesehnteste ist unser Wiedersehn. Sie und Lotte und vielleicht einige noch die mich mit Freundlichkeit grüßen!

d. 8te April. Mellisch geht vor seiner Abreise nicht nach Weimar wen der Herzog ihn nicht besondere aufträge Persönnlich geben will. —

Sie kōnen wohl Körner auch meinen Plan mittheilen. — aber nur den Mann. Uberhaupt außer Ihrer Lotte soll es keine Frau wissen! —

Sie werden wohl mit mir fühlen — wie sehnlich ich auf eine feste bestim̄tere Laage hoffe. — Wie nötig es mir ist, mich einmahl unbefangen klar und reich. über die Welt. die mich umgab, als mein Wesen — was durch das was andre Unglück nen̄en nur befreyt würde mitzutheilen.

Schreiben Sie mir bald —

Charlotte.

Joseph Charles Mellish (1768—1823), der Übersetzer der 'Maria Stuart' ins Englische, lebte schon seit längerer Zeit in Thüringen, zuerst in Dornburg und Meiningen. In Weimar hatte er sich ein Haus an der Esplanade bauen lassen, das er infolge seiner Rückkehr nach England verkaufte. Am 11. Februar 1802 hatte Schiller Goethe den Entschluß mitgeteilt, dieses Haus zu kaufen; am 23. Februar kam der Kauf zustande, am 19. März wurde der Vertrag unterschrieben, und am 29. April bezog Schiller sein Eigentum. — Am 26. April traf Frau v. Kalb in Weimar ein. Am 28. April schrieb Herzogin Anna Amalia an Knebel: „Die Lotte Kalb ist bei uns, sie ist noch nicht bei mir gewesen, sie soll aber noch die nämliche sein." Da Schiller damals im Umzug steckte, ist nicht anzunehmen, daß sie gleich in den ersten Tagen Gelegenheit fand, ihm ihre Sorgen auszuschütten.

Vierzigster Brief.

[Weimar, Mai 1802?]

Ich habe mir vorgenomen heute in Ihr Hauß zu komen. Ist es Ihnen gelegen, so wünsche ich auch Ihnen einen Brief vor-

zulesen, Ideen über die Nothwendigkeit meines Strebens mitzutheilen. Den einen Zustand der uns droht — und den wir voraussehen müssen wir auszuweichen suchen — damit er uns wenigstens in einer Veränderung treffe.

Ich fodere Ihre Vorsicht und Ihre Wirksamkeit auf. — und wohl auch noch von andern! Sie werden hören — u. mir viell. sogleich das Streben Vernichten müssen. Dies ist mir auch im̄er Lieber als eine Mühsam genährte vergebl. Erwartung.

Daß mein Schatten Sie im̄er stören muß den mit mehr Recht u. bedeutung bin ich der Welt nicht Erschienen.

Charlotte.

Wahrscheinlich fallen auch die beiden folgenden Briefe in die Zeit dieses letzten Weimarer Aufenthaltes. Es muß sich um Erinnerungsblätter aus der Mannheimer Zeit handeln, in die Charlotte dem Freunde Einblick gab. Wahrscheinlich befand sich darunter das Gespräch 'Maya—Fimanté', das im Stil von Hölderlins 'Hyperion' die Szene des Abschieds darstellt. Die im 42. Brief zitierten Worte der Maya stehen zwar nicht in dem von Palleske ('Charlotte' S. 215f.) abgedruckten Bruchstück, aber sie entsprechen durchaus seiner Stimmung.

Einundvierzigster Brief.

[Weimar, Sommer 1802?]

Da sind die Blätter: ich habe schon viel verbrannt, dies konnte ich noch nicht — — Sie hben für mich keinen eigensüchtigen Werth. ich Lächle darüber, wie Sie auch! Doch heilig sind sie mir. Es sind einige ewige Geister Worte. Mit warmen Herzens Blut geschrieben. — Die Liebe! das unaussprechliche! ein jedes, wie es muste ist doch ein Zeichen dieser Göttlichen Offenbahrung! Mit stillen ewigen Gesinnungen geb ich sie — nach d. Durchlesen — sendet es wieder

an

Charlotte.

Zweiundvierzigster Brief.

[Weimar, August 1802?]

Kann ich heute gegen Abend zu Ihnen kommen? Nach diesen sonderbaren Ausflug! wan sehe ich Sie wieder! — Ist es Ihnen aber heute lästig morgen soll ich noch bleiben der Kutscher kann

nicht eher fahren. Werden Sie an den Churfürst schreiben? u. mir geben.

Schicken Sie m. d. Blätter. d[enn] ich hbe doch das Einfaltige Ding gerne. — u. d. kmt. ei. Scene voll Schmerz u. Sturm. Dann in Fiebhaften Thraum: sagt M[aya]. zu F[imanté]. Die Sonne wärmt heut nicht sie leuchtet ihn zu seiner Flucht! diese Zeile hab ich lieb. —

[Die Fortsetzung ist mit dem unteren Rande des Briefes abgeschnitten.]

Ich bin gleichgültig u. doch wieder innig vertrauend auf m. Leben — es ist mir als wär ich schon einige mahl gestorben. Älter Erstehe ich wieder! Aber doch bin ich noch nicht wie die Leichen auf den Gotthart! —

Einen Dichter darf man alles sagen!

Ch.

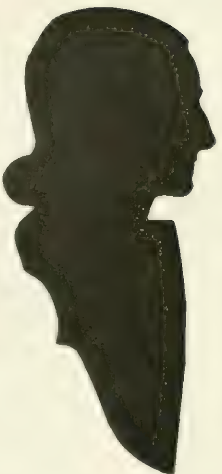
Der Brief kann nicht vor Ende Juli 1802 geschrieben sein; denn Karl Theodor v. Dalberg wurde erst am 25. Juli durch den Tod seines Vorgängers Emmerich Robert Kurfürst von Mainz mit Residenz in Aschaffenburg. Schiller schrieb am 15. November 1802 an Körner: „Der Churfürst von Aschaffenburg hat sein altes Engagement gegen mich erneuert, und ich werde gewiß etwas erhalten, sowie er nur erst selbst etwas hat." Charlotte v. Kalb war um diese Zeit in Homburg v. d. H., von wo aus sie am 28. September in ihrem dreiundvierzigsten Brief, den bereits Urlichs, 'Charlotte v. Schiller' 2, 228 f. abgedruckt hat, auf die Angelegenheit zurückkam: „Haben Sie Briefe vom Churfürst aus Aschffbg erhalten? — ich gieng nicht zu Ihn — weil ich nun wieder einen neuen Faden angelegt — Und die Gerüchte über seine Launen und Verhältnisse sehr Verschieden lauten." Der Abdruck von Urlichs hat nicht nur Rechtschreibung und Zeichensetzung berichtigt, sondern auch einiges falsch gelesen. Es heißt z. B., Fritz habe beim Sturz mit einem alten Gaul das Bein gequetscht und das „Knie vorn" (Urlichs: „Knorren") gesprengt. Auch fehlt ein Satz aus dem durchstrichenen Nachwort: „d. 2 Octbr sende die lezte Zeile die Fürstin von Dessau reist über Weimar. Sie ist gut und angenehm!"

Es scheint tatsächlich die letzte Zeile gewesen zu sein, die Charlotte an Schiller geschrieben hat. Von Homburg aus sandte am 2. Januar 1803 der Hofprediger Breitenstein das Manuskript eines Romans 'Cornelia', über das er Schillers empfehlendes Urteil, das als Vorwort vorangedruckt werden sollte, erbat. Hatte er zunächst das Werk als die wahre Geschichte eines seiner Freunde ausgegeben, so lüftete er in einem Mahnbrief vom 16. Februar schon etwas den Schleier, indem er die Briefe „das Eigentum einer ihm lieben Person" nannte, während er in seinem dritten Brief vom 25. März 1803 noch deutlicher wurde: „Gewiß — wenn die Versiche-

rung, daß nur die aufrichtigste Verehrung welche alle die so Interesse an diesen Briefen nehmen, für Ew. Wolgebohren fühlen und die besondere Vorliebe der Verfasserin jener Briefe für Ihre vortrefflichen Werke, denen sie das meiste ihrer besseren Bildung verdankt, mich zu dem gethanen Schritt den ich jetzt aber zu spät bereuen muß, verleiteten, Hoffnung auf endliche Nachricht einflößen, so dürfen wir dieser Hoffnung leben; um deren Erfüllung ich abermals gehorsamst bitte."

Schiller hat laut Kalender am 30. März seine Antwort an Breitenstein geschickt; sie kann nur ablehnend gelautet haben. Das Manuskript war der einzige Roman Charlottens 'Cornelia', in den sie manches aus eigenen Schicksalen verwoben hatte. Ihre Tochter Edda hat ihn 1851 als Manuskript „für die Freunde der Verewigten" herausgegeben, wohl in einer andern Gestalt, als Schiller sie gesehen; denn damals muß es sich nach Breitensteins Angaben um einen reinen Briefroman gehandelt haben.

Der Mißerfolg, zu dem ihr Versuch, als Dichterin des Freundes Achtung zu erringen, verurteilt war, nahm Charlotten den Mut, noch einmal an Schiller zu schreiben. Über ihrem Zusammensein im Sommer 1802 hatte bereits eine Abschiedsstimmung geschwebt. Beide haben sich nicht mehr wiedergesehen. Ein nochmaliges Zusammentreffen in Berlin, wohin Frau v. Kalb unmittelbar nach seinem Weggang im Juli 1804 übersiedelte und wohin Schiller mit seinen letzten Lebensplänen zielte, hat sein früher Tod vereitelt. Von Berlin aus schrieb Frau v. Kalb noch manchen Brief an Charlotte v. Schiller. Unter ihnen findet sich ein wehmutvoller Nachruf vom 28. Juni 1805, der auf ihr Verhältnis zu Schiller ein letztes verklärendes und versöhnendes Licht wirft: „Sein Genius ist der Welt eine hohe, einzige Gunst, unvergänglich! Unendlich ist der Gedanke an ihn in den Herzen seiner Freunde. Der Wechsel der Empfindung, selbst die Sehnsucht vermindert sich in dem Gemüth dessen, der die Ewigkeit denkt und mit der Gewalt der Liebe zu seligen hohen Ahnungen und Erkenntnissen geleitet wird. Wie kurz ist für Jeden die Zeit, das Loos der Erscheinung in dieser Welt! Durch den Schmerz werden wir noch reicher in der Liebe und in der Hoffnung des ewigen Lebens! Denn nur die hohe, göttliche Liebenswürdigkeit und Vollkommenheit hat allein diesen Glauben begründet und die Sehnsucht der Jünger."


v. Adlerskron


Schiller


Charlotte Schiller

Aus dem Stammbuche Gustav Behaghels v. Adlerskron

Schiller und Adlerskron

Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs mitgeteilt von **Julius Wahle** (Weimar)

Bei der schweren Krankheit, von der Schiller im Januar 1791 befallen worden war[1]), kam die herzliche Liebe und Verehrung, die er sich in den Kreisen seiner jungen Universitätshörer erworben hatte, darin zum Ausdruck, daß sich manche unter ihnen, die ihm durch persönlichen Verkehr näher gekommen waren, zu seiner Pflege und zu Nachtwachen an seinem Schmerzenslager erboten. Unter ihnen befand sich auch ein Livländer, Gustav Behaghel v. Adlerskron (1767—1842) aus Friedrichshof bei Dorpat[2]). Er hatte es in der russischen Armee bereits zum Range eines Kapitäns der Garde gebracht, aber Erbschaftsangelegenheiten veranlaßten ihn, nach Deutschland zu gehen, und seit 1789 studierte er unter dem Namen Le Bon in Jena, wo er auch eifriger Hörer in Schillers Kolleg über Universalgeschichte war. Er zeigte, wie Karoline v. Wolzogen in ihrer Biographie des Dichters erzählt, „einen so anhaltenden Eifer und eine solche Umsicht und Zartheit in Schillers Wartung, daß er diesem sehr wert wurde und immer als treuer Hausfreund angesehen blieb." Wie es die Sitte erheischte, führte er ein Stammbuch mit sich, in das sich auch Schiller, seine Frau und seine Schwägerin Karoline, damals noch Frau v. Beulwitz, eintrugen. Dieses in roten Saffian gebundene Stammbuch ist kürzlich aufgetaucht. Es enthält neben vielen anderen Eintragungen, darunter auch solchen von Angehörigen der fürstlichen Familie von Schwarzburg-Rudolstadt, eine große Menge unbezeichneter Silhouetten, die von der Hand eines Dilettanten, möglicherweise von Adlerskron selbst geschnitten sind. Eine von ihnen stellt unzweifelhaft Schiller dar, eine zweite vielleicht seine Gattin Charlotte[3]); wir geben von beiden eine

[1]) Vgl. oben S. 98 f. 101 f.

[2]) Vgl. über ihn 'Charlotte von Schiller und ihre Freunde' 3, 75ff; 'Bilder aus der Schillerzeit. Herausgegeben von L. Speidel und H. Wittmann', S. 295ff; Klarmann, 'Geschichte der Familie v. Kalb', S. 386 Anm. 3.

[3]) Eine Silhouette von Adlerskron hat sich in Schillers Nachlaß erhalten; sie wird mit den beiden andern zusammen hier wiedergegeben.

Nachbildung. Zugleich mit dem Stammbuch sind mehrere an Adlerskron gerichtete, bisher unbekannte Briefe, darunter einer von Schiller, 7 von Charlotte und 2 von ihrer Schwester Karoline, die bisher in der Familie des Adressaten pietätvoll gehütet worden sind, in den Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs übergegangen. Der bisher unbekannte Eintrag Schillers in das Stammbuch lautet:

Freund, wandle froh auf den betretnen Pfaden,
verborgen zwar schlingt sich des Schicksals Faden,
doch lenkt ihn deines Schöpfers Hand —
und an der Liebe leichtem Rosenband
will Freundschaft durch das neue Leben
ermunternd dir zur Seite schweben —
Vergiß des Belts beeißten Strand,
vergiß ein Glück, das du mit edelm Stolz verstoßen;
Ein freyer Geist der Wahrheit aufgeschloßen,
ein Muth, mit Prüfungen bekannt,
ein edles Herz, in Sympathie ergoßen
und eingeweyht im Schönen und im Großen,
macht froh bey jedem Loos und groß in jedem Stand,
macht jede Flur — zum Vaterland.

Jena 16 März 1791. Friedrich Schiller

Auf der Rückseite hat Charlotte Schiller unter dem Datum: 14. März 1791 die Worte eingetragen, die Goethes Egmont zu Ferdinand spricht (Werke 8, 300): „Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedne lebt uns.“ Ihre Schwester hat folgende Verse eingezeichnet:

Rein verfließe Dir Dein Leben,
Mit dem Kummer unbekannt,
Und den Parzen, die es weben,
Führe Liebe selbst die Hand,
Daß nur selten in die frischen
Jugendlichen Farben sie,
Zum Bestand der Harmonie,
Einen dunklen Faden mischen.

Jena den 5ten März 1791. Caroline von Beulwiz geb. von Lengefeld

Ostern 1791 siedelte Behaghel v. Adlerstron nach Stuttgart über, um an der dortigen Karlsschule seine Studien fortzusetzen. Schiller hatte ihm Empfehlungen an seine auf der Solitüde wohnenden Eltern und Schwestern mitgegeben. Es entspann sich nun ein sehr herzlicher Briefwechsel zwischen Adlerstron und dem Schillerschen Hause. Rührende Briefe, voll Verehrung und Dankbarkeit, an Schiller und Lotte gerichtet, in denen auch die Untertöne einer zarten Schwärmerei für die Freundin mitklingen, sind in 'Charlotte von Schiller und ihre Freunde' veröffentlicht.

Adlerstron hatte aus Stuttgart am 5. Oktober 1791 an Schiller geschrieben (a. a. O. S. 84): „Hier finde ich keinen um mich, der nur in etwas dem Manne gliche, den ich zum Muster mir gewählt habe. Ich muß eingezogen für mich leben und nur aus Büchern mein Herz und meinen Verstand bereichern; aber wie schwach und langsam wirken die wissenschaftlichen Kenntnisse auf unsern Geist! Zwar er erhält vielen Stoff, auch eine gewisse Fertigkeit schnell zu denken. Nur geben alle die wissenschaftlichen Kenntnisse keine so wohlwollende Richtung der Empfindung, als wenn das Auge den Mann immer vor sich hat, um den sich alle vortrefflichen Eigenschaften vereinigen, der die Ideen verknüpfende Kraft in der größten Stärke besitzt, um immer in einer weiten Sphäre von Schönheit und Größe tätig zu sein. Ach, ich darf nicht an meinen Verlust denken; sonst wird mir das Muß, das mich von Ihnen getrennt hat, noch weit schmerzhafter."

Schillers bisher unbekannte Antwort darauf lautet:

Jena den 1. Nov. 1791.

Wider meinen Wunsch und Willen, liebster Freund, habe ich Ihnen schon so lange Zeit keinen Beweis meines herzlichen Interesse für Sie gegeben, weil meine Krankheit mir noch immer das Schreiben schwer macht; aber mit dem aufrichtigsten Antheil höre ich die Nachrichten von Ihrem Schicksal. Aber der Ton Ihrer Briefe verräth eine traurige Stimmung, und ich wünschte Sie heiter und glücklich. Sie waren auch krank, und verschmähten die freundschaftlichen Dienste meiner Familie, die Sie so herzlich liebt und so gern alles thun möchte, um Ihnen Freude zu machen. Wie könnten Ihnen auch die Meinigen, und wenn sie noch soviel thäten, die Liebe und Sorgfalt erstatten, die Sie, liebster Freund, während meiner Krankheit an mir bewiesen haben! Als ich Ihnen rieth, nach Stuttgart zu gehen, rechnete ich mit Zuversicht darauf, daß Sie im Schooß der meinigen wie zu Hause seyn würden; nicht um sich daraus Ihre Freunde, im ganzen Sinn

dieses Worts zu wählen, denn das können Ihnen weder meine Eltern noch Schwestern bei ihrer wenigen Bildung seyn; bloß ein häußlicher Zirkel, wo Sie alle Ihre Anliegen ausschütten könnten, sollte Ihnen meine Familie seyn. Ich zählte zugleich auf andre freundschaftliche Verbindungen, die Sie in der Stadt machen könnten, und gewiß sehr leicht machen werden, sobald Sie sich nur nicht ein zu strenges Ideal von den Menschen machen, und gegen die gewöhnlichen schwachen Aussenseiten etwas Toleranz ausüben wollen. Ich fürchte, Sie lassen sich durch einige hervorragende Schwächen oder Unarten, die Sie bei einer ersten Zusammenkunft an einem, vielleicht sonst vortreflichen Menschen wahrnehmen, zu schnell von einer genauern Bekanntschaft mit ihm abschrecken; diesen Fehler (verzeyhen Sie mir meine Offenheit) haben Sie mit vielen guten Menschen gemein, aber er bringt sie um manche Ihnen gewiß oft sehr werthe Bekanntschaft. Gehen Sie aus Ihrer Einsamkeit heraus, beßter Freund, suchen Sie die Menschen mehr, und vor allem andern sorgen Sie für Ihre Gesundheit. Nehmen Sie, ich bitte Sie inständig, die Dienste der meinigen an; ich kann nicht eher wegen Ihnen ruhig seyn, biss ich Sie in einem Kreise weiß, wo die herzlichste Freundschaft für Sie sorgt. Ist aber Ihre Abneigung gegen mein Vaterland und meine Landsleute unüberwindlich, und kann Ihnen Ihr Auffenthalt zu Stuttgardt für Ihren übrigen Lebensplan nicht entscheidend helfen, so kehren Sie lieber zu uns nach Jena zurück, wo Sie wenigstens unter den Augen Ihrer Freunde sind und der herzlichsten Theilnahme versichert seyn können. Entschließen Sie sich aber ja bald, denn ich fürchte Ihr einsames in sich verschloßenes Leben in Stuttgardt schadet Ihrer Gesundheit. Geben Sie uns recht bald erfreuliche Nachrichten oder bringen Sie sie uns selbst. Leben Sie wohl und glücklich und der aufrichtigsten Liebe Ihres Freundes versichert. Ewig der Ihrige

Schiller.

„Adlerskron ist wohl, aber allzusehr aufs Studieren verpicht", hatte Schillers Vater am 21. Februar 1792 an seine Kinder nach Jena geschrieben ('Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen' S. 95). Im gleichen Sinne wie ihr Gatte sucht daher auch Charlotte auf Adlerskron einzuwirken, indem sie am selben

Tage an ihn schreibt: „Überall läuft Klage gegen Sie ein, daß Sie zu viel arbeiten. Tun Sie es nicht, schonen Sie Ihre Gesundheit, Schiller wird Ihnen dies besser gesagt haben, ich kann nicht überreden, sondern füge nur meinen Wunsch hinzu, daß Sie mehr auf sich denken möchten und nicht immer so verschlossen und allein leben." Man müsse die Menschen eben tolerieren, ihre guten Seiten aufsuchen: „Wenn Sie sich des Umgangs mit Menschen gar zu sehr entwöhnen, dann werden Sie auch uns nicht mehr sehen wollen."

Da Adlerskron von seiner Familie in Livland keine Unterstützung erhielt, verschlechterten sich seine Vermögensverhältnisse derart, daß Schiller und Lotte sich bemühten, ihm eine Stellung zu verschaffen. Charlotte v. Kalb hatte sich in dieser Zeit an Schiller mit der Bitte gewendet, ihr für ihren Sohn einen Hofmeister ausfindig zu machen. Schiller glaubte in seinem Schützling den richtigen Mann gefunden zu haben und empfahl ihn der Freundin. Die Verhandlungen führten aber zu keinem Erfolg. Über den Verlauf dieser Angelegenheit geben die oben S. 116 ff. mitgeteilten Briefe Charlottens v. Kalb an Schiller Auskunft. Adlerskron kehrte 1793 nach Livland zurück und verheiratete sich 1800 daselbst; aus seiner Ehe gingen zehn Kinder hervor.

Den letzten Ausklang der Beziehungen zwischen Adlerskron und der Schillerschen Familie bietet ein Brief von Lotte Schiller an ihn vom 5. Februar 1823. Er hatte ihr durch Kapellmeister Hummel einen Gruß gesandt; diesen erwidert sie durch den genannten Brief, den sie durch den Professor der Chemie Gottfried Osann, Stiefsohn des Weimarischen Ministers v. Voigt, an ihn gelangen ließ. Darin erzählt sie unter anderem auch die Schicksale ihrer Kinder. „Die einzige tröstende Ansicht für das Leben ist das Wohl meiner Kinder. Übrigens wissen Sie zu gut, wie glücklich ich war, um noch an der Welt, die mir so öde ist, Freude zu finden. Nur der Blick in die Vergangenheit und der Trost in der Gegenwart meiner Pflichten als Mutter zu denken, und die Sehnsucht nach der Zukunft, nach der Wiedervereinigung — kann das Leben noch beleuchten . . . Von Ihnen, Ihrer Familie möchte ich ein Bild haben, mein Segen ist mit Ihnen, und ich wünsche den Söhnen das edle Gemüt des Vaters. Für Ihre Freundschaft für uns werde ich Ihnen danken, so lange ich lebe. Ihre Treue, Ihre sorgfältige Liebe für Schiller in seinen Krankheiten lebt immer in meiner Seele."

Die Geisterbeschwörung in Schillers 'Geisterseher'

Von Ernst Weizmann (Wien)

Die Absicht der hier vorliegenden Studie konnte es nicht sein, die keineswegs sehr zahlreichen Mitteilungen der Zeitgenossen über das Thematische des Schillerschen Fragments 'Der Geisterseher' in irgendeiner Form zu verarbeiten und einen solcherart aus bekannten Quellen kompilierten Aufsatz mit dem unvermeidlichen Aufputz belangloser Floskeln zu schmücken. Der Versuch, die Arbeitsweise einer die Jahrhunderte überragenden Begabung auch mit Bezug auf dieses Werk von allen Seiten kritisch zu betrachten, war vielmehr von dem Bestreben geleitet, die bisher bekannten Quellen überhaupt zu verlassen und aus einigen ganz bestimmten Anhaltspunkten, wie sie in dem uns erhaltenen Bruchstück verstreut vorkommen, festgezogene und vielleicht auch die zukünftige Forschung bestimmende Richtlinien auf einem ganz neuen Gebiete zu gewinnen.

I.

Aus den Schilderungen des getreuen Streicher[1]) kennen wir einige nähere Umstände der Arbeitsweise Schillers und müssen seine Darstellung ganz besonders in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, weil die Beobachtungen Streichers nicht nur die warmfühlend verständige Anteilnahme des Freundes beweisen, der jedes Ereignis in den Jünglingsjahren des Dichters mit rührender Sorgfalt aufbewahrte, sondern auch besonders

---

[1]) 'Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785.' Ich benutze den leicht zugänglichen Neudruck, Wien, im Selbstverlag von Emil Streicher, 1902.

darum, weil dieser Bericht noch immer die Grundlage für die Charakteristik der Entwicklungszeit Schillers bildet, aus deren gärendem Dämmernebel der 'Geisterseher' als Kunstgebilde allmählich emporstieg. Reicht auch das für die dichterische Jugendepoche Schillers so aufschlußreiche Buch nur bis zum März 1785, bis zum Abschied Schillers von Mannheim, so ergeben sich doch schon, verstreut in den einzelnen Abschnitten, nicht unwichtige Beobachtungen, die in ihrem mittelbaren oder unmittelbaren Bezug zur Entstehung des 'Geistersehers' hier kurz angeführt seien.

Zunächst wollen wir festhalten, daß die Vorliebe der Mutter für naturgeschichtliche Schilderungen sowie für Lebensbeschreibungen großer Männer ausdrücklich erwähnt wird; auch wird mit Recht besonders betont, daß sie „so früh, als es rätlich war, durch Vorlesen und Erklären des Neuen Testaments" auf die religiöse Bildung ihrer Kinder einzuwirken gesucht habe. Die weiterhin nur in verschwommenen Grenzen angedeuteten „besonderen Vereinigungen, um die innerliche geistige Ausbildung zu befördern und den äußeren Menschen der Stimme des Gewissens ganz untertänig zu machen", werden leider nicht näher geschildert, doch kann mit dem Hinweis auf die Belohnung im künftigen Leben wohl nur eine religiös-schwärmerische Sekte oder Gemeinde verstanden werden, wie sie sich im 'Geisterseher'[1] aus den Zeitereignissen her widerspiegeln.[2] Die Feststellung, daß unser Dichter schon in seinem zehnten Lebensjahre mit gewissen technischen Dingen des Theaters Bekanntschaft machte (Seite 20), und in diesem Sinne auch die Mitteilung der technischen Ansprüche an die „mechanische Kunst des Theaters",

[1]) Den folgenden Vergleichungen wurde die Wiedergabe des Fragmentes in der historisch-kritischen Ausgabe von Karl Goedeke ('Schillers sämtliche Schriften', 4. Teil, Stuttgart, Cotta, 1868, S. 196 ff.) zugrunde gelegt. Wir zitieren diese Ausgabe abgekürzt mit „G" (Goedeke) und führen aus dem 4. Bande Seiten- und Zeilenzahl an.

[2]) G 262, 20: „Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie." 262, 24: „. . . Schwärmer oder Heuchler . . ." 263, 4. 5: „Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich" usw.

welche der Opernentwurf 'Semele' stellte, mögen hier als interessantes Moment verzeichnet werden, da wir auch aus der „Theaterzeit" des Dichters keine klaren Berichte über seine Beschäftigung mit technischen oder namentlich theatertechnischen Problemen besitzen. Daß eine Volkssage (Seite 43) oder etwa einige über Karl Eugen umlaufende Erzählungen, bei denen der Herzog freilich nicht immer als idealer, von höchstem Pflichtgefühl durchdrungener Fürst erscheinen mochte, zu dem Grundstock an Tatsachen beizutragen hatten, die Schiller für die Fabel seines Romans heranzog, ist kaum verwunderlich.

Aber was würde es jeder Forschung helfen und dem genaueren Verständnis bedeuten, wenn nachgewiesen würde, daß diese oder jene äußeren Eindrücke und einschneidenden Begebenheiten, daß diese oder jene Frauengestalt, die den Lebensweg des Dichters in schmerzlichen und heiteren Stunden kreuzte, daß diese oder jene bewundernden Freunde und verkleinernden Gegner in irgendeine geistig-seelische Beziehung zu dem weiten, unendlichen Gebiete seiner Phantasiefahrten getreten wären? Es erscheint gleichgültig, mit wissenschaftlichem Maßstab zu messen, wie sehr die Abenteuer Cagliostros und namentlich die Halsbandgeschichte in das Netz des 'Geistersehers' mit gröberen und feineren Fäden hineinverwoben sind; es erscheint für die Arbeitsweise des Romandichters Schiller gleichgültig, ob in der Person der schönen Griechin Charlotte v. Wolzogen oder Frau v. Kalb ihr buntes romantisches Bildnis gefunden haben. Es ließe sich nachweisen, in welchen Punkten auch die weitere Entwicklung der Handlung im Fragment klar vorgezeichnet erscheint, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Weiterführung der Fabel den Prinzen in der Gewalt jener höfischen Intriganten gezeigt hätte, deren Schilderung uns aus 'Kabale und Liebe' genügend geläufig ist. In diesem Sinne erscheint die Entwicklung des Stoffgebietes bei Schiller als völlig organisch, und so kann die Untersuchung etwa aufgefundener Quellen kaum noch besondere Überraschungen bereiten. Wir müssen uns auch vor Augen halten, daß Schiller damals vor der sehr schwierigen Aufgabe stand, für die 'Rheinische Thalia' weitere Schichten des Publikums als Leser heranzuziehen, und daß zu diesem Zwecke

der Inhalt seiner Zeitschrift dem durchschnittlichen und selbst dem minderen Geschmacke der breiten Masse entsprechen mußte, deren Sinn, damals wie heute, vornehmlich auf das Sensationelle, von düsteren Geheimnissen Verschleierte gerichtet war. Deswegen mußte der zum höchsten gespannte Flug seiner Phantasie, die zwar keineswegs von dem Stoff überwältigt wurde, aber doch gar bald an jener Grenze angelangt war, innerhalb welcher eine Vereinigung von Phantasie und Geschmack überhaupt noch möglich ist, es mußte der Flug der Einbildungskraft gegenüber dem mahnenden Rufe des dichterischen Gewissens und der künstlerischen Selbstkritik ein Ende finden. Schiller sah ein, daß mit dem vorliegenden Fragment der Höhepunkt überschritten sei und es jetzt nur noch einen jähen künstlerischen Absturz geben könnte. Daraus folgte in mutiger Selbstkritik der Entschluß, den Roman unvollendet zu lassen.

Wenn also auch die mannigfaltigsten Beziehungen von Personen und Begebenheiten in dem dichterisch bunt bewegten lebenden Gemälde des 'Geistersehers' einen geheimnisvollen Reigen zu bilden scheinen und große Abenteurer oder gekrönte Häupter der Zeit hier ihre vom Schicksal überschatteten Wege gehen, so wäre es dennoch müßig, ihre rätselhaften Spuren aufsuchen und verfolgen zu wollen. Wesentlich andere Beobachtungen ergeben sich, wenn die einzelnen technischen Fragen aus der Darstellung des Romans herausgegriffen und untersucht werden. Und wirklich, Schillers Beschäftigung mit technischen, noch dazu mit ganz speziellen technischen Dingen, wird ein überraschendes Bild darbieten.

Gerade die Untersuchung der mechanisch-physikalischen Kenntnisse des Dichters bietet jene Vergleichsgelegenheiten für den 'Geisterseher', die das stoffliche Gebiet — besonders nach den Mitteilungen Körners[1]) — nicht aufzuweisen vermag, die Vergleichsmöglichkeit zwischen dem vorhandenen rohen Objekt und seiner Umschaffung durch den Meißel des Dichters. Hier ist es uns vielleicht möglich, den Abstand zwischen Dichtung und Wahr-

[1]) Vgl. Robert Boxberger in seiner Schiller-Ausgabe (Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1877), 6. Band, S. XXVI, XXVII usw.

heit festzustellen und in kleinen Etappen dem dahinstürmenden Geiste des schöpferischen Dichters bis zur endgültigen Fassung einzelner kleiner Teile des Fragmentes zu folgen. Dadurch aber wäre vielleicht für die Erkenntnis der Arbeitsweise unseres Dichters manche neue Wahrnehmung zu gewinnen.

Den Angelpunkt der Handlung des Romanfragmentes bildet die Geistererscheinung des ersten Buches: in ihrem Verlauf wird der dramatische Knoten geschürzt, der Held wird in den Mittelpunkt der rasch sich steigernden Ereignisse gestellt, in ahnungsvollen Andeutungen erscheint die Katastrophe, ja sogar für kritische Betrachtung des Textes das Ende des Romans klar vorausbezeichnet. Die Zeremonie der Geisterzitierung[1]) ist vor allem durch den raffiniert ausgedachten technischen Aufwand bemerkenswert, aus dessen Schilderung man auf eingehende Studien Schillers schließen kann. Da dieser Totenbeschwörung noch an einer anderen sehr wichtigen Stelle Erwähnung getan wird[2]), sei hier in Form eines Vergleiches auf jenes Werk verwiesen, das zweifellos zu den technischen Beschreibungen dieser Szene als Quelle gedient hat.

Dieses Werk ist die 'Onomatologia curiosa, artificiosa et magica oder Gantz natürliches Zauberlexicon' (Zweite Ausgabe erschienen Nürnberg 1764, Herausgeber: Gotthard Hafner).[3])

II.

Über den von uns behaupteten Zusammenhang wird am besten ein Vergleich der Textstellen unterrichten; wir stellen also hier die beiden Fassungen nach den wesentlichen Schlagworten

---

[1]) G 213, 26ff. [2]) G 243, 6ff.

[3]) Holzmann-Bohatta, 'Anonymen-Lexikon', 3, 235. Hiezu wäre noch anzuführen: Das Erscheinungsjahr der ersten Auflage ist nicht bekannt. Im Jahre 1784 erschien die dritte Auflage in Nürnberg (herausgegeben von Johann Christian Wiegleb). In meinem Besitze befindet sich eine „Neue Auflage", „verbessert und mit vielen neuen Zusätzen vermehrt von Johann Christian Wiegleb", Prag und Wien, in den von Schönfeldschen Niederlagen, 1798. Das Buch gilt heute als bibliophiles Kuriosum. In der Schönfeldschen Ausgabe sind die Zusätze Wieglebs mit „W" unterzeichnet.

kurz einander gegenüber. Weiterhin verweisen wir dann noch auf andere Zusammenhänge, die sich aus jener Schilderung des Geisterbannens ergeben.

Wiegleb Wiener Ausgabe, 1798.	Schiller Hist.-krit. Ausgabe (Goedeke).
„. . . vermachet das Fenster, daß es ganz dunkel im Zimmer wird . . .“ (Spalte 1488).	„. . . die Läden auf das genaueste verschließen . . .“ (213, 28. 29).
„. . . und alles ganz stille wird . . .“ (Spalte 1488).	„. . . und eine Todtenstille herrschte im ganzen Hause . . .“ (214, 4. 5).
„. . . macht man einen Zirkel, in welchem man niemand treten läßt . . .“ (Spalte 360, Camera obscura).	„. . . mit einer Kohle einen weiten Kreis beschrieben . . .“ (214, 20. 21).
„. . . breitet man einen schwarzen Teppich aus . . .“ (Spalte 1488).	„. . . Ein Altar, mit schwarzem Tuch behangen . . .“ (214, 24).
„. . . Todtenkopf, wieder redend zu machen . . .“ (Spalte 1487).	„. . . bei einem Todtenkopf. . .“ (214, 26).
„. . . bemalt allenthalben mit denen entsetzlichsten Figuren . . .“ (Spalte 1488).	„. . . die mit geheimen Chiffern und symbolischen Figuren bezeichnet war . . .“ (214, 32. 215, 1).
„. . . mit einer sehr lamentablen Stimme . . .“ (Spalte 1488).	„. . . eine hohle, kaum hörbare Stimme . . .“ (215, 25).
„Schießen, mit einem Pistol, daß die Kugel . . . wieder gegen den Schießenden zurücklaufe . . .“ (Spalte 1336).	„. . . Die Kugel rollte langsam auf dem Altar . . .“ (216, 16. 17).
„Laden, ein Gewehr, daß es zwar scharf geladen und einen großen Knall tue und gleichwohl die Kugel vor der Sache, nach welcher man geschossen, niederfalle.“ (Spalte 1034).	„. . . Aber die Kugel, die der Sicilianer auf sie abschoß und welche wir langsam auf dem Altar rollen hörten?“ (251, 22—24).
	„. . . Wissen Sie auch gewiß, daß es die abgeschossene Kugel war, die wir rollen hörten?“ (251, 25. 26).[1]

[1] Vgl. Wiegleb, 'Die natürliche Magie' I, 35 und die tieferfolgenden Ausführungen.

„. . . Zauberlaterne (Magische Laterne)“ usw. (Spalte 1845).

„. . . mit großen Ketten und eisernen Kugeln ein großes Gerassel erwecken . . .“ (Spalte 1642).

„Mercurius vivus . . .“ (Spalte 600).

„Elektrizität“:

„. . . und dadurch wird es geschickt, die bekannten starke Versuche zu zeigen, welche viele Ungeübte als Zauberei ansehen“ (Spalte 589).

„Eine andere [Magie] ist diese, daß man aus Erkenntnis der natürlichen Dinge etwas zuwege bringen kann, das andere für ganz unmöglich halten, siehe Elektrisieren“ (Spalte 1488).[2]

„. . . Der Russe hatte sie geladen. Aber dieses geschah vor unsern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?“ (251, 32. 33).[1]

„. . . eine magische Laterne . . .“ (220, 3).

„. . . woran große bleierne Kugeln an Schnuren bevestigt hingen, wahrscheinlich um das Geräusche des Donners hervorzubringen . . .“ (220, 6).

„. . . lebendigen Merkur . . .“ (220, 10).

„Auf einmal empfanden wir alle zugleich einen Streich wie vom Blizze, daß unsre Hände auseinander flogen . . .“ (215, 18. 19).

„Hier erzitterte das Haus von neuem. . . . ein Bliz erleuchtete das Zimmer . . .“ (216, 2—4).

„. . . Die Gestalt berührte seinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden . . .“ (216, 20. 21).

„. . . In diesem Gewölbe fand man eine Elektrisiermaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere so wie die Elektrisier-

[1]) Die etwas weitläufigen, aber geistvollen Kombinationen, durch welche Schiller den Betrug mit dem Pistolenschuß aufzuklären für nötig hält, gehören zwar nicht zu unserer Textvergleichung, doch zeigen sie mehr als genügend, wie Schiller sich auch zu technischen Angelegenheiten mit Geschick und Verstand zu stellen wußte, eine Tatsache, die sonst kaum irgendwo in dieser Deutlichkeit hervortritt.

[2]) Nach dem Geist und Wortlaut der verschiedenen naturwissenschaftlichen Abschnitte bei Wiegleb wäre es unlogisch, diese Behauptungen bloß auf das engere physikalische Gebiet zu beschränken. Die Einstellung der 'Onomatologia' zur naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise entspricht durchaus in jedem Punkte den Ideen der Aufklärungszeit, wie auch zum Teil die hier wiedergegebenen Sätze schon für sich beweisen. Hier besteht der tiefere Zusammenhang mit Schillers eigenen Anschauungen, die wir aus dem 'Geisterseher' genau kennen lernen.

maschine mit dem Altar und dem darauf bevestigten Kruzifixe Kommunikation hatte . . ." (219, 28—31).

„'Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen?' 'Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, daß ich auf einem seidnen Fußteppich stand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumstehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu faßen. Das silberne Crucifix war der Conductor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte'" (229, 5—12).

„. . . die Grundordnung der Natur unterbrechen zu lassen, die ich noch auf keinem Mißklang betrat?" (251, 5. 6).

„. . . Und das Crucifix, sagt uns der Sicilianer, war ein Conductor. Daraus sehen Sie also, daß sie eilte, sich elektrisch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte also nicht anders, als unwirksam bleiben, weil der elektrische Schlag seinen Arm lähmte" (251, 17—21).

„. . . Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, daß ein so gewandter Kopf . . . mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet . . . Und darf etwas anders als eine hell eingesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Un-

wahrscheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umstürzen . . ." (253, 31—254, 14).

„. . . 'Und zum Beweise', fuhr er fort, 'wie wenig wir berechtigt sind, zu übernatürlichen Kräften unsre Zuflucht zu nehmen, will ich Ihnen zwey verschiedene Auswege zeigen, auf welchen wir diese Begebenheit, ohne der Natur Zwang anzuthun, vielleicht ergründen'" (259, zu 24; Fassung von 1792).

„. . . Setzen wir nun, . . . daß er auf mich selbst Absichten habe, die ihm der Glaube an das Wunderbare und der Schein übernatürlicher Kräfte bey mir befördern hilft — so haben Sie einen natürlichen Aufschluß über jene Wahrsagung, die Ihnen so unbegreiflich däucht" (260, zu 259, 24; Fassung von 1792).

„Von den Vorbedeutungen ist es nur gar zu gewöhnlich, daß man sagt: Ich will den Erfolg abwarten. Trifft es nun zu, so heißt es: Er ist gestorben habe ich nicht dies und das sogleich erzählt! Andere bringen dieses zur Aufmerksamkeit auf etwas, woran doch wohl niemand mehr würde gedacht haben, wenn der Erfolg ausgeblieben wäre und nicht der Zufall selbst die Erinnerung des Vorhergegangenen veranlaßt hätte" (Spalte 76).

„Der Erfolg begünstigte diesen Versuch — und jetzt erst mochte er darauf denken, das Geschenk des Ohngefährs für einen zusammenhängenden Plan zu benutzen" (261, zu 259, 24; Fassung von 1792).

Es geht wohl kaum an, die Zusammenhänge, die hier an der Hand von nicht weniger als vierzehn Beispielen gezeigt wurden, lediglich für Zufälle zu erklären und etwa gar darauf zurückzuführen, daß bei einem derartigen Taschenspielertrick gewisse Zeremonien sich unvermeidlich in einer zwangsläufigen Reihen-

folge abspielen. Zunächst müßte dem entgegengehalten werden, daß solche Gauteleien sich vernünftigerweise gerade nicht nach einem strengen Programm wiederholen dürfen, wenn nicht die Zuschauer oder die Leser sehr rasch der Sache überdrüssig werden und dem Zauberkünstler derart auf die Finger sehen sollen, daß sein Geheimnis nur zu bald an das Tageslicht kommt. Aus diesem Grunde hat die Beschreibung der Geisterbeschwörung bei Schiller ganz logisch und außerordentlich geschickt einen eigenen und neuen Weg eingeschlagen, indem sie Unbekanntes mit Bekanntem unter Zuhilfenahme damals moderner technischer Errungenschaften und Tricks zu einer ganz selbständigen Erzählung verbindet, die trotzdem einem in mancher Beziehung landläufigen Vorgange oder einer im Volke umkreisenden Schilderung ihre Anregung zu danken hat, so daß dem Leser etwas auch im Romane Glaubhaftes dargeboten erscheint. Übrigens fehlt es auch in diesem Zusammenhange keineswegs an einem interessanten Momente, das wieder auf Wiegleb hinweist.

Im 'Zauberlexicon', Spalte 1487/88, wird die oben kurz angegebene Abhandlung „Todtenkopf, wieder redend zu machen" ziemlich weitläufig ausgeführt; es wird geschildert, wie der ganze Spuk darauf hinauslaufe, eine geheime räumliche Verbindung zwischen dem Tische, auf welchem der Totenkopf liegt, und irgendeinem Nebenraume zu schaffen, in dem ein Gehilfe des Gauklers mittels eines Sprachrohres auf die Fragen seines Gebieters antworte. Hierbei erinnern wir uns, daß bei Schiller der Helfer des Magiers sich in einem Kamine verborgen hält und die von dem Sizilianer gestellten Fragen nicht hört, sondern seine Sprüchlein nach einer gelernten Formel in gewissen Zeitabständen hersagt, während der eigentliche Gehilfe die „Zauberlaterne" bedient und vielleicht noch ein weiterer Jünger der „Schwarzen Magie" sich in dem Kellergewölbe unter dem Altar versteckt hält. Für die Annahme eines solchen dritten Helfershelfers spricht wohl die Erwähnung der nach dem Keller führenden Tür und die Feststellung, daß dort „ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte", der anscheinend den nicht gerade einfachen gesamten technischen Apparat (Elektrisiermaschine, Glocke, Uhr, die ver-

schiedenen Trommeln mit Schnüren und Kugeln, die auch auf dem Dachboden versteckt worden waren) zu bedienen oder zu überwachen gehabt haben wird. Es wäre freilich nicht ausgeschlossen gewesen, daß der Dichter sich in engerer Anlehnung an die Darstellung des 'Zauberlexicons' mit der getreuen Wiedergabe derselben begnügt und einfach eine solche „Verbindungsröhre" zwischen dem Altar und dem Kellergewölbe geschildert hätte. Schiller erwähnt nur kurz eine „Kommunikation" zwischen der Elektrisiermaschine nebst Glocke und dem Altar; man mag nun selbst beurteilen, ob diese Idee aus dem 'Zauberlexicon' herstammt oder nicht. Denn wie immer die Frage beantwortet werden muß, die Tatsache der Auswahl und Veränderung gewisser Einzelheiten dieses Truges ist nicht nur selbstverständlich, sondern auch charakteristisch für die Darstellungsart des Romanverfassers Schiller, da nicht nur die Möglichkeit, sondern geradezu die Notwendigkeit vorlag, die in den knappen Formen eines Wörterbuches gehaltenen rein technischen Darstellungen Wieglebs in ein fesselndes episches Gewand zu kleiden.

Doch den Gipfelpunkt von Wieglebs Mitteilungen bildet der Bericht in Spalte 1488:

„Dergleichen redende Maschine ist vor einigen Jahren durch Schwaben geführt worden, die viel Redens gemacht hat, deren Betrug aber bald entdecket worden, indem es auf den beschriebenen Mechanism angekommen, die übrigen Bewegungen waren nur angebracht, die Leute zu blenden."

III.

Ein Überblick über die naturwissenschaftlichen und besonders die chemisch-physikalischen Schriften der Zeit bringt uns rasch der Lösung dieses Rätsels einen Schritt näher und versetzt uns vielleicht auch in die Lage, wichtige Beziehungen zwischen dem 'Geisterseher' und gewissen Begebenheiten am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts quellenmäßig zu ermitteln.

Eine der bedeutendsten Erscheinungen der deutschen Gelehrtenwelt des achtzehnten Jahrhunderts war der bescheidene Apotheker zu Langensalza Johann Christian Wiegleb, der in seinen

Mußestunden mit unerhörtem Fleiße dem Studium der Chemie und aller einschlägigen Gebiete oblag; eine schier unübersehbare Fülle von Schriften kleineren oder größeren Umfangs ist von ihm ausgegangen. Wiegleb ist am 21. Dezember 1732 geboren und wandte sich frühzeitig dem Apothekerberufe zu. Weit entfernt davon, sich in die alchemistische Hexenmeistersphäre dunkler Ehrenmänner zu versenken, die damals noch ihr Wesen trieben, erwarb er sich gediegenes Wissen in Geschichte und Philosophie; seine gründlichen Sprachkenntnisse erleichterten ihm seine wissenschaftlichen Arbeiten außerordentlich und versetzten den belesenen Forscher vor allem in die Lage, sich die namhaftesten französischen Werke der Zeit über Physik und Chemie gründlich zu eigen zu machen. Er schrieb mit nüchternem, klarem Menschenverstand in ausgezeichneten sachlichen Abhandlungen über Natürliche Magie, Alchemie, Gärungswesen, den Apothekerberuf, physikalische Experimente, alkalische Salze, Geschichte der chemischen Erfindungen; er war Mitarbeiter zahlreicher Almanache und gelehrter Zeitungen und erblickte seine vornehmste Aufgabe in der Begründung eines wissenschaftlichen Systems der Naturerforschung. Er ging dem Aberglauben mit den Waffen der Vernunft energisch zu Leibe und verspottete die Leichtgläubigkeit der Ungebildeten. Daneben scheint auch das Gebiet der Folklore im Bereiche seiner Betrachtungen gestanden zu haben; denn er war der Verfasser der interessanten Abhandlung 'Der Ursprung der fabelhaften Geschichte des Vogels Greif'. Bei seinen Versuchen mit dem Bertholetischen Knallquecksilber, das für die Sprengstofferzeugung und Waffentechnik so bedeutungsvoll werden sollte, hätte er um ein Haar das Augenlicht, wenn nicht gar das Leben eingebüßt. Seine Vaterstadt zeichnete ihn durch die Verleihung der Würde eines Senators, zuletzt auch des Oberkämmerers aus, in welch letzterer Eigenschaft er am 16. Januar 1800 das Zeitliche gesegnet hat. Die Aufzählung seiner sämtlichen Geistesschöpfungen hat Meusel ('Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller', Leipzig 1816, bei Gerhard Fleischer dem Jüngeren, 15. Band, S. 117 ff.) ohne Anspruch auf Vollständigkeit versucht. Aus seinem Hauptwerke 'Die natürliche Magie, aus allerhand belustigenden und nütz-

lichen Kunststücken bestehend, zusammengetragen von J. Chr. Wiegleb' (dritte und vermehrte Auflage, Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai, 1789—1790), wollen wir einige mit unserem Gegenstande unmittelbar zusammenhängende Gedanken wiedergeben. In der Vorrede des Buches, das übrigens eine sehr wesentliche Umarbeitung und Neuherausgabe der gleichnamigen Schrift von Johann Nikolaus Martius darstellt, betont Wiegleb, daß es seine Aufgabe darstelle, den Liebhaber zu vergnügen, ohne dies auf Kosten des natürlichen Verstandes zu tun, und jede Form von Aberglauben zu widerlegen[1]), der leider in gewissen deutschen Provinzen noch herrschend sei. Außer den 'Mathematisch-physikalischen Belustigungen' von Guyot wird noch die Schrift des Hallenser Professors J. P. Eberhard 'Abhandlung von der Magie' herangezogen, „damit auch vielen die Augen besser geöffnet werden und sie erkennen mögen, was eigentlich unter diesem Worte verstanden werden müsse und daß der alte, einfältige Begriff desselben grundfalsch und bloßes Hirngespinst des Leichtgläubigen sei." Wir entnehmen den Ausführungen Wieglebs, daß es ohne alle Unkenntnis der naturwissenschaftlichen Dinge nicht möglich gewesen wäre, den berühmten Taschenspieler Jakob Philadelphia, dessen Leben und Tod in geheimnisvolles Dunkel gehüllt ist und der nichts anderes gewesen sei, „als ein gemeiner Taschenspieler, nur aber viel ruhmrediger und unverschämter als viele seiner Gesellen," in ganz Deutschland für einen außerordentlichen Menschen auszurufen und anzustaunen. „Seine Betrügereien," sagt unser Gewährsmann, „die den Gäßnerischen, Schröpferischen und denen Cagliostros ähnlich sind, werden nun mit weniger Erstaunen erblickt und beurteilt werden." Da wir von dem „weitbeschreiten" Philadelphia wissen, daß er fast alle europäischen Fürstenhöfe bereiste und seine physikalischen Tricks größtes Aufsehen erregten, so wäre es nicht ausgeschlossen, daß Schiller, der ja den Zauberkünstler schon 1781 im Gedichte 'Laura am Klavier' erwähnt, in irgendeiner Form eine Schilderung oder gar die

[1]) Vgl. 'Der Teutsche Merkur', Weimar 1783, 1. Viertel, S. 163: Wiegleb, 'Der Goldmacher zu London. Gespielt daselbst in Dr. James Price's Laboratorio im May 1782'.

wirkliche Begegnung mit einem „Jünger" des Gauklers als Grundlage für seine episch ausgestaltete Beschreibung der Geisterzitierung verwendete. Jedenfalls ist in der 'Natürlichen Magie', deren Erstauflage wohl um 1780 erschien, im 1. Bande, § 7, Seite 13 eine „Geisterzitation, wodurch auch der Klügste betrogen werden kann," geschildert, die in ihrer gedrängten Fassung hinsichtlich der Technik ziemlich genau mit der romantisch erweiterten Darstellung bei Schiller übereinkommt. Auch die Geistererscheinungen, wie sie von Schröpfer, Gaßner und Cagliostro ins Werk gesetzt wurden, können nach der 'Natürlichen Magie' kaum wesentlich anders angelegt gewesen sein als der Humbug des Philadelphia. Besonders merkwürdig mutet noch die Mitteilung an, daß ein gewisser Philidor (wohl nicht identisch mit dem gleichfalls etwas geheimnisvollen Komponisten und Schachkünstler François André Philidor, gestorben am 31. August 1795 in London) sich „noch im vorigen Jahre" (1789) erkühnte, in Berlin unter der Vorspiegelung Subskribenten zu sammeln, daß er verstorbene Personen beschwören und erscheinen lassen wolle, jedoch durch Freiherrn von Reck und andere Personen gleich beim ersten Versuche entlarvt und durch königlichen Befehl aus der Stadt gewiesen wurde (siehe 'Berlinische Monatsschrift', Mai 1789, S. 456 bis 484).

Im 4. Bande der 'Natürlichen Magie' wird (S. 142, 171 und 172, ebenso im 5. Bande S. 272) von einem Verfasser chemischer Rezepte „Herrn Schiller" gesprochen. Es handelt sich wohl um den Apotheker Johann Michael Schiller aus Rothenburg o. d. Tauber, geboren 1760 zu Windsheim (vgl. Hamberger-Meusel, 'Das gelehrte Teutschland', 5. Auflage, Lemgo 1798, 7. Band, S. 125. 126).

Auch die 'Natürliche Magie' hat gewisse Beziehungen zu der Darstellung der Geisterzitierung Schillers. Man vergleiche die im 1. Bande S. 166 abgedruckte Abhandlung 'Die Zauberlaterne mit dem Rauche' in folgenden Punkten:

Wiegleb, 'Natürliche Magie':	Schiller:
„. . . damit man eine Kohlenpfanne hineinsetzen kann . . ."	„. . . Gefäß mit glüenden Kohlen . . ." (213, 30).

„. . . auf welche man Rauchwerk wirft . . .“

„. . . Ein dikker Rauch von Olibanum verfinsterte den Saal . . .“ (214, 28. 29).

„. . . und das besonderste hierbey wird dieses seyn, daß die Bewegungen des Rauches die Gestalt des Bildes nicht verändern . . .“

„. . . 'Aber die Gestalt schien sich doch zu bewegen'“ (228, 11).

Von den vielen Werken, welche offenkundig als Bearbeitungen oder dreiste Plagiate der Schriften Wieglebs erschienen, wollen wir hier einige der bedeutenderen anführen. Bemerkenswert ist zunächst die 'Magie oder die Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen und die Belustigung angewandt worden' von Johann Samuel Halle, Professor des königlich-preußischen Corps des Cadets zu Berlin, Wien, gedruckt bei Thomas Edlen von Trattnern, 1787. Schon die Titelvignette (Markin fec.) verdient Aufmerksamkeit. Sie zeigt die Darstellung einer Geisterbeschwörung, analog den Schilderungen Wieglebs und Schillers, nur daß eine Hexe mit dem Zauberstab den Kreis beschreibt und die Gestalt eines Verstorbenen im Sterbehemde eben von einer Gruppe der Hinterbliebenen Abschied nimmt. Im Vorworte wird flüchtig das bewegte Gauklerleben Schröpfers gestreift, der lange in Leipzig und anderen deutschen Städten seinen Unfug trieb, hintereinander Husar, Kaffeeschänker, Zauberer und Betrüger war und sich zuletzt durch einen Pistolenschuß entleibte. Auf Seite XXVIII und XXIX der Einleitung wird behauptet, daß Faust allerlei optische und mechanische Künste verstanden und damit geprahlt habe, um zu betrügen und leichter Opfer finden zu können. Seite XXIX findet sich gar die verblüffende Feststellung: „Faust zitierte mit Hilfe der Zauberlaterne (!) zu Erfurth verstorbene Personen.“ Wenn auch vernünftigerweise die gebildete Welt des achtzehnten Jahrhunderts den ganzen Geisterspuk ernsthaft zu beseitigen suchte, der damals noch auf dem reichen Nährboden des Aberglaubens wucherte, so erscheint diese Behauptung doch als ein gewaltiger Anachronismus, wie wir später noch sehen werden.

Es scheint, daß auch das 'Zauberlexicon' Wieglebs vielfach nachgeahmt und ausgiebig zu ähnlichen Werken mit mehr oder weni-

ger marktschreierischen Titeln benützt wurde. In meinem Besitze befindet sich 'Das Buch der Zauberei oder Magie für das gesellschaftliche Leben, enthaltend eine Sammlung . . . leicht zu bewerkstelligender Kunststücke nach Guyot, Wiegleb, Pinetti, Ozanam, Funck, Eckardtshausen, Halle u. a. m.', Wien, o. J. (um 1800), 8⁰, VIII + 168 S., mit einem interessanten Titelkupfer von Schindelmayer. Derartige Unterhaltungsbücher für Experimente und Kunststücke entstanden in den nächstfolgenden Jahren zu Dutzenden und fanden im Publikum größten Anklang, wie sich aus den zahlreichen Nachdrucken ergibt. Von den aufklärerischen und wissenschaftlichen Zielen Wieglebs war freilich längst nicht mehr die Rede. Wir sehen aber trotzdem, welche Bedeutung dieser Forscher für seine Zeit und darüber hinaus gehabt hat. Es war nicht möglich, eine Persönlichkeit von so hochragender Stellung auf ihrem Gebiete zu umgehen oder zu übersehen. Aus welchen anderen Quellen hätte sich Schiller überhaupt über die früher aufgezählten Errungenschaften der Optik, Elektrizität und Naturanschauung unterrichten können, wenn nicht aus den Werken eines der vorzüglichsten Fachgelehrten der Zeit?

Für das übrige Gebiet, das Schiller in glücklichem Zugriff so außerordentlich lebendig zu gestalten verstand, können noch zwei bekannte Werke zum Vergleiche herangezogen werden: Johann Christian Adelungs 'Geschichte der menschlichen Narrheit oder Lebensbeschreibung berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner etc.', 4 Teile, Leipzig 1786—1787, und Anton J. Kirchwegers 'Annulus Platonis' (Aurea Catena Homeri), 1781; das zweite Buch galt den Rosenkreuzern als das klassische Unterrichtswerk über die Natur für das Volk.

Dagegen war es mir nicht möglich zu ermitteln, ob und in welchem Maße die 'Sammlung natürlicher Zauberkünste' (Neue Auflage Stuttgart, 1754, mit Titelkupfer) von J. Wallberg auf Wiegleb und seine Nachahmer Einfluß übte, da dieses Werk in den Wiener Bibliotheken fehlt.

In einem anderen höchst beachtenswerten Buche, das freilich sofort nach dem Erscheinen beschlagnahmt wurde, so daß es sich heute nicht mehr leicht auftreiben läßt, ist gleichfalls eine ähn-

liche Geistergaukelei sehr genau geschildert, so daß wir es uns nicht versagen wollen, dieses Werk um seines allgemeinen kulturhistorischen Interesses willen, aber auch wegen seines besonderen Bezugs auf unser Thema hier zu erwähnen. In den 'Denkwürdigkeiten des k. k. Hofrates Heinrich Gottfried von Bretschneider, 1739—1810, herausgegeben von Karl Friedrich Linger', Wien und Leipzig, Verlag von J. Eisenstein u. Co., 1892, Seite 248 ff.[1]), ist die genaue Beschreibung[2]) einer solchen Geisterzitierung enthalten, welche ein „Rabbiner aus England" vor Johann Baptist Grafen Dietrichstein und Bretschneider veranstaltete und die nach Bretschneiders Erklärung in dem dilettantischen „Zauberstück" bestand, einen Gehilfen durch eine gut verborgene Schiebetür in den Zeremoniensaal einzulassen und mit diesem „Geiste" in hebräischer Sprache Rede und Gegenrede zu tauschen, wobei der „Geist" so ungeschickt war, seine Unkenntnis der Sprache des Alten Testaments und damit auch den Wert des veranstalteten

[1]) Die in meinem Besitze befindliche Ausgabe ist ein Zensurexemplar und enthält die Bezeichnung der anstößigen Stellen, die vornehmlich wegen ihrer allzu freien Aussprache über Mitglieder der Dynastie und religiöse Gegenstände zur Konfiskation führten.

[2]) Wohl das Fesselndste an Bretschneiders Erzählung ist die a. a. O. S. 252 beigegebene Zeichnung des Geistersaales und die Feststellung, daß es damals, wie überall in der Welt, eine Menge Leute in Wien gab, die solchen Vorführungen ihren Beifall nicht versagten und sogar Anhänger zu werben suchten. Man vergleiche hiezu Bretschneiders scharfe Worte S. 257 neben Wieglebs nicht eben zart gemeinten Ratschlägen im 'Zauberlexicon', Spalte 902! Nicht weniger klar äußert sich Bretschneider S. 247, letzter Absatz, zu diesem Gegenstande. Die Angaben Bretschneiders S. 265 über das angebliche Alter des Grafen von Saint-Germain (vgl. Schillers Darstellung, S 231, 9 ff.!) sind bekannten Anekdoten, auch solchen über Cagliostro (siehe z. B. 'Der Teutsche Merkur', Weimar 1781, 1. Viertel, S. 271 ff.), entnommen, wie übrigens Boxberger (Schillers sämtliche Werke, Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1877, 6. Bd., S. XXII und XXVI) bereits nachgewiesen hat. Aus Seite 272 der 'Denkwürdigkeiten' wird man mit Interesse entnehmen, daß einen Teil der Briefe Bretschneiders seine Nachrichten über Freimaurer, Rosenkreuzer, Adepten, Swedenborgianer, Illuminaten, Geisterseher usw. ausmachten. Leider sind diese Briefe und die Aufzeichnungen des hochbegabten, geistvollen Dichter-Abenteurers, den seine bekannte 'Werther'-Parodie rasch populär gemacht hat, verloren gegangen.

Hokuspokus zu verraten. Übrigens wird noch als Helfershelfer dieses angeblichen „Rabbiners aus England" der getaufte Jude Schönfeld genannt und damit die Würde dieses „Rabbiners" — Rabbiner verkehren im allgemeinen nicht eben gerne mit getauften Juden — in Zweifel gezogen. Leider war uns die auf Seite 248 (a. a. O.) erwähnte 'Natürliche Magie oder Erklärung verschiedener Wahrsager und natürlicher Zauberkünste' von Christlieb Benedikt Funck (dessen wir bereits früher gedachten; er war Professor der Naturlehre in Leipzig), Berlin und Stettin 1783, bei Friedrich Nicolai, in den Wiener Bibliotheken gleichfalls unerreichbar. Man findet übrigens an der zitierten Stelle der 'Denkwürdigkeiten' Bretschneiders weitere Quellen mit Hinweisen auf die Wiener Geistergeschichte angeführt.

IV.

Als ein schönes Beispiel für Schillers geniale Art, aus kleinen technischen Anregungen zu abwechslungsreichen und mit geradezu spielendem Geschick eingeflochtenen Episoden zu kommen, mag noch die folgende Einzelheit angeführt werden. Daß bei Schillers Darstellung viel darauf ankommt, im raschen Ablauf der sich überstürzenden Ereignisse die Bilder der Verstorbenen mit größter Geschwindigkeit auf die Einschubgläser der Zauberlaterne zu malen, ergibt sich aus der Textstelle: „Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so getreu nachzumahlen, als hier vorausgesetzt wird!" (G 253, 12). Gerade aber die Bemalung der Glasplättchen ist im 'Zauberlexicon' (Spalte 1643) mit allen nur erdenklichen Einzelheiten bis zur Wahl und Bereitung der Farben angegeben[1]), und darüber läßt sich wohl in keinem anderen einschlägigen Werke der Zeit etwas Genaueres finden.

[1]) Man wird sofort einwenden, weshalb sich denn bei Schiller nicht die Darstellung eines mechanisch bewegten Bildes, wie bei Wiegleb, vorfindet, wiewohl von der Bewegung der projizierten Gestalt im 'Geisterseher' (G 228, 11) ausdrücklich die Rede ist. Eine solche Vorführung erforderte aber nach Wiegleb mehrere Maschinen, worüber sich angeblich in Professor Ehrenbergers 'Disputatio de laterna magica' (in den Wiener Bibliotheken nicht vorhanden) nähere Mitteilungen nachlesen

Man lese aber auch in dem 'Zauberlexicon' beispielsweise die Abschnitte 'Komödie', 'Gespenster', 'Geister', 'Hexen' usw., beachte überall die aufklärerische Richtung und die in diesem Sinne eingestellte naturwissenschaftlich-philosophische Betrachtungsweise. Der Vergleich mit den Darstellungen Schillers als Gesamtheit und in den einzelnen Teilen (besonders bei der Erklärung des Beschwörungsschwindels durch den Prinzen u. a. m.) wird unsere bisherigen Nachweise zu allem Überflusse um so mehr bestätigen, als es sich durchaus um technische Dinge handelt, die präzise ausgeführt werden.

Nun wäre noch die naheliegende Frage zu beantworten, ob sich Wieglebs 'Zauberlexicon' in Schillers Büchern befunden. In Schillers Bibliothek, so weit sie mit des Dichters Nachlaß in das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv aufgenommen worden, ist das Werk nicht vorhanden. Das in Schillers Besitz gewesene 'Physikalische Wörterbuch oder Erklärung der vornehmsten zur Physik gehörigen Begriffe und Kunstwörter sowohl nach atomistischer als auch nach dynamischer Lehrart betrachtet, mit kurzen beygefügten Nachrichten von der Geschichte der Erfindungen und Beschreibungen der Werkzeuge in alphabetischer Ordnung von Dr. Johann Carl Fischer', 5 Teile, Göttingen, bei Johann Christian Dieterich, 1798—1804, kommt für den 'Geisterseher' nicht in Betracht, da die erste Auflage dieses Buches dreizehn Jahre nach den ersten Veröffentlichungen des 'Geistersehers' erschienen ist.[1]) Ein anderer Teil

lassen. Aber eine Vorführung mittels mehrerer und komplizierter Maschinen kommt in unserer Darstellung, bei welcher ein Gehilfe von außen auf einer Leiter (!) das Laternenbild erscheinen läßt und dirigiert, unmöglich in Betracht.

[1]) Aus dem 3. Teile, S. 419, 'Magie, natürliche', ergibt sich, daß Wiegleb (der auch bei Fischer in diesem Kapitel an erster Stelle genannt wird!) besonders die Ansichten des berühmten Arztes Anton de Haen, der in seiner Abhandlung 'De Magia', Leipzig 1775, noch die übernatürliche Magie verteidigte, nachhaltig bekämpfte. S. 717 wird übrigens nachgewiesen, daß die Laterna Magica eine Erfindung des berühmten Jesuiten Athanasius Kircher aus Geisa bei Fulda ist, womit die weiter oben erwähnte Behauptung Halles über Fausts Zauberlaterne abgetan ist.

der Bibliothek Schillers befindet sich heute in der Hamburger Stadtbibliothek; in dem Katalog dieses Teils (herausgegeben von Stargardt, Berlin 1859) kommt überhaupt kein naturwissenschaftliches Werk vor. Aber bei Schillers vielfachen Studien in öffentlichen Bibliotheken, seinem großen Lesehunger (an Körner am 19. April 1787: „Schickt mir um Gotteswillen Bücher"), den Freundschaftsdiensten Reinwalds als Bibliothekar und dem regen Bücheraustauschverkehr mit Körner und Wieland und anderen Bekannten kommt dieser Tatsache keine große Bedeutung zu.

Goethe an Heinrich Blümner

Mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Hochwohlgebohrner Herr,
Besonders Hochgeehrtester Herr Geheimerath!

Ew. Hochwohlgeb. haben mir durch die gute Aufnahme des ersten Theiles meines Romans Muth gemacht auch den zweyten zu übersenden; ich wünsche diesem wie den folgenden ein geneigtes Auge und Ohr. Möchten Sie dabey mit Wohlwollen an den Verfasser denken und überzeugt seyn daß er stets Ihre Gewogenheit und Ihren Beyfall zu erhalten wünscht.

Ew. Hochwohlgeb.
gehorsamster Dr.
Weimar, d. 25. May 1795. Goethe.

Heinrich Blümner, Dr. phil. et jur., Erbherr auf Frohburg, königl. sächsischer Oberhofgerichtsrat, in Leipzig geboren am 18. Oktober 1765, in Leipzig Student und Magister (1784) und Universitätsdozent (1788), in Leipzig Ratsherr (1794), Stadtrichter (1804), Ädil (1810), Prokonsul (1828), ist bis zu seinem Tode, der am 13. Februar 1839 erfolgte, ein Hauptträger des geistigen Lebens seiner Vaterstadt gewesen. Seine wissenschaftlichen Neigungen bewährte er theoretisch als Verfasser juristischer Abhandlungen, praktisch als emsiger Verwalter der Ratsbibliothek, seinen künstlerischen Interessen gab er Ausdruck theoretisch als Herausgeber eines 'Kurzgefaßten Handwörterbuches über die schönen Künste' (1794 f.), praktisch als verständnisvolles Mitglied des Direktoriums der Gewandhauskonzerte; vorzüglich aber waren es Theater und dramatische Dichtung, denen seine Teilnahme und Wirksamkeit gewidmet waren. Als Philolog wandte er sich besonders den drei großen griechischen Tragikern zu und hat sich mit jedem von ihnen in einer Schrift beschäftigt: er habilitierte sich mit einer Untersuchung 'De Sophoclis Oedipo rege', er betrachtete 1790 die 'Medea des Euripides', er veröffentlichte 1814 eine vielbeachtete Arbeit über 'Die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aischylos'. Als Theaterhistoriker beschränkte sich Blümner auf die ver-

trauten Verhältnisse der eigenen Umwelt: 1818 erschien seine gediegene 'Geschichte des Theaters in Leipzig. Von dessen ersten Spuren bis auf die neueste Zeit', ein noch heute brauchbares Buch. Als produktiver Schriftsteller endlich versuchte sich Blümner in einem „Schauspiel mit Gesang" ('Die Dorffeier', 1790), bearbeitete ein Trauerspiel des Engländers Young ('Die Rache', 1794) und gab 1808/9 ein 'Familientheater nach neuen französischen Lieblingsstücken' in zwei Bänden heraus. Diese theoretischen Bemühungen krönte er durch praktische Wirksamkeit zugunsten des Leipziger Stadttheaters, das dank seinem rastlosen Betreiben 1817 ins Leben gerufen wurde.

Blümners Beziehungen zu Weimar beruhen vor allem auf seiner Theaterschriftstellerei. Mehrere seiner Lustspiele hat Goethe auf der Weimarer Bühne zur Aufführung gebracht: 'Eitle Mühe des Verliebten' (am 7. Nov. 1807 und noch zweimal), 'Die spanische Wand' (am 7. Juni 1809), 'Haß den Frauen' (ebenfalls am 7. Juni 1809 und noch zehnmal), 'Die seltsame Wette' (am 19. Sept. 1810 und noch sechsmal).[1]) Man darf es wohl als Zeichen besonderer Teilnahme an Blümners Stücken auffassen, wenn Goethe zweimal in seinem Tagebuch (22. Okt. und 5. Nov. 1807) verzeichnet, daß er mit der Schauspielerin Beate Elsermann ihre Rolle in 'Eitle Mühe des Verliebten' durchgenommen habe.[2])

Für die erfahrene Förderung zeigt sich Blümner erkenntlich: mit einem Briefe vom 23. Mai 1808 sendet er dem Weimarer Gönner das eben erschienene 'Familientheater', in dem die in Weimar gespielten Stücke enthalten sind; zehn Jahre später, am 4. Juni 1818, schickt er seine 'Geschichte des Theaters in Leipzig'. Daß Goethe auch von der „höchst schätzbaren" Abhandlung über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Äschylus Kenntnis gehabt hat, beweist das Lob, das er ihr im Aufsatz 'Shakespeare und kein Ende!' zollt (Werke 41 I, 64), ihr und der vortrefflichen Besprechung, die sie durch den jungen Heinrich Voß erfahren hatte (Gräf, 'Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren', Leipzig, Reclam [1896], S. 166).

Blümners Verhältnis zu Goethe ist indessen viel älter, als die Theaterberührungen bisher erkennen ließen. Das zeigt der oben mitgeteilte

---

[1]) Burkhardts 'Repertoire des Weimarischen Theaters' verzeichnet unter dem 5. Juni 1811 ein (29. Juli in Lauchstädt wiederholtes) angebliches Lustspiel Blümners: 'Der Alcade von Molorido' (oder Molidoro): die Genastsche Theaterzettelsammlung ist leider hier lückenhaft.

[2]) Über Blümner und seine Beziehungen zur Weimarer Bühne handelt Julius Wahle, 'Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung' ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 6, 1892), S. 289 ff. Das Goethe- und Schiller-Archiv bewahrt viele Briefe der Weimarer Schauspieler Becker, Genast, Wolff an Blümner, von denen Wahle einige mitteilt (a.a.O. S. 113. 180. 248 usw.).

Goethebrief; daß es jedoch auch nennenswert älter als dieses Schreiben sei, ist kaum anzunehmen. In den ersten Tagen des Januars 1795 war der erste Band der 'Lehrjahre' ausgegeben worden; ob Blümners freundliche Äußerung in einem Briefe an den Dichter oder in öffentlicher Besprechung erfolgt ist (Blümner war seit 1803 Mitherausgeber der Leipziger Literaturzeitung), wissen wir nicht. Exemplare des zweiten Bandes waren seit Mitte Mai in Goethes Händen.

Die Handschrift des Goethebriefes ist im Besitz des Urgroßneffen Blümners, des Herrn Dr. Krug von Nidda auf Frohburg; wir haben ihm für die Erlaubnis der Veröffentlichung besten Dank zu sagen.

Drei neue Goethe-Briefe

Mitgeteilt von Julius Wahle (Weimar)

1. An Karoline Jagemann.

Mögen Sie, liebes schönes Kind, überall wo Sie hinkommen, soviel Vergnügen finden als Sie mir gestern durch die Darstellung der Eugenie verschafft haben. Mit Herrn Hofkammerrath werden Sie gefällig das weitere besprechen. Ich sehe Sie noch vor Ihrer Abreise und wünsche recht wohl zu leben.

W. d. 17. Apr. 1803. Goethe.

Vorstehender eigenhändiger Brief (im Besitz des Herrn O. Ulex in Altona) ist geschrieben nach der zweiten Aufführung der 'Natürlichen Tochter' Goethes am 16. April 1803. Die erste hatte am 2. April stattgefunden. Auch nach dieser hatte der Dichter an die Darstellerin der Eugenie ein Schreiben (vom 3. April) gerichtet, worin er ihr Dank sagte „für die schönen Bemühungen, womit Sie meine Bilder ins Leben geführt", und aussprach, daß die wenigen zu ihm gekommenen Stimmen sich alle zu ihrem Lobe vereinigen (Briefe 16, 210). An Marianne v. Eybenberg schrieb er am 4. April: „Die Rolle der Eugenie ist sehr bedeutend, und Dlle. Jagemann hat sie sehr gut gespielt" (ebenda S. 212). — Der Hofkammerrat Franz Kirms war Goethes nächster Gehilfe in der Leitung des Hoftheaters. Mit ihm sollte die Künstlerin verhandeln wegen eines Urlaubs nach Gotha, den sie wenige Tage vor der zweiten Aufführung in einem „Eugenie!" unterzeichneten Billet erbeten hatte. — Ihre Antwort auf Goethes ersten Brief vom 3. April lautet:

Wenn Sie, liebster Herr Geheimderath, mit mir nicht ganz unzufrieden sind, so ist das überfließende Belohnung für mein Bestreben, Ihres Vertrauens in mein Talent werth zu seyn. Eben die ängstliche Anstrengung, die von der Ungewißheit herrührte, ich möchte mich vielleicht umsonst bemühn, mag schuld seyn, daß ich fürchten muß, nur Ihre Güte spricht mir Ihren

Beyfall zu. Das nächste Mal wird es und kann es besser gehn. Mit dem herzlichsten Danke für diese Güte und der lebhaftesten Freude darüber bin ich

Herr Geheimerath
Ihre
unterthänige Dienerin
C. Jagemann.

2. An Paul Gotthelf Kummer.

Da ich Ihnen, mein werthester Herr Kummer, hierdurch nur etwas spät anzeige, daß das mir in der Hälfte Septembers übersendete Exemplar meiner Werke auf Velin und resp. Schweizerpapier seiner Zeit wohl angekommen, so ersuche Dieselben, mir gegenwärtig ein Exemplar auf gewöhnlichem Druckpapier zu überschicken und daß solches geschehen, gelegentlich Herrn Doctor Cotta nach Stuttgardt zu melden.

Mich mit besonderer Hochschätzung und unter den besten Wünschen zu geneigtem Andenken empfehlend

Weimar, den 15. Decbr. 1812. Goethe.

Paul Gotthelf Kummer war Cottas Kommissionär in Leipzig und hatte in dieser Eigenschaft auch noch später mit Goethe zu tun. Briefe Goethes an ihn aus den Jahren 1824 und 1827 sind in der Weim. Ausg. Briefe Band 38, 219 und Band 42, 136 f. gedruckt. Auf den vorliegenden Brief antwortete Kummer am 19. Dezember, daß er nicht imstande sei, Goethes Befehl ganz zu erfüllen, da der 1.—4. Teil seiner Werke von alten Papiersorten in Leipzig fehle; er sende indessen den 5.—13. Teil und werde es Cotta mit nächster Post melden, vielleicht könne dieser die vier ersten Bände ihm direkt senden. Es handelt sich hier um die erste bei Cotta erschienene Gesamtausgabe der Werke Goethes in 12 Bänden 1806 bis 1808, denen 1810 'Die Wahlverwandtschaften' als 13. Band hinzugefügt wurden. Der zweite Teil von Kummers Brief erzählt die späteren Schicksale des Kandidaten Limprecht, der Goethes Zimmernachbar in Leipzig gewesen war, und ist abgedruckt in der Weim. Ausg. Werke 27, 381. Obiger Brief ist von der Hand des Schreibers Karl John geschrieben; nur die Unterschrift ist eigenhändig.

3. An Friedrich v. Müller.

Ew. Hochwohlgeb.

lassen manchmal den Schönschreiber Weber für Sich arbeiten, was zahlt man ihm billigerweise für den Bogen? Nochmaligen Dank für gestrige Mittheilung und gute Aufnahme meiner Arbeit. Ich hoffe Sie bald in Bercka zu begrüsen.

W. d. 12. May 1814. G.

Das seit kurzem im Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs befindliche Briefchen Goethes an den Geheimen Regierungsrat, späteren Kanzler Friedrich v. Müller, ganz eigenhändig geschrieben, gibt zu Bemerkungen wenig Anlaß. Müller antwortete in einem undatierten Brief, daß er Weber gewöhnlich ein Aversionalquantum gebe, wobei auf den Bogen etwa 2—2½ Groschen gerechnet sei. Goethe hatte sich am 13. nach Berka begeben, wo eben erst eine Badeanstalt eingerichtet worden war: „ich fürchte, mehr zur Zerstreuung und Hoffnung, als zu eigentlicher Heilung" (an v. Trebra 7. Mai 1814). Er blieb 6 Wochen dort und nahm während dieser Zeit gegen seine gichtischen Beschwerden ein Dutzend Bäder. Es war damals das erste und einzige Mal, daß er die Berkaischen Quellen gebraucht hat (vgl. H. G. Gräf, 'Goethe in Berka an der Ilm' S. 21 ff.). — Die „Arbeit", für deren gute Aufnahme sich Goethe bedankt, ist wohl der eben erschienene 3. Band seiner Selbstbiographie.

Schriftstellernde jenaische Studenten

I. Georg Christian Friedrich Piper

Mitgeteilt von Else v. Monroy (Schwerin)

Goethe an Friedrich Piper

Das mir übersandte Lustspiel könnte wohl schwerlich auf unserm Theater mit Succeß aufgeführt werden. Ich sende es deßhalb, mit Danck für dessen Mittheilung, anbey zurück.

Weimar d. 10. Dec. 1794. Goethe.

Georg Christian Friedrich Piper, geb. 1776 zu Güstrow in Mecklenburg als Sohn des Konsistorialrats Piper, ging 1794 nach Jena, um die Rechte zu studieren, und reichte am Ende dieses Jahres sein Schauspiel 'Der Mammon' Goethe als Manuskript ein. Er begleitete seine Sendung mit folgendem Briefe:

Gnädiger Herr,
Hochgebietender Herr Geheimerath!

Mit aller der Schüchternheit, die jeden jungen Schriftsteller begleiten sollte, wenn er sein Geistesproduct einem Meister in die Hände liefert, zugleich aber auch mit der beruhigenden Überzeugung, vor einen Dichter getreten zu seyn, der, möge sein Urtheil günstig oder ungünstig ausfallen, gewiß gerecht geurtheilt hat, wage ich es, Ew. Excellenz das inliegende Manuscript zu überreichen und es Ihnen, wäre es der Aufführung nicht unwerth, für die Weimar'sche Bühne unterthänigst zu offerieren.

Es würde Affectation seyn, wenn ich es leugnen wollte, daß ich dem Stücke einigen, wenn auch noch so geringen Werth beymesse und daß ich mir schmeichle, die Lectüre desselben werde den Leser und die theatralische Vorstellung den Zuschauer nicht ganz unangenehm unterhalten. Sehr leicht kann sich aber Eigen-

liebe in diese Meinung gemischt haben, und wäre auch das nicht, so sieht doch nur das Auge des Kenners helle, und Ew. Excellenz werden es mir daher verzeihen, daß ich wünsche, durch Sie meine Meinung zu berichtigen, zu ergänzen — vielleicht gänzlich zu ändern.

Wenn Ew. Excellenz den 'Mammon' zur Aufführung zu geben geruhen, so sei mir der Schluß erlaubt, Ihnen kein ganz schlechtes Stück geliefert zu haben. Eine sehr schmeichelhafte Belohnung meiner Arbeit! Und überdieß genösse ich dann des Vergnügens und Vortheils, einer Vorstellung meines Stückes mit beiwohnen zu können und so in den Stand gesetzt zu werden, als Zuschauer den Dichter zu beurtheilen und also in einen Gesichtspunct zu treten, aus dem man die Mängel und Flecken seines Stücks weit deutlicher gewahr wird. Ein Vortheil, wornach jeder dramatische Dichter ringen sollte, wenn anders sein Interesse mit dem Vergnügen des Publicums Hand in Hand gehen kann.

Erlauben Ew. Excellenz mir über den Plan des Stücks nur folgende Anmerkung.

Mehreren meiner Freunde schien Wilhelmis Entschluß (in der 8. Scene des 1. Akts) nicht natürlich, mindestens nicht genug vorbereitet. Allerdings strebt Liebe unaufhörlich nach näherer Vereinigung; aber daß deswegen ein Jüngling, auch wenn er noch so glühend, noch so schwärmerisch liebt, die Stimme der Vernunft gar nicht zu hören im Stande wäre, daß er sich nicht von der Gegenwart loszureißen und einen Plan für die Zukunft zu fassen vermöchte, wenn ihn seine ganze Lage dazu auffodert und sogar die Nothwendigkeit in ihn dringt, läßt sich, wie mich dünkt, schwerlich behaupten.

Mit der tiefsten Ehrerbietung ersterbe ich

Ew. Excellenz

unterthänigster Diener

Friedrich Piper

im Hause der Hofräthin Walch.

Jena, den 29. November 1794.

Piper nennt sein Werk ein „Schauspiel“, Goethe spricht von einem „Lustspiel“. In der Tat hat die Fabel des Stückes durchaus Lustspiel-

charakter. Im Mittelpunkt steht ein Liebespaar, Wilhelmi und Sophie; der grausame und habgierige Vater des Mädchens verwehrt den Liebenden wegen Wilhelmis Armut die Heirat. Da beschließt dieser in seiner Verzweiflung, um die siebzigjährige Anna zu werben, damit er als ihr Erbe dermaleinst Sophiens Gatte werden könne. Anna und ihr Bruder, der alte Braun, sind ein sehr reiches und wohltätiges Geschwisterpaar. — Zu Sophiens Ohren dringt das falsche Gerücht, daß Wilhelmi von Anna abgewiesen sei: da faßt sie nun ihrerseits den heldenmütigen Entschluß, dem alten Braun die Hand zu reichen, von derselben Hoffnung auf die Zukunft geleitet wie vorher Wilhelmi. Die Geschwister gehen scheinbar auf alles ein, überraschen aber schließlich die Liebenden mit der Ankündigung, daß sie zu Erben des großen Vermögens eingesetzt seien — aber nur unter der Bedingung sofortiger Heirat.

Die harmlose Intrige scheint in Pipers Kreisen Bedenken erregt zu haben. Als Piper im Jahre 1795 sein Stück in Jena drucken ließ, suchte er in dem „Vorbericht", den er diesem „ersten dramatischen Versuch eines Jünglings" vorausschickte, von neuem den Entschluß seines Helden zu begründen und noch eingehender als in dem Briefe an Goethe.

Piper — er wird in Goedekes 'Grundriß' an zwei Stellen behandelt: 5, 386, 25 und ausführlicher 6, 440, 10 — starb als Geh. Hofrat in seiner Vaterstadt im Jahre 1859. Er ist seiner Liebe zur dramatischen Dichtkunst trotz Goethes Ablehnung treu geblieben; sein 'Mammon' hat sogar eine zweite Auflage (1796) erfahren. In Gera 1796 erschien das Lustspiel 'Gewinn durch Verlust', in Rostock 1797 das einaktige „dramatische Gemälde" 'Die Brüder'. Es folgte das Lustspiel 'Die Freiwilligen', Rostock 1814, das Verslustspiel 'Die Schäferhütte', Rostock 1815, sodann 'Drei Abendstündchen oder die Spekulation auf die Eroberung von Paris', Rostock 1816. Den Schluß bildet ein fünfaktiges Trauerspiel 'Das Brautpaar', Berlin 1821, eine Schicksaltragödie in fünffüßigen Jamben mit dem Thema verbrecherischer Doppelehe (Goedeke, 'Grundriß' 8, 315, 14). Einige dieser Dramen sind auf dem Liebhabertheater in Güstrow aufgeführt worden, ein einziges, 'Das tscherkessische Brautpaar', das, soviel bekannt, nicht veröffentlicht worden ist, hat den Weg auf eine größere Bühne gefunden und im Jahre 1840 im Hamburger Stadttheater — wenige Tage vor der Erstaufführung der Hebbelschen 'Judith' — einen sehr bescheidenen Erfolg davongetragen.

Goethes eigenhändiges Briefchen ist im Besitze der Familie v. Monroy zu Schwerin i. M., der Nachkommen Pipers aus der weiblichen Linie.

II. Johann Michael Rinne

Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv

mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Von der gleichmäßigen Mittelhöhe gesicherten Bürger- und Beamtentums, auf der wir in Abschnitt I verweilten, steigen wir zur Tiefe kümmerlichster Bedürftigkeit.

In der Vorstellung der Nachwelt wie einst in der Wirklichkeit übertönt das Vivatgeschrei und Rundagebrüll, das Hiebergerassel und Sporengeklirr des Jenaer Renommisten nur zu leicht die Seufzer des armen Teufels, der einem harten Schicksal ärmlichen Lebensunterhalt abringen muß; je selbstgefälliger daher das lärmende Burschenleben mit Kommers und Komitat unsere Aufmerksamkeit auf sich beschränken möchte, um so mehr wird es Pflicht, auch diejenigen Zeugnisse ans Licht zu ziehen, in denen das Elend laut zu werden sucht.

In dem Faszikel des Goethe-Archivs 'Eingegangene Briefe 1796', Bl. 217ff., finden wir folgendes Schreiben an Goethe:

Excellentissime,

Hochwohlgeborner,

Gnädiger und Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Ew. Excellenz geruhen gnädigst zu verzeihen, daß ich es wage, Hochdieselben hiermit zu inkommodieren.

Ich war nämlich gestern in Weimar, in der Absicht, mir die gnädigste Erlaubniß auszubitten, Ew. Excellenz meine unterthänige Aufwartung machen zu dürfen, allein ehe ich dies that, erhielt ich schon die Nachricht, Ew. Excellenz wären jetzt in Jena.

Da ich nun vor einiger Zeit es wagte, an Hochdieselben ein unterthänigstes Promemoria abzuschicken, welches wahrscheinlicher Weise Ew. Excellenz nicht getroffen haben mag, so erkühne ich mich, Hochdieselben zu bitten, die hohe Gnade für mich zu haben, über beiliegenden Aufsatz Hochdero gnädige Gesinnungen kund werden zu lassen.

Der ich mit der größten Devotion verharre

Ew. Hochwohlgebornen Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, am 30. Mai 1796. J. M. Rinne,

der Gottesgelehrtheit Beflissener.

NB. Ich wohne beim Herrn Doctor Hunnius in der Oberlaugengasse.

Ich bin der Sohn eines armen Tagelöhners aus Naumburg an der Saale, und meine Vorfahren so wie mein Vater selbst zählten sich, so weit sie mir bekannt sind, zum Hirtenstande, bis sich mein Vater endlich in Naumburg ein kleines Häuschen kaufte und bei dem Herrn Wollhändler Voigt daselbst in Arbeit als Wolleneinkaufer kam. Schon vor meiner Geburt widmete mich mein Vater dem Studieren und zwar der Theologie, ohne zu bedenken, daß Fähigkeiten, welche damals noch nicht untersucht werden konnten, dazu gehörten. Hätten nun diese gefehlt, so wäre die Welt um einen unnützen Menschen reicher geworden. Ich kam also auf die Domschule zu Naumburg, wo sich denn auch bei mir selbst die Lust zum Studieren einfand, welches ich besonders dem Herrn Quintus Weineck und dem Herrn Conrector Braun zu verdanken habe. Es kam die Zeit heran, wo ich die Universität beziehen sollte; Jenas Wohlfeilheit brachte meinen Vater dahin, mich nicht nach Leipzig, sondern nach Jena abgehen zu lassen. Seit Michael 1793 studiere ich also hier Theologie, so gut sich nämlich bei meinen Umständen studieren läßt. Mein Vater bestimmte mir den zehenden Theil von seinen Einkünften, welche wöchentlich in 1 rh. 12 Gr. bestehen, zu meinem Studieren, er hat mehr gethan, der Gute, er gab mir wöchentlich 12 Gr.; natürlich konnten von dem übrigen Thaler nicht noch 5 Personen (so stark war nämlich die Familie noch) erhalten werden, und doch gelang es ihm bisher. Er versuchte nämlich neben seiner Arbeit noch etwas erwerben zu können; es gelang ihm durch die Verfertigung eines guten Kräuterthees und durch verschiedene Pulver für Rindvieh, Pferde, Schweine u. s. w. Er ließ es von verschiedenen erfahrnen Männern prüfen, welche sowohl den Kräuterthee als die Pulver für gut erklärten. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, sich selbst sowohl als auch meine Geschwister nothdürftig (aber freilich immer sehr kümmerlich und ärmlich) hinzubringen. Nur mein Zuschuß zum Studieren konnte nicht erhöhk werden, und nie habe ich es über's Herz bringen können, mehr zu verlangen. Oft bat mich mein Vater mit Thränen, wenn er einige Thaler in Jena für mich bezahlen mußte, doch ja darauf bedacht zu sein, mir etwas selbst zu verdienen, ich that es, so viel mir nur möglich war, durch Heft-

schreiben für andere meiner Herrn Mitstudierenden; allein hätte ich mich dadurch allein hinbringen wollen, so hätte ich meine Studien gänzlich vernachlässigen müssen; da aber Heftschreiben mein eigentlicher Zweck nicht war, so mußte ich dies bloß in Nebenstunden thun, wo freilich Repetition der Vorlesungen wegfiel und wegfallen mußte. Das Heftschreiben wurde von manchen oft gar nicht bezahlt, und von allen sehr schlecht. Es konnte daher nicht anders kommen, als daß einige Schulden auflaufen mußten. Um diese zu tilgen, versuchte ich ein anderes Mittel. Ich erstand nämlich, noch da ich auf der Schule war, verschiedene Makulatur für meinen Vater, worunter ich ein Manuscript fand, dessen Inhalt ein Roman war; dies suchte ich, da es sehr undeutlich geschrieben war, so viel als möglich auszuarbeiten, Überschriften über die Abschnitte zu machen, weil keine da waren, und so brachte ich es zum Herrn Buchhändler Rothe nach Gera, welcher es auch annahm, mir 5 Speziesthaler draufgab und mir in einigen Tagen noch etwas zuschickte, so daß ich 10 Reichsthaler bekam, ohnerachtet ich 20 Reichsthaler ausgemacht hatte. Da nun zu Ostern 95 dieser Roman unter dem Titel 'Emma von Hochheim' herauskam und ich noch nichts von Herrn Rothe bekommen hatte, so schrieb ich zu wiederholten Malen an ihn und bekam keine Antwort. Nun glaubte ich steif und fest, es sei von Seiten des Herrn Rothe ein Betrug dahinter, weil ich keinen schriftlichen Contract mit ihm gemacht hatte. Ich wendete mich also an den Herrn Hofrath Wieland, dem ich zuvor einige Gedichte von mir zum Verbessern überschickt hatte, stellte ihm meine ärmlichen Umstände vor und klagte, daß ich von Herrn Rothe nichts bekommen könnte. Kurz darauf kam ein junger Mann zu mir mit einem Briefe vom Herrn Hofrath Wieland, worin er mich tröstete und versicherte, daß er sogleich an Herrn Rothe geschrieben habe. Wer war froher als ich! ich freute mich über die Gewogenheit des Herrn Hofraths unendlich mehr als über den Louisd'or, den mir der unbekannte junge Mann vorstreckte mit der Bitte, solchen nicht eher wieder zu bezahlen, als bis ich ihn gänzlich entbehren könnte und bis meine Umstände sich gänzlich gebessert hätten. Es währte nicht lange, so bekam ich vom Herrn Hofrath meinen Roman, den er verlangt hatte, meine

Gedichte nebst einem Briefe zurück, worin mir kund gethan wurde, daß mein Roman nichts als ein abgeschriebenes Ding sei, weswegen Herr Rothe von Herrn Kühne in Wittenberg des Nachdrucks angeklagt worden wäre. Nun erklärte sich die Sache deutlich auf folgende Art. Herr Kühne in Wittenberg hatte vor einigen Jahren einen Roman verlegt unter dem Titel 'Unglück krönte ihre Liebe', welchem er 1793 einen neuen Titel 'Hans von Spernach und seine Kinder' gegeben hatte. Vermuthlich war nun jenes Manuscript, das ich in der Auction erstand, eine aus Speculation verfertigte Abschrift gewesen, worin nichts weiter als die Namen verändert waren, die ich auch ließ. Natürlich mußte ich nun der Plagiarius sein, so unschuldig ich war, da bloß drückende Armuth mich darzu gebracht hatte, jenes Manuscript dem Druck zu übergeben.

„An Rückgabe", so schloß der Herr Hofrath Wieland, „des Ihnen vom Herrn Grafen von P . . . . übergebenen Louisd'ors ist bei Ihren jetzigen Umständen kaum zu denken; er sei Ihnen also hiermit geschenkt, dagegen verbitte ich mir aber auch alle weitere Correspondenz!"

Unbeschreiblich ist der Schreck, der sich meiner nach Endigung dieses Briefs bemächtigte. Meine ganze Zufriedenheit war dahin. Schwermuth bemächtigte sich meiner, und das Bewußtsein, bei einem so edlen Manne auf eine so unschuldige Weise in den Verdacht eines literarischen Diebstahls gekommen zu sein, quält mich noch jetzt auf das schrecklichste. Zwar wagte ich es noch einmal, an den Herrn Hofrath einen Brief abzusenden, worin ich alle Umstände, die dabei obgewaltet hatten, auseinander setzte; allein ich erhielt keine Antwort; dies kränkte mich noch mehr.

Nun befand ich mich in der traurigsten Lage. Von aller Hoffnung, meine Schulden zu bezahlen, entfernt, so gern ich sie bezahlen wollte, selbst von dem Nothdürftigsten entblößt, wagte ich es, auf Anrathen eines Freundes, ein kleines Gedicht auf meine Kosten drucken zu lassen und selbiges am 30. Januar d. J. als am Geburtstage der Durchlauchtigsten Herzogin abzuschicken. Der Herr Doctor medicinae Hunnius, mit dem ich in einem Hause wohne, rieth mir, dies an Seiner Durchlaucht ersten Kammerdiener Kämpfer zu überschicken, allein noch [an] dem-

selben Tag bekam ich das Paket zurück mit der Nachricht von Madame Kämpfer: ihr Mann sei jetzt nicht zu Hause, er sei auf drei Tage verreist; sie schicke mir also das Paket zurück, um es durch eine andere Gelegenheit überschicken zu lassen.

Ein expresser Bote wurde also abgeschickt, welcher mir bei seiner Rückkunft versicherte, er habe es sicher überbracht.

Einige Zeit darauf schickte ich durch die hiesige Botenfrau ein unterthänigstes Promemoria an Seine Herzogliche Durchlaucht selbst, worin ich meine äußerst kümmerlichen und ärmlichen Umstände auseinander setzte; allein dies wurde bis jetzt mit tiefem Stillschweigen übergangen, und ich fürchte nichts mehr, als durch meine Kühnheit Seiner Durchlaucht höchste Ungnade mir zugezogen zu haben. Sollte dies der Fall sein, so bin ich gänzlich unglücklich, da fast alles sich vereinigt, mich in Verzweiflung zu stürzen. Von allem entblößt, was zu den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens gehört, von meinen Schuldnern gequält, die ich so gern bezahlen wollte, wenn es nur einigermaßen in meinen Kräften stünde, gleiche ich einem durch Schiffbruch Verunglückten, der nach jedem Stückchen Holz hascht, um sich zu retten, und in den Abgrund hinabstürzt, wenn auch diese seine letzte Zuflucht verschwindet.

N. S. Dies meine Geschichte. Meine erste Bitte an Ew. Excellenz ist die um gnädigste Verzeihung wegen meiner Kühnheit; meine zweite: mir gnädigst kund thun zu lassen, ob wohl noch etwas für mich zu thun sein möchte, ob ich wohl durch die Gnade Seiner Durchlaucht in den Stand gesetzt werden könnte, meine Schulden, wenigstens meine dringendsten, zu bezahlen. Keine große Summe würde dazu erfordert werden, um mich gänzlich zu retten und dadurch die Ruhe und Heiterkeit der Seele eines durch Mangel und Armuth niedergedrückten Unglücklichen wieder herzustellen.

Der Schreiber dieses Briefes, Johann Michael Rinne, muß um 1775 geboren sein, vielleicht in Gotha, von wo der Vater, Johann Michael geheißen wie der Sohn, ein offenbar den religiösen Stimmungen der Zeit zugänglicher Mann, nach Naumburg gezogen sein mag. Rinne wurde, zehn Jahre alt, am 13. Januar 1785 in die Quinta des Domgymnasiums zu Naumburg a. d. S. aufgenommen; im Sommer 1793 verließ er die Schule, „ohne Abschied zu nehmen" (gemäß freundlicher Mitteilnug des

Herrn Studiendirektors Prof. Kaiser in Naumburg). Am 17. September 1793 ist er in Jena immatrikuliert worden. Wir staunen über die Verwegenheit, mit so unzureichenden Mitteln, wie sie sein Brief an Goethe schildert, das Studium zu beginnen; doch betragen nach drei Jahren die aufgelaufenen Schulden immerhin nur 18 Taler. Das Mittel, womit Rinne sich zu helfen sucht, will uns sonderbar genug anmuten; wir sehen, welch unsicheren Rechtsbegriffen der Schutz geistigen Eigentums damals anheimgegeben war. Der Roman 'Unglück krönte ihre Liebe', über den der bedauernswerte Rinne geraten ist, eine dürftige Rittergeschichte, 1788 erschienen, stammte von dem Buchhändler und Stadtsteuereinnehmer in Wittenberg Christian Friedrich Gottlob Kühne (1768—1813), einem fleißigen Schriftsteller untersten Grades, der seine Erzeugnisse selbst zu verlegen pflegte (Goedeke, 'Grundriß' 5, 516, 18); von der zweiten Auflage: „Hans von Spernach und seine Kinder. Eine vaterländische Familiengeschichte', Frankfurt und Leipzig, 1794, findet sich eine kühle Abfertigung in der 'Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek', 28. Band (1797) 1. Stück S. 169.

Unser Brief ist nicht der erste, den Rinne in seiner Bedrängnis an Goethe geschickt hat: schon am 19. Mai 1796 hatte er mit einem Schreiben, das bereits eine kurze Schilderung seiner Verhältnisse enthält, jenes der Herzogin Luise gewidmete Gedicht übersendet. Um von Rinnes dichterischer Fähigkeit einen Begriff zu geben, stehe hier der Beginn seiner Verse:

Ha! jetzt dämmert er prächtig herauf, der festliche Morgen,
  Rings mit Rosen umkränzt hat er das strahlende Haupt.
Ehrerbietig weichen die Stern', es schwinden die Nebel
  Hin in ewiges Nichts: denn am azurenen Ost
Steigt im majestätischen Glanze die Fürstin des Himmels
  Prächtig herauf, ihr jauchzt heute die ganze Natur.
Festlich schmückt sich das Land, das jetzt, Durchlauchtigste Fürstin!
  Jauchzend Mutter Dich nennt, froh zu begrüßen den Tag,
Der zum Wohl des Landes, zur Hülfe der leidenden Menschheit,
  Die Deinem Throne sich naht, einst Dich zum Dasein berief. . . .

Man sieht: das übliche Geburtstagscarmen, das in den ausgefahrenen Gleisen überkommener Huldigungsphrasen dahinfährt; Formgewandtheit und Ausdrucksfähigkeit mag in gewissem Umfange zugestanden werden. Man erkennt die vorangegangene Übung; man erkennt: der Verfasser ist literarisch-ästhetischen Dingen zugekehrt. Und so sagt er in seinem Briefe vom 19. Mai:

Es war bisher nur mein größter Wunsch, nur so viel zu verdienen, um etliche neuere Sprachen zu erlernen, da ich mich besonders auf Literatur lege und mein Bestreben dahin geht, einst an irgend einer Bibliothek angestellt zu werden.

Noch einmal, vier Jahre später, hat sich Rinne an Goethe gewendet. Er schreibt (Eing. Briefe 1800, 191 f.):

Beifolgende kleinen Aufsätze haben einen Unglücklichen zum Verfasser, der gern und mit Freuden auf eine rechtschaffene Weise sein Brot in der Welt verdienen möchte, aber keine Aussichten dazu hat.

Seit sechs Jahren lebe ich in Jena, wo ich Theologie studierte, weil ich von meinem Vater schon vor meiner Geburt dazu bestimmt war, der mir aber hierzu nicht das Nöthige geben konnte, weil er selbst arm ist. Mein Lieblingsstudium war Literatur und mein höchster Wunsch der, irgend einmal an irgend einer öffentlichen oder Privatbibliothek angestellt zu werden. Kümmerlich mußte ich mir indeß meinen nothdürftigsten Unterhalt selbst verdienen, welches ich durch Corrigieren einigermaßen zu bewerkstelligen suchte. Auch hierdurch hoffte ich einst, wenn mein obiger Lieblingswunsch nicht realisiert würde, mein Brot zur Not zu verdienen, wenn ich in einer großen Druckerei angestellt würde. Vor einiger Zeit starb der Druckerherr (Fiedler), bei dem ich corrigiert hatte — die Arbeit nimmt immer mehr ab, und da die Correcturen hier außerdem sehr schlecht bezahlt werden, so sehe ich mich genöthigt, anderwärts mein Brot zu suchen und mich zu bestreben, irgend etwas aufzutreiben, wovon ich leben kann, sei es an einer Bibliothek, als Corrector oder als Secretär. — Da ich aber jetzt von allem entblößt bin, was zum Lebensunterhalt gehört, und kein Reisegeld habe, so kam ich auf den Gedanken, einige von meinen kleinen Aufsätzen, die ich einst in weniger trüben, sorgenfreien Stunden bloß zu meinem eigenen Vergnügen ausarbeitete, ohne die Idee, sie jemals drucken zu lassen, hervorzusuchen, weil mich drückender Mangel und die höchste Armuth dazu dringt. Ich habe unter anderm zwei Aufsätze gewählt, die ich, nach meinem Gefühl, nicht unter die schlechtesten zähle. Diese wage ich Ew. Hochwohlgebornen Excellenz hierbei als dem kompe[ten]testen Richter zu übersenden und Hochdieselben um die Gnade zu bitten, mir, ob diese Kleinigkeiten wohl werth sind, gedruckt zu werden oder nicht (ich kann es nicht beurtheilen!), gnädigst kund zu thun. Ist es der letztere Fall, so werde ich kein Bedenken tragen, sie sogleich, trotz meiner be-

drängten Lage, zu vernichten, weil ich nicht gesonnen bin, die literarische Welt mit schlechter Waare zu versehen; lieber will ich mich in der politischen zu jeder Arbeit verstehen, um mir meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Vielleicht kann ich diese Woche die Gnade erlangen, bei Ew. Hochwohlgebornen Excellenz die Aufsätze selbst persönlich abzuholen, da ich einen guten Freund Namens Hermann von hier, der in Weimar auf dem Gymnasium studiert und beim Kammerboten Krämer wohnt, besuchen werde. Ich wiederhole nochmals meine unterthänigste Bitte und verharre mit der größten Hochachtung

Ew. Hochwohlgebornen Excellenz

unterthänigster Diener

Jena, am 10. Junius 1800. Joh. Mich. Rinne.

Wir wissen nicht, ob Goethe die Zuschriften Rinnes beantwortet hat; wir wissen nicht, was aus dem armseligen Menschen geworden ist. Es gibt einen „teutschen Schauspieler" J. M. Rinne (Goedeke, 'Grundriß' 6, 449, 23), der 1800 eine Schrift 'Etwas über Gesellschaftstheater', 1801 ein fünfaktiges Trauerspiel 'Klotar' und vielleicht noch 1805 'Merkwürdigkeiten der churfürstlich Sächsischen Stadt Dahme' veröffentlicht hat: möglicherweise ist er identisch mit unserm Jenaer Studenten, der, wie viele sinkende Musensöhne seiner Zeit, in letzter Not die Hand der strengen Melpomene ergriffen haben mag, um von ihr entweder einem gleich kummervollen Leben zugeführt oder vollends in den Abgrund gestoßen zu werden.

Ein weimarischer Edelmann

(Ein Brief des Freiherrn Wilhelm v. Ziegesar an Goethe)

Mitgeteilt von Werner Deetjen (Weimar)

An Sr. E. Gehrath von Göthe
zu Weimar.

Colonoe Suriname aan Paramaribo
am 12.t Maart 1790.

Hochwohlgebohrner Herr

Hochgeehrtester Herr Geheimterath.

Durch einen Brief von dem 1. Augustus 1789, so ich, für einige Tagen, mit den letzten Jolle-Schiffe, so im Monath december a. p. aus Amsterdam geseegelt sind, erhalten habe, habe ich daß inliche Vergnügen gehabt, von der Frau von Germar[1]) zu erfahren, daß Ew. Hochwohlg. sich meiner noch erinnert, und meine Empfehlungs Versicherungen, nicht ohne Antheil angenommen haben. — Ich halte es also für ein Zeugen von wahrer Achtung, die ich allerwegens und in allen Welttheilen für Ew. Hochw. haben werde, um schriftlich mich Ihrer Freundschaft und Andenckens zu empfehlen. —

Ob Ew. Hochwohlg. meinen etwas sonderbahren Schritt, Frau, Kinder, Familie, und eine gewisse Fortune, an dem Nassau-Usingenschen Hoffe, so plötzlich und sonder jemands Raths zu fragen, verlassen zu haben, um in einem fremden Weldtheile, sonder Recommendation, noch große Fonds ein besser Glück zu suchen, (auch so als viele meiner Freunde, und nechsten Anverwande) genommen haben als einen romanesquen Schritt, glaube ich nicht.

[1]) Vermutlich die Gattin des weimarischen Hauptmanns Friedr. Ludw. v. Germar, Luise Dorothea Christiane, geb. v. Bendeleben.

Ich soll mir die Freyheit nehmen, und in kurzen Ew. Hochwohlg. die wahre Ursache schreiben. — Kein Vermögen mehr habende in einer gewissen Spiel und Depensen Gesellschaft am Rheyn verknüpft seynde, der Fürst von Usingen nach Paris gehende, und ich sonder occupation seynde, sahe ein, und kante mich selbst zu viel um nicht zu fühlen, daß ich aus Lust und durch Verführung zum Spiel und Hang zu Depensen (nach einer einfältigen Edelmenschen Idee) um als ein Baron leben zu wollen, mich in 2 Jahren villeicht ganz unglücklich machen könte, ich resolvirte also, so hart es mir auch ankam mit dem wenigen baaren Geld, und Nipes die ich hatte, die Reise nach America und die West Indies zu thun ich nahm meinen kleinen Sohn Charl mit mir, um im̄er ein Geschöpf vor meine Augen zu haben, daß mich vor Augen habende von allen Thorheiten abhalten könte, und zu jung war, um zu wissen, noch sagen zu können, daß sein Vater ein armer teutscher Oberhofmeister, von den Fürsten von Nassau Usingen sey. den 3en Nov. 1783 auf ein Nordamericanisch Englisch Schiff zu Amsterdam, gehende verfluchte und verredte ich alles Spielen (mein Haupt Unglück) und ging mit betrübtem Herzen, doch Philosoph genug seynde um daß auszuführen, was ich mir vorgenommen hatte, nach Nord America, wo ich den 30 Maart 1784, nach großer und gefährlicher Seereise, wegen der Winter Saison, und grosem Eis in den Deliwaare, mit meinen Charl, glücklich und gesund ankahm. Auf einem englisch americanischen Schiff, wo kein teutsch gesprochen wurde, noch teutsche waaren, sondern 5 Englische und 2 Franz. trekenden Passagiers, waren, mich befindende, machte daß ich mit Hülfe einer Gramatic und Lexikon, so in Amsterdam kaufte, der Englischen Sprache, was mächtig wurde, und Charl ganz englisch reden lernte, so gut als ein englischer Junge, spielend den ganzen Taag mit die Englischen Matroosen. Wie ich in Philadelphia unter den Nahmen William Ziegesar ankam, war ich sicher daß ich die Leute verstand und man mich auch. Ich soll keine Beschreibung an Ew. Hochwohlg. von dem herlichen Weldtheil machen, weil die besseren Schreiber, genug wahr und falsch darvon geschrieben haben, Die Stadt ist prächtig, die Delaware, und die Seeküsten, sind majestetisch anzusehen, und ich

glaubte noch in Europa zu seyn. — Ich war 3 Wochen da, und suchte mein Projekt, um Geld zu verdienen auszuführen. Alle meine Ringe, Uhren, Dosen, Spitzen, und unnöthige Garderobe, nebst der kleinen Cargaisoon[1]). so in Amsterdam gekauft hatte, wieder zu Geld gemacht habende viel ich auf das Projekt eine Reitbahn anzulegen. Ich fing an, und suchte alles vor, um die jungen americaner und americanischen Damens, dieses Projekt angenehm zu machen, ich trieb das Handwerk 18 Monath, gewan aber mehr Geld an einem Pferd, das gut über Hecken und Gräben, auf der Fuchs und Hasenjagd, springen konte, als mit einem Pferd, das noch so regelmäßig rechts und links galopeeren konte; Ländlich sittlich. — Befürchtent einmahl bey zureiten der Pferde, um Sie über Hecken, Gräben und Fensen zu setzen, den Hals, oder zum wenigsten Fuß oder Arm zu brechen, gab ich die ganze Entreprise auf, verkaufte alles, sonder Schaden, als die Zeit die ich in Nordamerica verlohren hatte; Ich began ein neues Projekt, es wurde von dem Congreß proponeert die Kosten zu bezahlen, als jemand von Canada, an bis nach Fortpitt die Grentzen aufnehmen, und authentieque attestate, überliefern wolte, ich acceptirte es, und wurde sehr gern dieweyl ich keinen Vorschuß verlangte, gewilfährt und mit gute Pässe, und offene Brieffe, versehen ging ich in 1785 über Boston, nach Quebeck, lies meinen Charl in einer americanischen Kostschuhl zu Philadelphia, und kam über die blauen mountains in 1786 wieder nach Philadelphia, nachdem ich gewis schöne Gegenden, aber auch sehr viele wilde americanische Indianische Völcker gesehen hatte, an den Ohio, und großen Misisippi Fluß, bekam vor mein Journal mit attestaten 387 ℔ St bar ausgezahlt. Nach unsern Geld bey viertausend gulden Rheynlandisch.

Mit dieser Reise nicht zufrieden seynde, ging ich nach Maryland, Virginien, nahm den Charl mit auf einem kleinen americanischen Pferdgen, kaufte einen Neeger vor 75 Guineas, dem ich noch habe, und reiste so zu Pferd, bis Charlestown, daselbst ließ ich den Charl nochmals in der Schule, und ging mit einem Englischen Ship und einem Freybrief von dem Spanischen Con-

[1]) Cargezoen = Schiffsladung.

sul nach Nieuw Orleans in den Golf von Mexiques, blieb 27 Wochen aus, und zurück nach Charlstown koomende, ging ich mit Charl die WestIndies von Insul zu Insul, soviel es möglich zu besehen, und kam den 13. Nov. 1786 nach Suriname, trat laut Beyl. No. 1 in Societeerts Dienste, bey ein Magazyn von Vivres, blieb 30 Monath, lernte ein wenig Hollands, nahm meine demissie und engagirte mich auf der Secretary von der Colonie um das archiv in Ordnung zu bringen, und dieses thue ich frühmorgens, um 12 Uhr gehe ich auf das Comptoir von dem Herren G. A. D. de Grooth das größte in der Colonie, und da ist seit dem 27. August 1789 dieses meyne Beschäftigung D Heer W. Ziegesar aangestelld om myn prive Journaal Daagelyket in een Boek te schryven zuveel, moogelyk by te houden, en in het schryven te letten op de bezondere Zaaken [Sachen]. Vor diese Aarbeiten stehe ich mich fast 3000 fl. Ew. Hochwohlg. sollen sagen viel Geld, und doch nicht genug um nur fatzoenelyk [standesgemäß] in den West Indies zu leben, geschweige meine Kinder, was zu senden. Jedoch mein Fleiß, reiten, Music und Schreiben haben mich seit 1783 ernährt, alle reise Kosten vergüthet, und ein klein Capital in Neegers stecken lassen, und lebe in der guten Hoffnung doch noch nach und nach mit arbeiten, so hier keine Schande ist, ein Capitaal vor meine Kinder samlen zu können. Von Leben und Gesundheit hängt alles ab. Aus allen diesen sehen Ew. Hochw. daß ich hier reicher bin, als wie in Europa, und Ew. Hochw. als ein verständiger und einsichtsvoller Man, sollen wohl sehen, daß nicht, um den Aventurier zu spielen, sondern die Liebe für meine Kinder mich den Schritt hat thun lassen.

Da ich Ew. Hochw. Menschenliebendes Herz kenne, so nehme die Freyheit Ew. Hochw. zu versuchen, da die 2 Beylagen zeugen, daß ich keine Aventuren spiele, sondern ohne Reecommendation, noch Reichthum durch meinen Fleiß und gute Conduite mich recommentiert habe, und bis dato fort gekomen bin, sich vor mich zu interesiren. Es fehlt mir nichts als von Sr. Herzogl. Durchlaucht als meinem eigentlichen Landes Vater, eine Recommendation an die Herren von der Edele Directie zu Amsterdam und daß Ew. Hochwohlg. mir ein guthes Attestat und

Empfehlungs Schreiben, an dem Herr W. Six, als den Secretair von der Edele Directie, mit einer antwort an mich senden. Ich lege die Adresse bey. und so Sie die gütigkeit haben, und mir antwoordten, und solchen Brief unter seiner addresse nach Amsterdam laufen lassen, so weis ich wie ich daran bin: Ich soll diese große Gnade von Durchl. Herzog zeitlebens erkennen, und hoffentlich noch ein maal mündlich davor die Hand küssen; und Ew. Hochwohlg. für mich und meine Kinder als einen zweyten Vater verehren, und anbreysen. —

Ich bin jetzo in einem besondern Zustand, ich kan kaum mehr hochteutsch schreiben, Holländisch und Englisch habe auch noch nicht recht gelernt, daß ich also eigentlich keine Sprache kan.

Mein americanisch Journal seit 1784 ist bis 1786 Englisch, und ich wünschte, es wäre unter einer guten Feder ein maal in Ordnung gebracht, von Suriname ist es nun hollandisch, und zum wenigsten sehr wahrheit, und keine unverdiente Lobeserhebungen darinnen. Alle Schildereyen so ich mache, sind nach der Natur, und keine Beschreibung überhöht. Die Copie von den an den Congres übergebenden Papieren habe ich gut und ordentlich, und die Antwort, von vier Congres Herren, und den President, unterschrieben, bleibt ein ewig Andenken, und Wahrheitsattestat in meinen Papieren, und muß es auch einst nach meinem Todte bleiben.

Ich habe alles risquirt und thue alles aus Liebe für die meinigen, allein ich fühle die Strabazen, und suche nun ein ruhig Brodt; Schreiben bekomt mir wohl, und schadet meiner Gesundheit nicht. — Ich soll meinen Charl so gut als nur möglich ist erziehen lassen; ich bezahle blos für seine Lehrmeisters 47 fl alle Monathe in einer Schule, und 12 fl. 10 × vor die MusicMeister also 59 fl. 10 × alle Monathe, gebe 300 fl. für ein simples quartier bey 1200 fl. kost mich mein Tisch, und wenn ich nicht eigene Sclaaven, und eine Mulattin als Haushälterin hätte, so könte ich gar nicht auskomen, mit dem was ich jetzo verdiene. Die Colonie ist die prächtigste, die ich auf alle Reisen gefunden haben. Es sind hier Haushaltungen die jährlich 60—80000 fl. gebrauchen und 60 ja 100 Haus Sclaven haben. Die Plantagien sind sehr schön, und gewaltige Capitialen stecken in den Neegers

und Gebäuden, Mühlen Zucker und Kochhäuser. Ich befürchte Ew. Hochwohlg. zu ennuyeuren, mit Beschreibungen von den Einrichtungen und Reichthümern dieser Colonie. Wir Europeer haben keine Idee was vor Schätze hier in den 2ten Weldtheil sind, hier in Zucker, Caffee, Catöen, en Cacao, in Virginien in Taback, in Carolina in Reiß und Indigo, in Nordamerica in Visch und Mehl. Ich habe Gott Lob das Glück gehabt es zu sehen und bin von allen ein Augen Zeug gewesen und gestehe Ew. Hochwohlgeb. daß ich noch verstaune, wen ich so nachdencke, was ich seit 1783 gesehen und erfahren habe.

Ich schließe diesen, empfehle mich Ew. Hochwohlg. menschen liebenden Herzen mit meinem Charl, versuche mich denen gnädigsten Herschaften zu Füßen zu legen, an alle die sich meiner erinnern, mein Compl. zu machen. Bey Durchl. Hertzog meine unterthänigste Bitte zur Wilfahrung einzuladen, und überzeugt zu seyn, daß ich ewig die Ehre habe in den entlegensten Weltheilen mit der größten Hochachtung zu seyn

Ew. Hochwohlgebohrn

ganz gehorsamster Diener.

W. Ziegesar.

NB. Um Ihnen nicht zu flattiren kan ich doch parole d'honneur versichern, daß in Nord und Sudamerica, und in die West Indies Ew. Hochwohlg. renomirt und geehrt werden. Ihre Schriften sind in allen Sprachen in allen Landen bekand — und geliebt, in Nordamerica habe ich allerwegen The Sorrows of Werther auf dem Clavier spielen müssen.[1])

[Einlagen:]

[1] Adresse Wel Edele Gestrenge Heer

Heer W. Six

Eerste Secretair van de Grootachtbaren Heeren Directeuren en Regeerders der Colonie Suriname

te

Amsterdam.

[1]) Offenbar die Komposition zu einer englischen Wertheriade.

[2] onts. den 1. Mart 1790.

Wel Geboore Heer
Den Heere W. Ziegesar
Adsistent Commis
Aan
Paramaribo.

Capt. Engelmann
d. GG.

Der vorliegende seltsame Brief befindet sich im Besitz des Herrn Grafen Einsiedel-Scharfenstein, dessen Güte ich die Kenntnis des Originals verdanke. Goethe wird das Schreiben, das ich mit allen seinen Fehlern wiedergebe, einst dem weimarischen Oberhofmarschall Friedrich Hildebrand v. Einsiedel übermittelt haben, damit dieser die Erfüllung des darin ausgesprochenen Wunsches bei dem Herzog erwirke; so ist es jenen Flammen entgangen, denen Goethe 1797 die an ihn gerichteten Briefe überantwortet hat, und verdient schon um dieses seltenen Sonderschicksals willen eine Mitteilung. Der Schreiber des Briefes, der in sieben Jahren seine Muttersprache so verlernte, ist der fürstlich nassau-usingensche Oberhofmeister Wilhelm August Karl Freiherr v. Ziegesar, geboren 1750 als Sohn eines sachsen-weimarischen Geheimen Rates und Oberjägermeisters, vermählt seit 1774 mit einer Freiin v. Holzhausen, gestorben 1795. Aus seiner Ehe gingen zwei Söhne und eine Tochter hervor. Der Knabe, den er in die fernen Länder mitnahm, Karl August Ludwig Adolf, sein älterer Sohn, wurde 1776 geboren und starb 1829 als nassauischer Kammerherr und Major. Leider wissen wir nicht, wie Goethe das Schreiben aufnahm, doch dürfen wir annehmen, daß das damals ungewöhnliche Schicksal, die Charakterstärke und Tüchtigkeit Ziegesars, der mit eigener Kraft sich aus dem selbstverschuldeten wirtschaftlichen Zusammenbruch rettete, seine lebhafte Teilnahme erregt haben wird.

Gäste im Goethehause

I. Pauline Gotter, 1808

Mitgeteilt von Julius Wahle (Weimar)

Gotha, den 13ten Dec. 1808.

.... Dann hatte ich noch ein Glück, worauf ich wenigstens nicht rechnen konnte, daß es mir so oft zu Theil wurde, nämlich Goethen so viel zu sehn; gleich den andern Tag, daß ich in Weimar angekommen war, wurde ich zu einem Frühstück zu ihm eingeladen, und du kannst dir denken, was für eine Freude ich hatte, ihn wieder zu sehn, er umarmte mich gleich und sagte: „Das nenne ich Wort halten"; ich hatte ihm nämlich in Carlsbad versprechen müssen, bald nach Weimar zu kommen oder ihm ein Rendezvous in Jena zu geben. Wem ich gut bin, dem wünschte ich die Freude, diesen herrlichen Mann nur einmal in seinem Leben sprechen zu hören, seine wunderbare Liebenswürdigkeit muß auch das unempfänglichste Gemüthe ergreifen und beleben. Ich war wenigstens einen Tag um den andern in seiner Gesellschaft, er besuchte mich einmal, und bat mich noch einmal zu einem Frühstück und dann auch zu einem Diner zu sich. Und wie freundlich und herzlich er immer war, wie er alles mögliche aufsuchte, mir Vergnügen zu machen, kannst du dir gar nicht denken. Er hat mir auch viele Landschaften geschenkt, die er selbst gemalt hat, meistens Gegenden aus Carlsbad. Im Theater mußte ich immer in seiner Loge sitzen, und wenn dann auch manchmal das Stück schlecht war, so fand ich das reinste Vergnügen in seiner Unterhaltung, und jedesmal führte er mich aus dem Theater und aus der Gesellschaft nach Hause. Dann habe ich ihn auch mehrmal in geistreichen Cirklen gesehn, die eine Hamburgerin Madame Schopenhauer jetzt in Weimar um sich versammelt, er führte mich

zu ihr, und wahrscheinlich weil ich unter so einem Schutz kam, hat sie mich gegen Verdienst und Würden mit Artigkeiten überschüttet, da sie sonst gegen Damen nicht sehr zuvorkommend sein soll. Ich war das erstemal ein wenig verlegen, wie mich Goethe hinbrachte, weil zufälligerweise den Tag, weil Ball in W. war, keine Damen hinkamen und ich unter einer Menge gelehrter Herrn außer der Wirthin die einzige Dame war, und beinah alles fremde Gesichter; doch hatte ich die Freude, den alten Wieland kennen zu lernen, neben dem ich zu sitzen kam. Ein paar Tage drauf wurde ich auf Goethes Gesellschaft zu einem Diner zu ihr eingeladen, wo ich wieder die einzige Dame war. Ich bin auch mit ihr einen Tag in Jena gewesen.... Ich verließ Weimar mit recht schwerem Herzen, weil ich sehr vergnügte Tage dort verlebt hatte, doch wurde mir auch hier bald eine Freude zu Theil; denn kaum war ich 24 Stunden wieder in Gotha, so bekam ich einen Brief von Goethe, der die herzlichsten und freundlichsten Dinge enthielt und wo er mich aufforderte, ihm zu schreiben und ihm zu erlauben, daß er mir manchmal ein Büchelchen schickte. Wenn ich zu dir komme, bringe ich dir alle diese Schätze mit, denn schon diesen Herbst habe ich einen allerliebsten Brief und ein sehr schönes italienisches Buch von ihm erhalten. Doch ich schreibe dir so viel von ihm, daß du am Ende glaubst, er habe mir den Kopf verdreht, und wenn er auch meinen ganzen Kopf und mein ganzes Herz so eingenommen hat, daß jetzt etwas anderes Mühe hätte, ein Plätzchen drinnen zu gewinnen, so steht doch beides noch auf der rechten Stelle . . . .

Das Liebesfeuer, das der „Advent von achtzehnhundertsieben" in Goethes Brust entzündet hatte, war erloschen, die reizende Gestalt Minna Herzliebs war dem Auge des Dichters entschwunden und hatte ein neues, erhöhtes Leben in seiner Phantasie zu leben begonnen. Gerade in den Tagen des Juni 1808, da er in Karlsbad den Roman, in dem er Minna als Ottilie verewigte, niederzuschreiben anfing, tauchte daselbst Pauline Gotter, die Schreiberin des mitgeteilten Briefstückes, auf, die, in milderer Form als Minna, das liebesselige Herz des alternden Dichters sofort in ihren Bann zog. Pauline, damals 22 Jahre alt, war die jüngste Tochter des in Gotha lebenden Dichters Friedrich Wilhelm Gotter, mit dem Goethe in Wetzlar, wo beide am Reichskammergericht tätig und Mitglieder der in 'Dichtung und Wahrheit' geschilderten altertümelnden „Ritter-

tafel" waren, in freundschaftlicher Beziehung gestanden hatte. Der Eindruck, den das reichbegabte, durch Lebhaftigkeit, Heiterkeit, Klugheit, Bildung, Schalkheit und liebreizende Anmut ausgezeichnete Mädchen, das man in seiner Vaterstadt wegen seines besondern Wesens „das Prinzeßchen" nannte, auf Goethe machte, war nicht gering, wie auch sie selbst von Art und Wesen des Dichters bezaubert war und gegen seine Huldigungen nicht gleichgültig blieb.

In Karlsbad, wo Goethe seit dem 15. Mai weilte, entspann sich, wie aus seinem Tagebuch zu ersehen ist, ein lebhafter Verkehr zwischen den beiden; auf gemeinsamen Spaziergängen und Ausflügen wurden die Schönheiten der Karlsbader Umgebung genossen, ja Pauline durfte eine ganz besondere Auszeichnung erfahren, indem Goethe ihr „die ersten Elemente der Pflanzenmetamorphose überlieferte" (Goethes Tagebuch vom 6. Juli).[1]) Nach Gotha zurückgekehrt, berichtet sie über diese Tage in Briefen an Freundinnen, aus denen die Herzlichkeit des angesponnenen Freundschaftsverhältnisses mit beredten Worten spricht. So schreibt sie am 9. August an Margarethe Wild (später Frau v. Schmerfeld) in Cassel, an die auch unser Brief gerichtet ist: „Du wirst nicht erraten, wessen Gesellschaft mich so unbeschreiblich glücklich gemacht hat? So wisse denn, daß es Goethe ist, und was für ein herrlicher Mann ist das . . . Wer ihn nicht kennt, kann sich keinen Begriff machen, wie liebenswürdig, wie mitteilend und belehrend er in Gesellschaft von wenig Menschen ist, denn in größerer Gesellschaft ist er steif und zurückhaltend. Bei all dem Geist, mit dem er die geringste Kleinigkeit, die er sagt, interessant zu machen versteht, verbindet er eine Herzlichkeit und Natürlichkeit, die einem so viel Zutrauen einflößt, die so zum Herzen spricht, daß man ihm alles sagen könnte und ganz den großen Mann vergißt, der einen sonst genieren könnte. Wir waren beinahe alle Tage mit ihm, und jede bezaubernde Gegend um Karlsbad haben wir mit ihm gesehen, er besuchte uns sehr oft und hat mir sogar botanische Stunden gegeben. — Doch laß mich von Goethe schweigen, beste Freundin! ich möchte sonst gar nicht aufhören können, und Du denkst doch wohl am Ende schon, daß mein Herz mit meinem Verstand davongelaufen ist?" (Waitz S. 8). Gleiche Begeisterung spricht aus einem Briefe an ihre Freundin Karoline Schelling, die Frau des Philosophen. Sie schreibt ihr am 6. September: „Gleich in den ersten Tagen wurde uns . . . die Freude, Goethes Bekanntschaft zu machen, unter freiem Himmel war sie geknüpft, und unter freiem Himmel wurde sie täglich fortgesetzt. Spaziergänge, Landpartieen und Vorlesungen wechselten angenehm ab, . . . ich kann wohl sagen, es

---

[1]) Eberhard Waitz hat in einem Büchlein: 'Goethe und Pauline Gotter' (Hannover 1919) mit Benützung ungedruckter Quellen die Beziehungen eingehend dargestellt. Vgl. auch H. G. Gräf im 'Jahrbuch d. G. G.' 9 (1922), 270 ff.

ist kein schöner Felsen drei Stunden in der Runde um Karlsbad, den wir nicht mit Goethe erklettert hätten. Er war die Seele unserer Gesellschaft, immer gleich liebenswürdig, heiter und mitteilend. . . . Ich möchte wohl sagen, ohne mich zu rühmen, daß er insbesondere viel Güte für mich gehabt hat und sich auf alle Weise meiner angenommen, oft ist er früh gekommen, mir botanische Stunden zu geben, und einigemal hat er mich ganz allein zu weiten Spaziergängen abgeholt." (Waitz S. 9f.)

Wie sehr es Goethe am Herzen lag, die freundschaftlichen Beziehungen nicht erkalten zu lassen, das zeigt, daß er der neuen Freundin am 28. September eine Prachtausgabe von Tassos 'Aminta', jenes oben erwähnte „italienische Buch", schickte und dazu schrieb: „Gedenken Sie mein, wenn Sie sich in die ideellen Wälder versetzen, und lassen Sie mich bald hören, daß Sie der böhmischen Fichtentäler noch eingedenk sind."

Im Oktober und November weilte Pauline in Weimar zu Besuch bei der befreundeten Familie des Oberkonsistorialrats Günther; in diesen Tagen war sie, wie Goethes Tagebuch ausweist, ein häufiger Gast auch in seinem Hause. Er nahm sie mit in seine Loge im Theater, er führte sie in den Salon von Johanna Schopenhauer ein, er lud das „Karlsbader Äugelchen", wie er sie in einem Briefe an Christiane (31. Oktober) nennt, zu seinen Hauskonzerten und brachte sie wiederholt abends selbst nach Hause. An Paulinens Freundin Silvie v. Ziegesar, die Tochter eines auf dem Rittergute Drakendorf bei Jena ansässigen ehemaligen höheren Gothaischen Beamten, für die Goethe gleichfalls eine warme Herzensneigung hegte, schrieb er am 12. November: „Paulinchen ist hier. Ein eignes Wesen, wie ich's noch nicht kannte, bald liebevoll und zutraulich, bald neckend und eigen." Und einige Tage später: sie habe „ihr wechselndes Wesen bis ans Ende sehr anmutig fortgesetzt"; zugleich äußerte er das Verlangen, aus Silviens Mund oder Feder etwas über Pauline zu vernehmen. Dieser selbst schickt er am Tage ihrer Abreise einen Abschiedsbrief (16. November) nach, worin es heißt: „Leben Sie recht wohl und heiter, wie Ihr Reisetag sei Ihr Leben, liebe gute Pauline. Und wenn es so recht hell Mittag ist, dann lassen Sie die Freunde in der Camera clara[1]) Ihres feinen Gemüts auf- und abspazieren und sei'n Sie den wandelnden Bildern freundlich. Lassen Sie einmal wieder von sich hören und erlauben, daß ich Ihnen manchmal ein Büchelchen oder sonst etwas unterschiebe."

Von diesem Verkehr mit Goethe in den Herbsttagen 1808 erzählt unser Brief, der kürzlich aus dem Besitz eines Nachkommen der Adressatin ins Archiv gelangt ist. Die gegenseitige Neigung bewährte sich auch später, auch als Pauline nach dem Tode Karoline Schellings deren Nachfolgerin im Herzen und Hause des Philosophen geworden war. An seinem Geburtstag 1829 schickt sie dem Freunde im Auftrag ihres Mannes aus München die zur Feier des Geburtstages des Königs Ludwig in der dortigen Aka-

[1]) Er hatte ihr zwei Tage vorher eine Camera obscura gezeigt.

demie gehaltenen Reden — Schelling hatte in seiner Rede auch des bevorstehenden 80. Geburtstages Goethes gedacht — und benützt die Gelegenheit, ihm „nach Jahren die unveränderten Gesinnungen der Liebe und Verehrung auszusprechen, mit denen ich nie aufgehört habe an Sie zu denken. Heute, wo Glückwünsche und Huldigungen aller Art von allen Enden der Welt Sie überströmen, kann wenigstens kein Gebet für Ihr Wohl und für Ihren Ruhm herzlicher und tiefgefühlter zum Himmel steigen als das meinige" ('Schriften der G.-G.' 13, 375). Und der Hochbetagte dankt ihr (am 29. September) in Worten, die gleichsam alles Irdische schon abgestreift haben und nur dem Ewigen, dem, was „einen sicheren Begriff von unverwüstlicher Dauer" gibt, zugewendet sind. Sie bilden den Ausklang der Beziehungen zwischen Goethe und Pauline. Spielt diese auch keine entscheidende Rolle in Goethes Herzensleben, ist sie auch keine von den Auserwählten, die in seinen Dichtungen ewige Gestalt gewonnen haben — hat er ihr doch außer einem Distichon (Waitz S. 57) kein Gedicht zugeeignet —, so bleibt sie doch in dem Reigen von Frauengestalten, der sich um den äußerlich alternden, innerlich noch von jugendlichstem Feuer durchglühten Dichter bewegte, eine der liebenswürdigsten und anmutigsten Erscheinungen.

II. Ludwig Schede, 1831

Mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Weimar, den 13. April 1831, abends 11 Uhr.

Liebe Eltern!

Heute ist der erste Tag, wo wir eigentlich etwas gesehen haben, aber das war auch gleich soviel und vorzüglich so bedeutend, daß mir alles noch fast wie ein Traum ist. Gestern Abend spät kamen wir hier an, schickten heute Morgen die Briefe etc. an Goethe und bekamen sogleich den Bescheid, uns um 12 Uhr, bis zu welcher Stunde er alle Tage arbeitet, bei ihm zu präsentiren. Ihr könnt Euch denken, in welchen Jubel uns dieses versetzte; wir gingen hin, er empfing uns in einem höchst einfachen Zimmer, die Stühle waren mit geblümtem Kattun gepolstert, und fing damit an, uns namentlich nach den Visitenkarten aufzurufen, um uns so kennen zu lernen. Alsdann unterhielt er sich mit uns höchst freundlich über mancherlei, als da ist Theater, Singakademie, Kunstausstellung, Gropius, bis auf die Berliner

Witze herab, für die er wirklich auch Sinn zu haben schien. In dem Zimmer stand ein Schrank mit großen Mappen voll Kupferstichen, eine kolossale Juno, wahrscheinlich die, von der auch in seiner Italienreise die Rede ist, und noch einige Kupferstiche an der Wand. Er entließ uns mit der Aufforderung, seine Schwiegertochter auch zu besuchen, die wir noch in tiefer Trauer fanden, die uns jedoch allen wegen ihrer heiteren geistreichen Unterhaltung außerordentlich gefallen hat. Sie erkundigte sich sehr eifrig und angelegentlich nach den Comtessen Haeseler, von denen wir, obgleich ohne Auftrag, frischweg Grüße bestellt haben. Was Goethes Äußere betrifft, so hab' ich ihn mir eigentlich noch etwas größer gedacht, sonst aber ganz so, wie ich ihn gefunden. Man möchte ihn für einen Sechziger halten. Schade, daß ihm alle Zähne fehlen; man vergißt bei ihm durchaus den vornehmen Mann, und er ist so affable, daß auch kein ängstliches Gefühl in mir aufkommen konnte, was ich doch eigentlich erwartete. Die Seidler trafen wir nicht in Weimar, die Bildergalerie haben wir jedoch gesehen, uns aber durchaus nicht daran erbaut, 3—4 hübsche Bilder sind meiner Meinung nach höchstens darin. Einen schönen Lukas Cranach hat die Stadtkirche, ein Christus am Kreuz, dessen Blut auf den Maler selbst, der zwischen Luther und Johannes dem Täufer steht, strömt und ihn von Sünden reinigt; auf der anderen Seite des Kreuzes wieder Christus den Drachen bändigend, im Hintergrunde viel allegorische Szenen aus der jüdischen Geschichte. Das Grabmal Herders in derselben Kirche ist eine einfache Eisenplatte, worauf sein Siegel mit der Umschrift: „Licht, Liebe, Leben" und sein Geburts- und Todesjahr. Das Belvedere gibt eine hübsche Übersicht über das ganze Weimar'sche Thal und hat sehr schöne Treibhäuser. Das Schloß kostet einen Thaler und hat nichts Merkwürdiges als einen halben halbverfaulten Finger Herzog Bernhard von Weimars und dessen Rüstung. Den Großherzog und Gemahlin sahen wir im Theater, wo der 'Tartüffe' ungeheuer gedehnt und ermüdend, eine Posse von Kotzebue jedoch recht gut gegeben wurde. —

Was unsere Reise bis hierher betrifft, so war sie sehr glücklich und angenehm in jeder Hinsicht. Je schlechter die Gegend, um desto besser amusierten wir uns im Wagen durch Singen etc.

Beim Onkel blieben wir $1/2$ Tag und wurden mit Champagner gütigst entlassen, so wie Ihr mich auch jetzt gütigst entlassen möget, denn ich habe gepackt, die Augen fallen zu, morgen um 4 Uhr geht's fort. . . . Tausend Lebewohl.

Ludwig Schede.

Goethes Tagebuch, 13. April 1831: „Junge Leute von Berlin, zwei Herren Schede, ein Mitschke und ein Meyer, empfohlen von Zelter und Tieck."

Zelter an Goethe, 6. April 1831: „Hermann Schede, Sohn des hiesigen Regierungsrats Schede und einer meiner akademischen Jünger, ein feiner stiller Jüngling, will Dir ein Blatt von mir übergeben, und da ich lange genug nicht geschrieben, so sei dies Gelegenheit zum Lebenszeichen von mir."

Friedrich Tieck, der Bildhauer (vgl. 'Goethe-Jahrbuch' 17, 1896, S. 45ff.), an Goethe, 8. April 1831: „Euer Exzellenz Verzeihen mir es gnädigst, daß ich es wage, nach einem langen Zeitraum Ihnen wieder zu schreiben, und um so mehr muß ich diese Verzeihung in Anspruch nehmen, da es geschieht, um einige junge Leute Ihrem Wohlwollen zu empfehlen, Jünglinge, welche zum erstenmal auf einen längeren Zeitraum Berlin verlassen, um in Heidelberg zu studieren. Jeder gutgeartete Deutsche muß den Wunsch hegen, Sie einmal gesehen und gesprochen zu haben, und Sie sind zu sehr an dergleichen Besuchen gewöhnt, um dadurch überrascht zu sein. . . . Zwei der jungen Leute sind Söhne des hiesigen Regierungsrat Schede, des letzten oder vielmehr einzigen meiner Jugendfreunde hier in Berlin. Der eine eben 17, der andere noch nicht 19 Jahr alt, beide bemüht, die Rechte zu studieren. Der jüngere besonders von besondern Anlagen für Sprachen, hat er die hiesige Universität schon 6 Monat, sein älterer Bruder Ein Jahr besucht. Der dritte, Alexander Mitschke, ist ein Cousin der Vorigen, der vierte, Meyer, ihr Freund und Schulkamerad."

Fast 40 Jahre früher war so auch der Vater der jungen Schedes durch einen Gönner an Goethe empfohlen worden. „Herr Schede, ein junger Studierender aus Halle, . . . verehrt Sie mit so inniger ächter Liebe und wünscht sich's so sehnlich, Sie zu sehen und wenn auch nur einige Minuten in Ihrer Nähe zu sein, daß ich ihm dieses Eingangsblatt unmöglich versagen kann . . .", so hatte Joh. Friedr. Reichardt damals am 14. Sept. 1794 an Goethe geschrieben ('Jahrb. der G.-G.' 11, 200). Nun ging das junge Geschlecht denselben Weg wie der Vater, den Weg zu Goethe. Und wie der Vater hat auch im bürgerlichen Leben das junge Geschlecht seinen Weg zu sozialer Stellung gemacht: Ludwig Schede, der Schreiber unseres Briefes, der jüngere Bruder Hermanns, geb. 2. April 1814, ist Rechtsanwalt und Notar in Halle, Justizrat, Dr. jur. h. c. und Universitätsrichter geworden; er ist gestorben 2. Januar 1865.

Die überkommene Goetheverehrung wirkt von Großvater und Vater in den Enkeln fort: sie zu betätigen, haben Ludwig Schedes Söhne, Herr Kurt Schede in Merseburg und seine Brüder, in dankenswerter Weise die Erlaubnis erteilt, den Brief ihres Großvaters an seine Eltern zu veröffentlichen, der von der Beobachtungsgabe und Ausdrucksfähigkeit des Siebzehnjährigen einen hohen Begriff gibt. Einzelbemerkungen sind kaum nötig: der Maler Karl Wilhelm Gropius (1793—1870), der Freund Schinkels, leitete mit großem Erfolg eine Werkstatt für Dekorationsmalerei in Berlin und besaß ein berühmtes Diorama, das zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehörte, die Gräfinnen Bertha und Marie Haeseler waren Sommer 1829 in Weimar gewesen (Goethes Tageb. 23. Juni, 1. Juli 1829), Luise Seidler, die bekannte Malerin, Goethes Schützling (1786—1866), führte seit 1824 die Aufsicht über die im 'Jägerhaus' zusammengetragene Großherzogliche Gemäldesammlung; das Kotzebue'sche Lustspiel, das die Reisenden am 13. April außer dem Molière'schen 'Tartuffe' (in der Übersetzung von Nicolai) gesehen, ist das 'Landhaus an der Heerstraße' gewesen.

Das Stammbuch Karl Friedrich Kloses und die Eintragungen der Familie Schönkopf

Mitgeteilt von Joseph Chodziblo (Beuthen O.-S.)

In der Nummer 48 vom 26. November 1857 des von Robert Prutz herausgegebenen 'Deutschen Museum' hat August Kahlert unter der Überschrift 'Ein Goethe-Blättchen' über das Stammbuch des Karl Friedrich Klose Bericht erstattet und über die Zeilen, mit denen sich der Studiosus Goethe, ein Verschen Gleims leise umgestaltend ('Der reiche Mann' in den 'Neuen Liedern', Berlin 1767, S. 47), eingetragen hat:

Der Reiche.

Ja, ich binn würcklich reich, ich habe
Das göttliche Geschenck, die Gabe
Mit wenigem vergnügt zu seyn;
Ein Mädgen willig mich zu küßen;
Der Freunde viel, ein gut Gewißen
Und täglich eine Flasche Wein.

Leipzig, d. 12. May 1767. Goethe.

Klose war damals Student der Medizin in Leipzig; er war als Sohn des Advokaten Dr. jur. Georg Gottlieb Klose am 14. Juli 1742 in Breslau geboren und ist am 16. Mai 1806 als Arzt in Strehlen gestorben. Seit Kahlerts Mitteilung war sein Stammbuch der wissenschaftlichen Welt aus den Augen gekommen; ich kann berichten, daß es sich jetzt im Besitze des Herrn Amtsgerichtsrats Dr. Adamczyk zu Beuthen O.-S. befindet, dessen Mutter eine geborne Klose und dessen Gattin ebenfalls eine geborne Klose ist: beide sind Nachkommen des damaligen Leipziger Studenten.

Goethe kann nur flüchtige Beziehungen zu Klose unterhalten

haben, er erwähnt seiner nirgendwo; vermutlich hat sich die Bekanntschaft am gemeinsamen Mittagstische beim Weinwirt Christian Gottlob Schönkopf angesponnen. Denn unter den Gedichten des Stammbuchs, die nach Sitte der Zeit edle Liebe und wahre Unschuld verherrlichen oder ein Loblied auf den Freudenbringer Bacchus anstimmen, tauchen auch — Kahlert hatte schon darauf hingewiesen — die Eintragungen der Familie Schönkopf auf.

Vater Schönkopf schreibt:

Ein eignes Hauß, und eine muntre Heerde,
Ein Fäßchen Wein, und eine Frau dazu,
Dieß wünsch ich dir. Ist auf der Erde
Wohl jemand glücklicher als Du?
Da kanst du Gänse Enten, stopfen,
Den Menschen giebst du Pillen, Tropfen,
Doch denke stets bey jeder Arzeney
Daß ich dein Diener Schönkopf sey.

Symbolum — Leipzig den 25. Febr:
Reim dich oder ich freß dich. — Anno 1764.

Und Frau Schönkopffin schreibt (wir helfen ihrer Zeichensetzung etwas nach):

Der Docter kommt, und giebt ein:
Sie laßen sich nicht bange seyn;
Eh ein paar Tage noch verflüßen,
Wird sich's mit ihnen beßern müßen;
So tröstet er gewüßenhaft
Allein sein Trost bleibt ohne Kraft.

Leipzig den 24ten Feb.
1764.

Zu andenken einer
wahre Freindin
Catharina Sibylla Schönkopffin.

Und dann einige Blätter weiter ein Sprüchlein in französischer Sprache: von Mamsell Käthchen. Es lautet:

Telemaque

Il faut prevoir le peril et le craindre, mais quand on y est, il ne reste qu'à le mepriser.

à Leipsic Le 20 Fevrier
1764.

En lisant ces lignes, Mons: Vous aurés la bonté de Vous ressouvenir d'une amie, qui s'appelle

Anne Catharine Schoenkopffin.

Wenn in den Reimen, die er dem guten Gleim abgeborgt hat, Goethe sich des Mädchens rühmt, das „willig ihn zu küssen" ist, so wußten wir freilich, wen er damit meinte; wir wußten, wessen Hand ihm die „tägliche" Flasche reichte, ihm das Bewußtsein seines „Reichtums" voll zu machen. Wer aber unser Stammbuch betrachtet, wird dessen auch durch unmittelbaren Augenschein gewiß: Goethe hat sein Gedicht neben Käthchens Spruch eingetragen, was sicherlich nicht ohne Absicht geschehen ist.

Aus flüchtigster Spur kann das Bild des ganzen Menschen aufsteigen. Wie tritt uns aus seinen selbstverfaßten Versen der behäbige, schalkhafte, gutgelaunte Weinwirt entgegen, dessen heiter epikureisches Lebensideal sich Zug für Zug mit jenem Bilde deckt, das Goethe von seinem „Reichtum" entwirft! Wie deutlich erkennen wir in den Reimen seiner trefflichen Gattin die Freude an harmloser Neckerei! Und Käthchen: wie bezeichnend, daß sie sich der feinen französischen Sprache bedient! wie bezeichnend die Wahl des allgemeinen Sittenspruches aus Fénelons berühmtem Erziehungsroman 'Les aventures de Télémaque'! Und um dieser Betrachtung willen wird man unsere kleine Mitteilung freundlich entgegennehmen.

Die Schicksale eines Goethebildes

Von Karl Muthesius (Weimar)

„Die Geschichte dieser Kopie ist in Dunkel gehüllt. Schuchardt sagt fast geheimnisvoll, der damalige Besitzer habe dieselbe gleich nach Goethes Tode nach Weimar gestiftet." So Friedrich Zarncke über das Bild, das diesem Bande des 'Jahrbuches der Goethe-Gesellschaft' vorangestellt ist.[1]) Es war ein glücklicher Zufall, daß zu der gleichen Zeit, als der Herausgeber des 'Jahrbuches' diese Bildbeigabe erwog, Dr. Fritz Zollinger in Zürich im Lavaterarchiv eine Reihe von Briefen fand, die das Dunkel verscheuchen und über die Geschichte des Bildes volle Aufklärung geben.[2])

Es ist tatsächlich alsbald nach Goethes Tode, im Mai 1832, nach Weimar gelangt. Stifter des Bildes war Diethelm Lavater, des Physiognomen Johann Kaspar Lavater Neffe, Sohn von Johann Kaspars jüngerem Bruder Diethelm, wie einst sein Vater Arzt in Zürich. Seine Absicht, sich des Bildes zugunsten Weimars zu entäußern, veranlaßte einen Briefwechsel mit dem Kanzler v. Müller und Heinrich Meyer, aus dem, da auch die Briefkonzepte Lavaters überliefert sind, Ursache und Verlauf der Verhandlungen, weiter auch die Geschichte des Bildes bis zum Zeitpunkt der Schenkung sich deutlich erkennen lassen.

Diethelm Lavater hatte 1796—98 in Erfurt Chemie und Pharmazie und dann bis 1799 in Jena Medizin studiert; sein Vater war nach dem Brauche der damaligen Zeit Arzt und Apotheker

---

[1]) 'Kurzgefaßtes Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis,' Leipzig 1888, S. 21.

[2]) Ich danke Herrn Dr. Zollinger verbindlichst dafür, daß er mich von seinem Fund in Kenntnis gesetzt hat, desgleichen dem Direktor der Zentralbibliothek zu Zürich, Herrn Dr. Escher, für die Überlassung der Handschriften.

zugleich, und er sollte wohl später die väterliche Praxis in ihrem ganzen Umfang übernehmen. Er schloß sich damals besonders an einen seiner Lehrer, den Professor der Arzeneiwissenschaft und Apotheker Johann Bartholomäus Trommsdorff in Erfurt an, einen auch von Goethe geschätzten Gelehrten, und blieb ihm später in Freundschaft verbunden.

Von Jugend an hatte er die vielfachen innigen Beziehungen seiner Familie zu Weimar und seinen Großen miterlebt: die einstige Freundschaft Goethes mit seinem Oheim, die Zuneigung und Verehrung Karl Augusts und Luisens für diesen, die andauerte, als Goethe längst mit ihm gebrochen hatte, die Bekanntschaft Goethes mit seinem Vater. Er hatte während seines Aufenthaltes in Erfurt und Jena fast allwöchentlich das Weimarer Theater besucht und an manchem stillen Sonntagmorgen im Park oder in Belvedere dem genius loci gehuldigt.

Bei dieser Fülle beziehungsreicher Erinnerungen ist es erklärlich, daß Goethes Ende auf ihn tiefen Eindruck machte. In seiner Kunstsammlung — er war wie sein Vater ein eifriger Sammler — befand sich ein besonders wertgehaltenes Bild des Verewigten, eben dasselbe, das Gegenstand unserer Betrachtung ist. Er faßte den Entschluß, es jetzt weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und beauftragte den von ihm sehr geschätzten Zürcher Künstler J. Brodtmann mit der Anfertigung einer Lithographie. Es lag ihm daran, auch dem Weimarischen Fürstenpaare die Kenntnis des Bildes zu vermitteln, er hat aber wahrscheinlich zuerst nur daran gedacht, ihm einige Stücke der Lithographie überreichen zu lassen. Da er, wie er sagt, die Formen der Etikette nicht kannte und auf alle Fälle jeden Schein der Zudringlichkeit vermeiden wollte, so wandte er sich an seinen Erfurter Freund Trommsdorff, von dem er wußte, daß er mit Goethe in Verbindung gestanden habe und mit dem Weimarischen Hof bekannt sei. Trommsdorff antwortete unterm 1. Mai 1832: „Sie würden durch die Übersendung der Originalzeichnung des verewigten Goethe dem Großherzog ganz bestimmt eine große Freude machen, aber gewiß in noch höherem Grade würden Sie damit die Großherzogin Kaiserliche Hoheit erfreuen, die noch jetzt über Goethes Tod sich gar nicht beruhigen kann.“ Er riet, Lavater möge die

Sendung an den Kanzler v. Müller gehen lassen, der am besten zur Vermittelung geeignet sei.

Diethelm Lavater wurde durch die Antwort Trommsdorffs vor die Frage gestellt, das Original selbst abzugeben; aber er fand sich gleich bereit, sich von dem wertvollen Erinnerungsstück zu trennen. Noch an dem Tage, da Trommsdorffs Antwort bei ihm eingetroffen war, machte er dem Kanzler das Anerbieten, beschrieb das Bild ausführlich und ersuchte ihn, wenn er den Weg für geeignet halte, es dem Großherzoglichen Paare zu überreichen. Es veranlasse ihn zu seinem Schritte „nicht die geringste selbstische Absicht, sondern lediglich wahre Verehrung des allumfassenden Geistes einerseits und anderseits die Zweckmäßigkeit der Ortsbestimmung."

v. Müllers Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der Großherzog würde, so schrieb er, „mit der dankbarsten Empfindung die Handzeichnung, Goethes Bild darstellend, entgegennehmen. . . . Der Name des Gebers wird in Weimar die Erinnerungen an jene schönen Zeiten erwecken, wo zwischen Ihrem edlen Oheim, unserem verewigten ruhmwürdigen Fürstenpaare und Goethe ein so ausgezeichnetes Band wechselseitiger Achtung und Zuneigung geknüpft war."

Damit war ausgesprochen, daß man in Weimar Diethelm Lavaters Gesinnung und Absicht würdigte. „Im Vollgefühl der Freude" sandte dieser nun unterm 30. Mai die Gabe an den Kanzler ab. Sie war begleitet von einem Schreiben an den Großherzog Karl Friedrich, von einer Anzahl von Abdrucken der inzwischen fertiggestellten Lithographie, die für das Großherzogliche Paar, für den Kanzler, Heinrich Meyer und Trommsdorff bestimmt waren. Und, gleichsam als könnte er sich in der Freude, daß in Weimar die Erinnerungen an die große Vergangenheit seiner Familie wieder aufleben sollten, des Schenkens nicht genug tun, legte er aus seiner Sammlung für den Kanzler und für Meyer noch allerlei Gaben bei: „ein Bild meines unvergeßlichen Vaters, meines lieben seligen Oheims und seines Sohnes Med. Dr. Heinrich — und ein Doppelbild von beiden."

Wie war aber Diethelm Lavater in den Besitz des Goethe-

bildes gekommen? Er schreibt in seinem ersten Brief an den Kanzler v. Müller: „Im Jahre 1786—87 verehrte Ihr und unser unsterblicher Goethe ein von ihm gezeichnetes Bild in quer 8° als Andenken, gleichsam als Stammbuchblatt, einem seiner Mitbegleiter und damals sehr Befreundeten, dem originellen Musiker Kayser, gebürtig von Frankfurt am Main, aber schon seit längster Zeit in Zürich ganz eingebürgert. . . Nach dem Tode Kaysers, welchen ich während seiner Krankheit als Arzt besorgte, kam diese Skizze in meine Hände."

Wir kennen Goethes Beziehungen zu Philipp Christoph Kayser, wissen, wie sehr der Dichter seinen Landsmann anfänglich als Komponisten der Singspiele 'Scherz, List und Rache' und 'Jery und Bätely' und vieler seiner Gedichte schätzte, wie er sich um seine weitere künstlerische Ausbildung und um seine Anstellung in Weimar bemühte, wie er ihn Ende Oktober 1787[1]) nach Rom kommen ließ, hier in gemeinsamer Häuslichkeit und enger Freundschaft mit ihm zusammen lebte und in ihm einen Führer im Genuß der kirchlichen und weltlichen Musik fand, wie er ihn von Rom mit nach Weimar nahm in der erneuten Absicht, ihm hier eine geeignete Wirkungsstätte zu bereiten, wissen auch, wie Kayser schließlich doch künstlerisch und menschlich versagte und von Goethe deshalb fallen gelassen wurde, wie er dann weiter in Zürich allmählich vereinsamte und als Sonderling „sein abstruses Leben"[2]) weiterführte. Aber es ist ein Zeichen der damaligen Hochschätzung und Freundschaft, daß Goethe ihm in Rom unser Bild schenkte. In seiner guten Zeit stand Kayser in Zürich in vertrautem Verkehr mit Bäbe Schultheß, den Brüdern Lavater und dem ganzen Kreis der Goethefreunde. Daß der im Alter kränkelnde Mann bei Diethelm Lavater ärztlichen Beistand suchte, daß dieser den alten Familienfreund sorgfältig betreute und Kayser (er starb, 68 Jahre alt, 1823) ihm das wertvolle Andenken an die glücklichen Jahre seiner Jugend vermachte: das alles erscheint ganz natürlich.

---

[1]) Danach muß Diethelm Lavaters Angabe über den Zeitpunkt der Schenkung berichtigt werden.

[2]) Goethe an Zelter (Briefwechsel, hrsg. von Max Hecker, 1, 390).

Zunächst erlebte Diethelm Lavater mit seiner Schenkung nach Weimar eine Enttäuschung. Als ein von Goethe selbst gezeichnetes Bild hatte er in seinem ersten Briefe an den Kanzler die Gabe angekündigt. Da las er in dessen Antwort: „Zwar ist die Zeichnung nach einer von Ihrem würdigen Landsmann, unserem Heinrich Meyer, erteilten Auskunft schwerlich von Goethe selbst, sondern untrüglich von seinem Freunde Tischbein (wiewohl vielleicht von Goethe kopiert). Das benimmt aber der Gabe durchaus nichts von ihrem Werte." Erschrocken, so schrieb er dem Kanzler zurück, sei er durch die Andeutung, daß das kleine Bild vielleicht nicht von Goethe selbst gezeichnet sein möchte; er könne aber auf Ehre versichern, daß der verstorbene Geber ihm wiederholt solches gesagt und er fest daran geglaubt habe. Er sei also selbst, wenn gewiß ebenfalls unschuldig, getäuscht worden.

Allerdings kam Diethelm Lavater durch die Anzweifelung der Urheberschaft Goethes in eine peinliche Lage. Inzwischen war ja die Lithographie Brodtmanns fertiggestellt und veröffentlicht worden. Sie trug die jedenfalls von dem Besitzer selbst verfaßte Unterschrift:

Göthe

in sinniger Betrachtung unter römischen Antiquitäten

Nach dem von Ihm Selbst gezeichneten Original, welches Er in Italien einem Seiner begleitenden Freunde in den Jahren zwischen 1787—1788 zum Andenken gegeben hat.

Was sollte Lavater dieser nunmehr in die Öffentlichkeit gegebenen Behauptung gegenüber tun? Er wandte sich alsbald, nachdem er des Kanzlers Brief erhalten hatte, selbst an Heinrich Meyer, erklärte auch ihm, wie er zu der Annahme der Goethischen Urheberschaft gekommen sei, und fuhr fort: „Da nun aber ohne meine Schuld ein kleiner Irrtum statt gefunden, so möchte ich doch nicht, daß derselbe dem Publikum vorerst aufgedeckt würde." Dieser Satz ist nur verständlich, wenn man bedenkt, daß bis jetzt für Lavater Behauptung gegen Behauptung stand: die von Kayser als sichere Tatsache angegebene Urheberschaft Goethes und die von Meyer als Vermutung geäußerte Urheber-

schaft Tischbeins. Bei dieser Sachlage erschien es ihm keineswegs notwendig, die Unterschrift der Lithographie preiszugeben. Um eine Irreführung der Öffentlichkeit zugunsten seiner bisherigen Annahme handelte es sich für ihn also durchaus nicht.

Heinrich Meyer hatte bereits auf Grund der Beschreibung, die Lavater in seinem ersten Briefe an den Kanzler v. Müller von dem Blatte gegeben hatte, Zweifel an der Urheberschaft Goethes nicht abweisen können. Als er bald danach dieses selbst in die Hand bekam, verstärkten sich seine Bedenken, und es stiegen zugleich allerlei Erinnerungen aus der gemeinsam mit Goethe durchlebten römischen Zeit über die Entstehung der Zeichnung in ihm auf. Er mag lange darüber nachgedacht haben; denn sein Brief an Diethelm Lavater ist erst vom 29. Juni datiert. „Die Zeichnung," schreibt er, „hat wahrhaftes Verdienst und scheint mir ein kollektives Werk. Ich glaube im Umriß W. Tischbeins Feder, in der Landschaft den G. Schütz aus Frankfurt zu erkennen, und ausgetuscht ist die Figur, wenn ich nicht sehr irre, von F. Bury aus Hanau; alle waren damals Hausgenossen von Kayser und Goethe." Ganz klar war ihm demnach der Sachverhalt keineswegs. Lag doch das Ereignis 45 Jahre zurück, und er stand jetzt in dem Greisenalter von 72 Jahren. Er hatte also allen Grund, dem Wunsche Diethelm Lavaters nach vorläufiger Verschweigung seiner Zweifel zu willfahren, und schloß diesen Abschnitt seines Briefes mit den Worten: „Diese Eröffnung soll indessen nur unter uns gemacht sein."

So hielt man in der Folgezeit mehrere Jahrzehnte lang die Zeichnung, der Lithographieunterschrift Glauben schenkend, für ein Werk Goethes. Da veröffentlichte Ende 1855 Christian Schuchardt, Goethes letzter Sekretär, im 'Weimarer Sonntags-Blatt' im Anschluß an eine Notiz über eine andere künstlerische Angelegenheit folgende „Berichtigung" über unser Bild: „Als ich bei Erblickung der Originalzeichnung, die der damalige Besitzer gleich nach Goethes Tode nach Weimar gestiftet hat, und beim Vergleich der sehr getreu und sorgfältig danach gefertigten Lithographie gegen Hofrat Meyer mein Erstaunen darüber aussprach, daß Goethe so etwas gemacht haben solle, erklärte mir derselbe, daß diese Angabe irrig sei, Friedrich Bury habe die Figur ge-

zeichnet, er, Meyer, habe sie ausgetuscht und leicht koloriert, und von Joh. Georg Schütz rühre die Landschaft her."[1])

Man sieht, Schuchardt vertauscht 23 Jahre nach Meyers Tode die Rollen gründlich: er schaltet den Hauptbeteiligten, Tischbein, überhaupt aus und setzt Bury an seine Stelle ein, er läßt ferner Meyer selbst in Handlung treten. Und er berichtet das alles als sichere Tatsache, als ein ihm mitgeteiltes eignes Erlebnis Meyers. Man vergleiche damit die vorsichtig zurückhaltende Ausdrucksweise Meyers, der alles nur als Möglichkeit hinstellt, der seinen Vermutungen eine Form gibt, die es ausschließt, daß sie so aufgefaßt werden könnten, als ob er die Entstehung der Zeichnung selbst beobachtet habe, geschweige denn selbst daran beteiligt gewesen sei. Er ist vor allem aus stilkritischen Erwägungen zu seiner Annahme gekommen. Als Zeichner und Maler verfügte er, wenn ihm auch die genial-schöpferische Fähigkeit abging, über sichere Kenntnis und Beherrschung der Technik, besaß zudem gründliche kunstwissenschaftliche Durchbildung, konnte also derartige Angelegenheiten durchaus fachmännisch beurteilen. Bei Schuchardt fehlten im wesentlichen diese Voraussetzungen. Zwar fügt er seiner „Berichtigung" die Bemerkung an: „Wer nun die Leistungen dieser drei Künstler aus eigner Anschauung kennt, wie ich dazu täglich Gelegenheit habe, da in den Großherzoglichen und in den Goethischen Sammlungen sich von denselben Zeichnungen und Malereien befinden, der wird keinen Augenblick an dieser Aussage zweifeln." Aber der Vergleich der vorsichtigen Vermutungen Meyers mit Schuchardts selbstsicherem und doch falschem Urteile beweist, auf wie schwachen Füßen Schuchardts stilkritische Fähigkeiten stehen.

Sachlich ist jedenfalls so viel erwiesen, daß die Behauptungen Schuchardts, die Rollett, Zarncke und Schulte-Strathaus[2]), wie

[1]) 'Weimarer Sonntags-Blatt' 1855 Nr. 48 S. 202. Zarncke behauptet a. a. O. S. 21 irrtümlich, gleiches habe Kräuter bereits 1849 auf die Rückseite des Blattes geschrieben, „sich dabei auf Schuchardt berufend". Auf der Rückseite des Originals findet sich in der rechten untern Ecke lediglich ein kurzer Hinweis Schuchardts auf seine Notiz im 'Weimarer Sonntags-Blatt'.

[2]) Rollett, 'Die Goethe-Bildnisse', Wien 1883, S. 75 f.; Zarncke a. a. O. S. 20; Schulte-Strathaus, 'Die Bildnisse Goethes', München o. J., S. 32 ff.

es nicht anders möglich war, als Tatsache annehmen, falsch sind. Die Entstehung der Zeichnung selbst ist damit allerdings nicht einwandfrei aufgeklärt. Kayser ist jedenfalls fest davon überzeugt gewesen, ein eigenhändiges Erzeugnis Goethes zu besitzen. Möglich aber, daß auch bei ihm im Alter Gedächtnisschwäche eingetreten ist; gerade bei hypochondrischen Naturen verschieben sich Vorstellungen und Erinnerungen leicht nach Wunschbildern.

Auffallend ist es, daß in dem ganzen vorliegenden Briefwechsel das große Tischbeinsche Campagna-Bild Goethes, auf das unsere Zeichnung doch hinweist, nicht erwähnt wird. Meyer mag sich daran erinnert haben, als er Lavaters Beschreibung der Zeichnung las; denn Tischbeins Kolossalgemälde war ja, wenigstens in der ersten Periode seiner Entstehung, gleichsam unter seinen Augen in Rom geschaffen worden.[1]) Die an dem Briefwechsel sonst beteiligten Personen, der Kanzler v. Müller, Trommsdorff, Diethelm Lavater selbst, scheinen aber von seiner Existenz gar nichts gewußt zu haben. Das Bild selbst befand sich ja damals noch in Privatbesitz in Neapel; aber längst war doch Goethes 'Italienische Reise' erschienen, in der von ihm vielfach ausführlich die Rede ist. Daß auch Schuchardt in seiner „Berichtigung" mit keiner Silbe auf Tischbeins Werk hindeutet, ist um so auffallender, als es inzwischen nach Deutschland übergeführt worden und nicht nur durch eine Kopie in gleicher Größe, sondern auch durch mehrere im Kunsthandel vertriebene Vervielfältigungen bekannt geworden war.[2])

In Goethe selbst hatte sich wohl das innere Verhältnis zu Tischbeins großem Werk im Lauf der Jahre gelockert. In seinen Mappen Tischbeinscher Schöpfungen befand sich nur eine kleine Skizze, die improvisierend, ganz leicht getuscht, lediglich die Stellung der Person flüchtig andeutete. Sie ist wohl die erste Fixierung der Idee des Gemäldes.[3]) In späteren Jahren hatte er

---

[1]) Wobei wir voraussetzen, daß Meyer die Bekanntschaft Goethes wirklich schon während Goethes ersten römischen Aufenthalt gemacht habe ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 32 S. XIV).

[2]) Rollett a. a. O. S. 75.

[3]) Wiedergegeben in der Sammelmappe 'Goethe und Tischbein' ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 25) Bl. 7.

doch das Bedürfnis, dieses kleine Blatt durch ein ausreichenderes ersetzt zu sehen. Ende Dezember 1821 äußerte er Tischbein gegenüber den Wunsch, ob der Künstler nicht für seine Sammlung Tischbeinscher Zeichnungen „den Reisenden im weißen Mantel, auf dem Obelisk ausgestreckt", in einer zwar flüchtigen, aber hinreichenden Zeichnung mitteilen wolle. „Ein solches Blatt würde der Hauptschmuck der Sammlung werden."

Man sieht daraus, daß Goethe die einst dem Freunde Kayser geschenkte Zeichnung aus dem Gedächtnis verloren hatte; er hätte andernfalls wohl kaum verfehlt, sie bei dieser Gelegenheit dem Maler als Muster des erbetenen Blattes vor die Erinnerung zu stellen. Daß Tischbeins Gemälde jemals nach Deutschland gelangen werde, hat Goethe nicht angenommen. „Es gibt ein schönes Bild," hatte er Ende 1786 an Charlotte v. Stein geschrieben, „nur zu groß für unsre nordische Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Porträt aber wird keinen Platz finden." Aber die Annahme liegt nahe, daß er schon damals den Wunsch gehabt hat, irgendeine kleine Nachbildung davon zu besitzen, und unsere Zeichnung mag ihm die Erfüllung seines Wunsches gebracht haben. Wobei es dann freilich seltsam wäre, daß er sich ihrer doch wieder entäußert hat.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung, auf die Unterschiede einzugehen, die zwischen dem Gemälde und unserer kleinen Zeichnung bestehen, etwa auch davon zu reden, daß die ausführliche Beschreibung des Gemäldes, die der Maler Ludwig Strack in einem Briefe vom 30. Juni 1787 an Merck gibt[1]), in verschiedener Beziehung mehr der Zeichnung entspricht als dem großen Werke. Rollett, Zarncke und Schulte-Strathaus haben sich zu diesen Fragen ausführlich geäußert. Vielleicht aber verlohnte sich eine stilkritische Nachprüfung der Vermutungen Meyers, der ja die Zeichnung nicht mit dem Gemälde vergleichen konnte, durch einen sachverständigen Künstler. Und vielleicht rückte dann die Urheberschaft Goethes doch von neuem in den Bereich der Möglichkeit.

---

[1]) 'Joh. Heinrich Mercks Schriften und Briefwechsel', herausgeg. von Kurt Wolff, Leipzig 1909, 2, 236.

Diethelm Lavaters Schenkung fand in Weimar freudigste Aufnahme. Großherzog Karl Friedrich und seine Gemahlin Maria Paulowna bekundeten ihren Dank durch herzliche Handschreiben und wertvolle Gegengaben: der Großherzog durch die Medaille Karl Augusts von Barre (1822) in Gold[1]), die Großherzogin durch die Denkmünzen zu den Jubelfeiern 1825: die Medaille von Brandt auf Karl August, die Medaille von Bovy auf Luise[2]), die Goethemedaille Brandts (1825/26) mit dem Doppelbildnis Karl Augusts und Luisens.[3]) Der Kanzler v. Müller, den die Großherzogin mit der Übersendung betraut hatte, fügte von sich aus seine drei Weihegedichte zu diesen Medaillen bei.[4]) Die goldene Medaille Karl Augusts bewahren die Nachkommen Diethelm Lavaters noch heute als kostbare Familienerinnerung auf; von den drei anderen ist keine Spur mehr auffindbar. Wie Diethelm Lavater über diese würdigen Gegengeschenke und die Gesinnung, in der sie ihm dargebracht wurden, beglückt war, spricht sich in seinen Dankbriefen an den Großherzog, an die Großherzogin und an den Kanzler aus.

Das kleine Bild ist aus Goethes Hand auf dem Wege über Kayser und Diethelm Lavater zu der Großherzoglichen Familie, damit in die Großherzoglichen Kunstsammlungen und von da 1886 bei seiner Begründung in das Goethe-Nationalmuseum gekommen. Es hat auf dieser Wanderung mancherlei Deutung erfahren und ist begleitet worden von mancherlei Menschenschicksal. Möge in dem Leser etwas davon nachklingen, wenn er es nun in der gelungenen Wiedergabe betrachtet, die diesem Bande des 'Jahrbuches' vorangestellt ist.

---

[1]) Wahl, 'Die Bildnisse Karl Augusts' ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 38) Bl. 48 Nr. 7.

[2]) v. Bojanowski, 'Hundertundvierzig Jahre Weimarischer Geschichte in Medaillen', Weimar 1898, Nr. 16 und 16[a]; 19 und 19[a]; Wahl a. a. O. Bl. 48 Nr. 5.

[3]) Schulte-Strathaus Bl. 136 Nr. b; Wahl a. a. O. Bl. 48 Nr. 6.

[4]) Gedruckt in: 'Weimars Jubelfest', Weimar 1825, S. 26 und 111; 'Goethes goldner Jubeltag', Weimar 1826, S. 64.

Der Plan eines Goethe-Nationaldenkmals in Weimar

Der Deutsche Bund und die Erben Goethes

Von Johannes Schultze (Berlin)

Im Stuttgarter 'Morgenblatt für gebildete Leser' vom 4. November 1840 (Nr. 264) wurde zum ersten Male in der Öffentlichkeit die Möglichkeit eines Verkaufes der Besitzungen Goethes[1]), die durch die 1841 eintretende Mündigwerdung des zweiten Enkels Wolfgang gegeben schien, besprochen und daran die Forderung geknüpft, daß Wohnhaus und Sammlungen der Stadt Weimar und der Allgemeinheit des deutschen Volkes erhalten bleiben müßten; es sei hierfür ein Ausschuß zu bilden. Dieser Aufsatz kam auch zur Kenntnis des Königs Ludwig von Bayern, in dessen Auftrage der Freiherr v. d. Tann am 13. Januar 1841 beim Testamentsvollstrecker, dem Kanzler Geh. Rat v. Müller, anfragte, was an der Sache sei; der König wolle gern dazu beitragen. Daß der

---

[1]) Goethes Testament bestimmte in § 4: „Da ich für das Zweckmäßigste halte, wenn sämtliche . . . Sammlungen . . . an eine öffentliche Anstalt, und zwar wo möglich an eine Weimarische, gegen eine billige Kapitalsumme oder Rente veräußert würden, so ersuche ich für den Fall, daß es mir nicht gelänge, einen Vertrag darüber selbst noch abzuschließen, die Herren Vormünder meiner Enkel, einen solchen alsbald einzuleiten und hinsichtlich der Wertbestimmung sich vorzüglich des Beirates meines alten Freundes, Herrn Hofrat Meyers, zu bedienen. Eine eigentliche Taxe dieser relativ unschätzbaren Gegenstände ist nicht wohl möglich. Das Veräußerungsquantum bleibe daher nach abgegebenem Gutachten jenes Freundes und der Vormünder dem billigen Ermessen der Obervormundschaft überlassen. Würde sich günstige Gelegenheit, die fraglichen Sammlungen an eine öffentliche Anstalt zu veräußern, nicht finden, so sollen sie bis zur Volljährigkeit meiner Enkel aufbewahrt werden, da ich sie nicht einzeln versteigert wünsche."

Schreiber der Zeitungsnachricht gut unterrichtet war, zeigt ein Brief des jüngeren Wolfgang v. Goethe an seinen Bruder Walther vom 26. April 1841, in dem er schreibt: „Ich glaube, es wäre vorteilhaft und ratsam, die Sammlungen zu verkaufen und diesen Verkauf sofort einzuleiten." Wollten sie, die Brüder, die Sammlungen behalten, so müßten sie diese fortsetzen und zugänglich machen. Er schlägt vor, einen Katalog anfertigen zu lassen und diesen nach Möglichkeit auch im Auslande zu verbreiten. Der Druck werde am zweckmäßigsten in französischer Sprache erfolgen. Bis Ostern 1842 könne man dann Gebote auf das Ganze oder einzelne Teile annehmen. Der ältere Bruder wird mit dem Vorschlage, nach seinem späteren Verhalten zu schließen, ohne weiteres einverstanden gewesen sein. Der Plan der Brüder wurde im Laufe des Jahres weiteren Kreisen bekannt. Auffälligerweise geschahen nun die ersten Schritte gegen ein solches Vorhaben nicht von Weimar, sondern von Berlin aus. Am 4. Januar 1842 erschien ein Aufsatz im Frankfurter 'Konversationsblatt' Nr. 4, der an den Bericht des Stuttgarter 'Morgenblattes' anknüpfte und darauf hinwies, daß vor einem Jahre der überall freudig begrüßte Vorschlag gemacht worden sei, Goethes Haus mit Inhalt als Nationaldenkmal anzukaufen. Da Weimar wohl nicht die Mittel dazu besitze, müsse Deutschland sich der „wahrhaft nationalen Sache" annehmen; „ein edler, kunstsinniger König" habe seine Teilnahme bekundet und erklärt, die Sammlungen müßten, wenn sie ihren Wert behalten sollten, in Weimar verbleiben. Mit dem König ist Friedrich Wilhelm IV. gemeint, der Verfasser des Aufsatzes ist wahrscheinlich der damals in Berlin Goethestudien treibende Schriftsteller Dr. Melchior Meyr (1810—1871), ein geborener Bayer; noch waren keine zehn Jahre vergangen, daß Meyr, im Januar 1832, seine Gedichte Goethen zur Beurteilung eingesendet und von ihm am 22. Januar 1832 jenes allgemeine Gutachten erhalten hatte, das als 'Wohlgemeinte Erwiderung' in Goethes Werken steht (Werke 41^{II}, 375 ff.). Meyr hat anscheinend zuerst den Gedanken gefaßt, der Deutsche Bund müsse das Goethehaus erwerben. Nachdem er den Plan mit seinen Freunden, den Malern August Kopisch, August v. Kloeber und Professor Zahn, be-

sprochen hatte, teilte er ihn im Herbst 1841 dem Dichter Friedrich Rückert mit, welcher freudig zustimmte, aber riet, zuerst dem preußischen Könige die Sache vorzutragen. Im Hause des für den Plan eingenommenen Berliner Zensors Geh. Hofrat Karl John, der einst als Sekretär in Goethes Diensten gestanden hatte, traf Rückert mit dem in Berlin studierenden Wolfgang v. Goethe zusammen, der ihm die Absicht des Verkaufes bestätigte. Darauf lanzierte Rückert eine von Meyr angefertigte Denkschrift durch das königliche Kabinett.[1]) Gleichzeitig wurde der Generaldirektor der Museen v. Olfers gewonnen, welcher mit Radowitz und dem Könige darüber sprach. Die Anregung fiel bei dem warmen nationalen Empfinden Friedrich Wilhelms IV. auf fruchtbaren Boden. Er griff den Plan, den Nachlaß Goethes als Nationaleigentum unter die Obhut des Deutschen Bundes zu stellen, mit freudiger Zustimmung auf und hat ihn zur Verwirklichung zu bringen versucht.[2]) Der Verlauf, den die nun mit allen Mitteln der Diplomatie eingeleiteten Verhandlungen genommen haben, ist nach zwei Seiten hin interessant. Er bietet einmal ein Stimmungsbild aus dem damaligen politischen Deutschland und gewährt andererseits einen tiefen Einblick in die zerfahrene Gemütsverfassung der Nachkommen Goethes. Der Plan ist an dem Widerstande der Familie Goethe zuletzt gescheitert; die in sich widerspruchsvollen Beweggründe zu diesem Verhalten decken die Akten auf.[3])

---

[1]) Nach den Briefen Johns und Meyrs an den Kanzler v. Müller im Goethe- und Schiller-Archiv.

[2]) Auf Schellings Anregung, der sich viel vom bayrischen König versprach, sandte Meyr seinen Aufsatz auch dem bayrischen Kronprinzen, doch hören wir nichts von einem Erfolg dieses Schrittes. — Geh. Hofrat John und Dr. Meyr unterrichteten den Kanzler v. Müller in Weimar über die in Berlin getanen Schritte; man bat ihn insbesondere, den Verkauf einzelner Teile der Sammlungen zu verhindern.

[3]) Unsere Darstellung folgt den Akten des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar (Akten des Testamentsvollstreckers Goethes und der Brüder Walther und Wolfgang v. Goethe) und den Akten im Geh. Staatsarchiv in Berlin A. A. Rep. V Nr. 276 Vol. I u. II. Der Direktion des Goethe- und Schiller-Archives bin ich für bereitwilliges Entgegenkommen zu besonderem Danke verpflichtet. In dem Buche der Jenny v. Gersten-

König Friedrich Wilhelm war der Ansicht, daß zunächst die Stellungnahme der einzelnen Bundesmitglieder in Erfahrung gebracht werden müsse. Der erste Schritt war daher eine vorsichtige Erkundung der Wiener Ansicht. Oberst v. Radowitz, der Anfang Januar 1842 in diplomatischer Sendung nach Wien reiste, nahm den mündlichen Auftrag des Königs mit, dem Fürsten Metternich zunächst vertraulich den Plan seines Herrn auseinanderzusetzen und den Wiener Hof für einen entsprechenden Antrag beim Deutschen Bundestage zu gewinnen. Nach dem von Radowitz unterbreiteten Vorschlage des Königs sollte der Bund Haus und Sammlungen Goethes in Weimar ankaufen und zum Nationaleigentum bestimmen und dadurch ein Denkmal errichten, das die gesamte Nation dem großen Manne schulde. Der Besitz sollte dem besonderen Schutze der Weimarer Regierung unterstellt, allen Besuchern dazu freier Zutritt gewährt werden.

Metternich ging auf die Anregung zwar ein, behielt sich jedoch vor, zunächst die Ansicht der kaiserlichen Familie zu hören.

Als eine weitere Äußerung hierauf aus Wien ausblieb, richtete Radowitz im Hinblick auf seine Reise nach Berlin am 11. März 1842 aus Frankfurt a. M. eine schriftliche Anfrage an Metternich, in der er nochmals die Gründe des Königs auseinandersetzte. Er wies auf die Bedeutung Goethes hin, dessen Wirksamkeit frei sei „von jedem politischen oder konfessionellen Gegensatze". Er hob die Bedeutung des Nachlasses hervor: „Die Goethischen Sammlungen sind ein Werk Goethes wie jedes andere poetische oder wissenschaftliche, sie vergegenwärtigen Neigung und Arbeit einer großen deutschen Persönlichkeit. Die Zersplitterung und Auswanderung derselben in die Hände kuriositätensuchender Ausländer wäre nach unserer Ansicht ein Schimpf für Deutschland. Die Fürsten und Obrigkeiten des Bundes ehren, indem sie mit einem sehr mäßigen Opfer den Nachlaß des großen Dichters für die Mit- und Nachwelt bewahren, das deutsche Volk und sich

bergk, 'Ottilie v. Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf' (Stuttgart 1901), S. 35, wird die Ablehnung des Kaufangebotes als „das erste Opfer, was sie der Pietät für das Goethische unteilbar zu erhaltende Erbe brachten," bezeichnet.

selbst." Eine Antwort, die Radowitz dem König hätte vorlegen können, erfolgte auch hierauf nicht, und Radowitz übergab nun die Vorgänge auf Anordnung des Königs, der die Sache nicht ruhen lassen wollte, am 22. April dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten v. Bülow. Somit kam die Sache auf den amtlichen diplomatischen Weg.

Am 3. Mai erging eine ausführliche ostensible Denkschrift an den preußischen Gesandten Freiherrn v. Canitz in Wien, welche den Plan des Königs eingehend begründete und den Gesandten ersuchte, den Wunsch des Königs zum Gegenstande vertraulicher Besprechungen mit dem Fürsten Metternich zu machen und eine Vereinigung Österreichs und Preußens zu einem gemeinschaftlichen Antrage beim Deutschen Bunde herbeizuführen.

Ein gleichzeitiges vertrauliches Schreiben des Ministers unterrichtete den Gesandten über die Vorgänge. Die daraufhin von dem Gesandten unternommenen Schritte erreichten nur die Zusicherung des Fürsten Metternich, daß die Sache, welche „delikat behandelt werden müsse," sorgsam erwogen werden solle. „Ich glaube," heißt es in dem von Canitz am 21. Mai erstatteten Bericht, „der Grund dazu [zu der Zurückhaltung] ist die Besorgnis: dem Andenken eines Mannes zu große Ehre zu erweisen, der rücksichtlich seines religiösen Bekenntnisses nicht ohne Anstoß gewesen. Man hat Goethe (meiner Überzeugung nach mit schreiendem Unrecht) mit Voltaire verglichen; dadurch entstehen für ängstliche Gemüter Bedenken, ob es nicht sündlich sei, das Andenken 'eines Heiden' als hochverdient um das Vaterland zu ehren usw. Die affektierte, bis zur Vergötterung gesteigerte Verehrung, die in einem Teil unserer Literatur mit Goethe getrieben worden ist, vermehrt solche Bedenken. . . ." Im übrigen scheine Fürst Metternich dem Vorhaben keineswegs entgegen zu sein.

Schon am 25. Mai konnte jedoch Canitz berichten, daß das kaiserliche Kabinett zugestimmt habe. Der österreichische Gesandte in Berlin Graf Trautmannsdorff erhielt gleich darauf aus Wien entsprechende Anweisung und den Entwurf einer am Bunde abzugebenden gemeinschaftlichen Erklärung der beiden Regierungen, in der die in öffentlichen Blättern enthaltene Nach-

richt von dem beabsichtigten Verkauf als Anlaß angegeben und die Einsetzung eines Ausschusses beantragt wurde.

Der Minister v. Bülow erklärte sich mit dem Vorschlag im allgemeinen einverstanden, schlug aber dem Könige vor, zunächst sich vertraulich mit dem Großherzoglichen Hofe in Weimar ins Benehmen zu setzen und auch den Königlichen und Großherzoglichen Bundesregierungen vorher vertraulich von dem beabsichtigten Antrage Kenntnis zu geben. Durch Kabinettsorder vom 19. Juni gab der König dazu die Ermächtigung und Freiherr v. Canitz erhielt Anweisung, den Fürsten Metternich entsprechend zu informieren, damit auch das österreichische Kabinett in ähnlicher Weise verfahre.[1])

Am 4. Juli wurde sodann der preußische Bundestagsgesandte Graf v. Dönhoff beauftragt, sich mit dem Präsidialgesandten über den zu stellenden Antrag zu einigen und die Abgabe der Erklärung zu beschleunigen. Die Antwort der Bundesregierungen auf die vertrauliche Anzeige solle nicht abgewartet werden, da man dadurch nur habe verhüten wollen, daß die Regierungen durch den Antrag als etwas ganz Neues überrascht würden.

Die preußische Mitteilung hatte gleichzeitig bei der Weimarer Regierung freudige Zustimmung gefunden; auch der Kanzler v. Müller als Testamentsvollstrecker Goethes versprach, an seinem Teile nach Kräften mitzuwirken. Der preußische Gesandte in Weimar v. Salviati regte dabei an, auch Schiller die gleiche Ehrung der Nation zuteil werden zu lassen. Eine Denkschrift des Kanzlers v. Müller legte sodann die Schwierigkeiten dar, denen der Plan bei den Erben Goethes begegnen werde. Die Erben seien sich zwar darin einig, die Sammlungen zu verkaufen, welche sie bereits abschätzen ließen, ein Teil der Erben aber (namentlich die Witwe des Sohnes) sei unbedingt gegen den Verkauf des Hauses. Die Absicht, die Sammlungen gegen den Willen Goethes[2]) zu versteigern, vertreten durch den ältesten Enkel, würde auch die Festsetzung des Kaufpreises erschweren.

---

[1]) Am 6. Juli berichtete Canitz, daß Metternich dieser Behandlung zugestimmt habe.

[2]) § 4 des Testamentes.

v. Müller glaubte, für Sammlungen samt Haus und Garten mindestens 50000 Reichstaler ansetzen zu dürfen. Nach dem Eingang dieser Zustimmung aus Weimar erhielten die preußischen Gesandten bei den größeren deutschen Staaten unter dem 11. Juli Anweisung, den bevorstehenden Antrag beim Bunde den Regierungen zur Kenntnis zu bringen.

Dies preußische Rundschreiben wurde durch den österreichischen Präsidialgesandten in Frankfurt, Grafen v. Münch, mit der Begründung beanstandet, daß dadurch den Bundestagsgesandten „jede Art von selbständiger Tätigkeit und Wirksamkeit genommen werde".[1]) Gerade deswegen hoffte nun der preußische Gesandte Graf Dönhoff, daß Münch zur unverzüglichen Stellung des gemeinsamen Antrags bereit sein würde. In dieser Erwartung sah er sich jedoch getäuscht, Graf Münch behauptete, zunächst erst eine besondere Ermächtigung aus Wien abwarten zu müssen, was sich Dönhoff nur „durch eine Art Caprice" zu deuten vermochte; sodann, als die Anweisung aus Wien eingetroffen, erklärte Münch, es seien jetzt, nachdem einmal den Höfen unmittelbare Mitteilungen gemacht worden, erst die Antworten abzuwarten, da Einwände möglich wären[2]); auch mache die Uneinigkeit der Goethischen Erben einen Aufschub notwendig. Als Grund dieser zögernden Haltung mutmaßte Dönhoff den Umstand, daß der Gedanke unmittelbarer Fühlungnahme mit den Höfen nicht von Wien ausgegangen sei. Das österreichische Kabinett hatte seinerseits inzwischen ebenfalls Mitteilungen an die einzelnen Höfe gelangen lassen.

Inzwischen gingen in Berlin die zustimmenden Erklärungen der Bundesregierungen ein: aus Darmstadt, Dresden (wo man laufende Kosten vermieden sehen wollte), aus Strelitz und Schwerin, dem Haag (wo der König anfangs erst den Kostenpunkt abwarten wollte), Kopenhagen, Hannover, München, Karlsruhe.

---

[1]) v. Bülow wies demgegenüber darauf hin, daß es sich hier nicht um Bundesverhältnisse, sondern um die Verwirklichung eines aus lebendigem Vaterlandsgefühl entsprungenen Gedankens handele.

[2]) Der hessische Minister du Thil hätte z. B. bemerkt, daß die Sammlungen Goethes nicht als Anfang eines zu vergrößernden allgemeinen Nationalmuseums angesehen werden dürften.

Ganz aus blieben Württemberg und Kurhessen. In der bayrischen Erklärung hieß es: die Erhaltung der Sammlungen in Weimar sei ein alter Wunsch des Königs; der König zweifle aber, ob dieser Zweck durch einen Bundesbeschluß zu erreichen sei, wenn gleich Frankfurt als der geeignetste Ort erschiene, von wo ein solcher Antrag ausgehen könnte.

Graf Dönhoff erfuhr dazu noch in Brückenau durch v. d. Tann, der König Ludwig habe geäußert, er könne es nicht verantworten, von der Kammer zu gedachtem Zwecke das Geld zu fordern.

Nach mehrfachem Drängen des preußischen Gesandten brachte Graf Münch endlich in der Bundestagssitzung vom 9. September den österreichisch-preußischen Antrag zum Bericht. Von allen Seiten erfolgte Zustimmung; nur der kurhessische Gesandte gab die Erklärung ab, seine Regierung weigere sich entschieden, teilzunehmen. Diese Weigerung erfolgte, trotzdem Graf Dönhoff, schon früher von Kurhessens Widerstreben in Kenntnis gesetzt, Vorstellungen in Cassel hatte machen lassen mit dem Hinweise, daß es sich um einen besonderen Wunsch des preußischen Königs handele. Der kurhessische Gesandte war vielmehr sogar angewiesen worden, sich auch gegen die Einsetzung einer Begutachtungskommission zu erklären. Die Ursache dieser ablehnenden Haltung war der hessische Kurprinz.

Trotz diesem Widerspruche wurde eine Kommission aus den Gesandten Österreichs, Preußens, Bayerns, Sachsens und Weimars eingesetzt; auch waren Stimmen laut geworden, man könne die Sache auch ohne Kurhessen endgültig regeln. Dagegen hatten aber der Präsidial- und der bayrische Gesandte sogleich geltend gemacht, daß dann kein Bundesbeschluß und nur ein Abkommen der deutschen Staaten minus Kurhessen möglich sei; insbesondere wirkte der bayrische Gesandte dahin, daß der Gegenstand überhaupt nicht als eigentliche Bundessache behandelt werden sollte, und gerade diesem hatte Graf Münch das Referat übertragen.

In Weimar versuchte inzwischen der bei der Familie Goethe sehr unbeliebte Testamentsvollstrecker Goethes, der Kanzler v. Müller, die Goethischen Erben zum Einverständnis zu bewegen. v. Müller selbst wünschte lebhaft das Zustandekommen

des Planes, der ihm den Wünschen des Dichters zu entsprechen schien. Nachdem von der eingesetzten Bundestagskommission ein auf den Ankauf zielender Antrag in Weimar eingegangen war, legte v. Müller unter dem 18. Oktober 1842 diesen den Vormündern der Enkelin Alma v. Goethe (Hofadvokat Büttner und Geh. Hofrat Vogel) und den beiden Enkeln in Berlin und Wien in einem Rundschreiben zur Entscheidung vor. Er brachte dabei auf Grund der vorhandenen Schätzungen einen Preis von 40000 Talern, unter Vorbehalt des Nießbrauchs der Wohnung, für Haus und Sammlungen in Vorschlag.[1]) Die Vormünder Almas stimmten zu, die Antworten der Enkel lauteten ausweichend.

Wolfgang erklärte in einem Schreiben vom 23. Oktober aus Weimar, daß er sich zur Einwilligung in diesem Augenblick nur entschließen könne, wenn „die Umstände ihm die Weigerung als Unrecht erscheinen ließen". Das wäre der Fall, wenn: 1. der Bund vorläufig nur die Sammlungen kaufen, wegen des Hauses jedoch 3—4 Jahre Frist gewähren wolle (in diesem Falle sei er für einen billigen Preis); 2. der Bund für sofortigen Erwerb des Ganzen eine bedeutende Summe böte. Den goldenen Lorbeerkranz, den Frankfurter Verehrer zum 70. Geburtstag Goethes gestiftet hatten, und die Davidsche Büste wolle er dann mitverkaufen. 40000 Taler lehnte er als zu unbedeutend ab.[2]) „Eine nähere Motivierung dieser Erklärung unterdrücke ich als

[1]) Der Besitz Goethes war auf 46904 Taler veranschlagt: davon kamen 18600 Taler auf Gebäude und Garten, 7456 Taler auf die Mineraliensammlung, 15140 Taler auf die Kunstsammlungen. Von den Sammlungen kamen nach einer für die Feuerversicherung von 1835 angestellten Schätzung 400 Taler auf die Medaillen (1118 italienische, 318 deutsche, 239 sonstige; Friedlaender in Berlin schätzte sie damals auf mindestens 1000 Taler), 358 Taler auf die Bronzen (nach Friedlaender 1100 Taler), 1000 Taler auf die Kuriositäten, 116 Taler auf den optischen Apparat, 147 Taler auf die 98 Medaillons des Bildhauers David, 414 Taler auf 138 Bildnisse Goethischer Freunde von Schmeller, 1500 Taler auf Mobiliar und sonstiges, darunter die erste eigenhändige Handschrift des 'Götz' und der 'Römischen Elegieen', die Standuhr usw., 2000 Taler auf die Kolossalbüste Goethes von David.

[2]) Nach einem Brief an seinen Bruder hatte er sich dabei 90—100000 Taler gedacht, während er im ersteren Falle mit je 18000 Taler für Sammlungen und Haus zufrieden sein wollte.

ungehörig, da sie nur auf persönliche Verhältnisse und Gefühlseinzelheiten eingehen müßte."

Erst am 31. Oktober sandte Wolfgang aus Berlin, wohin er inzwischen zurückgekehrt war, den Umlauf v. Müllers an seinen Bruder nach Wien weiter. Er schrieb dazu: „Ich rede nicht zu und nicht ab, tue, was Du für recht hältst." Walther und Alma könnten ihn in jedem Falle überstimmen. Er klagt über die Mühe mit den Katalogen: „Ich wünsche alle Tage, daß das Haus über mir zusammenstürzen und mich begraben möchte", und er denkt dann, daß der Bundestag beim Ankauf des Ganzen ihnen wohl die Kosten der Kataloge vergüten werde. Zum Schlusse meint er, er könne aus dem Erlös der Sammlungen dem Bruder seinen Hausanteil abkaufen, und bemerkt über den letzten Aufenthalt in Weimar: „Die 4 Tage in Weimar vergesse ich nie, und wenn ich noch so alt werde." Es ist schwer, aus diesen Äußerungen ein bestimmtes Wollen zu erkennen.

In einem Schreiben an v. Müller aus Wien vom 22. November 1842 lehnte mit Rücksicht auf den zu niedrigen Preis auch Walther ab. Es handle sich hier nicht um beliebige Kunstsammlungen und um ein beliebiges Grundstück, sondern um die „Goethischen Kunstschätze" und um „Goethes Haus und Garten". Diese Antwort wurde ohne jede vorherige Mitteilung an die Mutter, die gegen den Hausverkauf war, erteilt.

Die wahre Gesinnung Walthers eröffnet sein Brief an den Bruder vom folgenden Tage (23. November). Wäre es nur nach seinem (Walthers) Wunsche gegangen, so hätte er trotz der geringen Summe ja gesagt; denn ein Sperling in der Hand sei besser als die Taube auf dem Dache. Er habe zwar nie die Aussicht, sich den vollständigen Unterhalt zu erwerben, er möchte sich aber freier bewegen, mehr ausgeben, mehr Reisen machen können. Er tröste sich aber damit: „'s tut's holt nit." Gegen des Bruders Gefühl wolle er nichts tun. Biete der Bund 60—70000 Taler, so willige er auf alle Fälle ein. Zerschlügen sich die Verhandlungen, so sollten die Kataloge in alle Welt versandt werden, seinen Hausanteil wolle er dem Bruder gern verkaufen: „Übrigens kennst Du mich, Du weißt, daß ich weder an Haus, Sammlung noch auch an derlei Andenken sehr hänge." Voll In-

grimm äußert er sich gegen v. Müller. Wenn man den Kanzler mitverkaufen könne, so sei er auch mit 40000 Talern einverstanden: „er gehört ja mit zum Goethe-Gerümpel, freilich sehr unwürdig. . . . Sein Umlauf erschien mir wieder wie das Daguerrotypbild des Goethischen Stuhlgangs; vielleicht wäre es möglich, ihn unter dieser Firma mit einzuschmuggeln."

Kurz vorher (am 18.) hatte auch Frau Ottilie ihrem Sohne Wolfgang ihre Ansicht dahin mitgeteilt, daß es „eine komplette Unklugheit" sei, das Haus aus Artigkeit gegen den Bundestag für 40000 Taler zu verkaufen. Als Gegendemonstration sollten die Kataloge zum Versand gebracht werden. — In einem Schreiben an die Vormünder Almas warf sie diesen vor, daß sie wie Vormünder des Bundestags und nicht als Vormünder der Tochter handelten. „Diese Summe [die Taxe] also, die niedrigste, fordern Sie vom Bundestag, der durch den Ankauf sagt, Goethe ehren zu wollen? Diesmal soll eine christliche Familie zur Ehre des Ahnherren bluten." Als annehmbaren Preis nennt sie 80000 Taler. Sehr, sehr viel könne eine Frau wie sie, mit Mut und Wahrheit ausgerüstet, durchführen; das Nationaldenkmal imponiere ihr gar nicht.

Nach Empfang der Erklärungen der Enkel richtete v. Müller am 1. Dezember 1842 an beide die Anfrage nach der Höhe ihrer Forderung.

Hierauf teilte Walther am 9. Dezember aus Wien dem Bruder die Erwägungen mit, die er mit sich angestellt habe; sie sind bezeichnend für ihn. Er hält den Verkauf des Ganzen für 60—70000 Taler für wünschenswert; 90000 würden wohl nicht zu verlangen sein. Er habe auch daran gedacht, man solle nur die Taxe fordern und sich dafür in den Grafenstand erheben lassen. „Durch eine hohe Stellung hat man gar vielen Einfluß in der Welt, kann gar vieles erreichen." Es sei ihm dann aber eingefallen, daß er sich einmal in eine Bürgerliche verlieben könnte; dann würde man ihm die Heirat als Verbrechen anrechnen. „Wir wollen uns also mit der Baronin trösten."

Ganz besondere Teilnahme brachte der Durchführung des Planes Erbgroßherzog Karl Alexander von Weimar entgegen, der den Brüdern von der Knabenzeit her eng befreundet war.

Er berief Anfang Dezember in Berlin Wolfgang zu sich und suchte ihn zu einem bestimmten Vorschlage zu bewegen. Auf Grund dieser Einwirkung machte Wolfgang zugleich im Namen seines Bruders am 13. Dezember dem Kanzler das Angebot, der Bund möge nur die Vorderräume des Hauses mit den Sammlungen für 70000 Taler erwerben. Wie er dem Bruder mitteilt, habe ihn dessen Brief bestimmt, die Summe so niedrig zu bemessen. Ihm hätte auch die doppelte Summe nicht genügt, „da ich nie über diesen Verkauf hinauskommen werde". Für die Beurteilung dieser letzten Äußerung ist die Antwort Walthers vom 28. Dezember interessant. Walther erklärt es für Blödsinn, das halbe Haus zu verkaufen. Wenn er oder die Mutter so etwas ausgesonnen hätten, würde Wolfgang ihnen ins Gesicht gelacht haben. Vor vier Monaten habe Wolfgang bezüglich des Hauses von „der Mutter falscher Sentimentalität" gesprochen; die jetzige Ansicht sei ihm daher „unglaublich".

Inzwischen waren die Bemühungen der preußischen Regierung, den kurhessischen Widerstand am Bundestage zu brechen, fortgegangen. Am 1. Dezember 1842 wurde der preußische Gesandte in Cassel angewiesen, den Kurprinzen wissen zu lassen, daß der König eine Sinnesänderung als einen Beweis freundschaftlicher Rücksichtnahme auf seine, des Königs, persönlichen Wünsche in Anspruch nehme, und in einer eigens dafür nachzusuchenden Audienz dem Kurprinzen die Bereitwilligkeit des Königs auszusprechen, persönliche Wünsche des Kurprinzen, „soweit es die Verhältnisse möglich machen", zu fördern.

Bei dieser noch ganz ungewissen Sachlage mußte es als verfrüht und außerdem ganz unnötig erscheinen, daß König Ludwig von Bayern in seiner Kammer einen Gesetzentwurf: „Die Erwerbung des Wohnhauses und der Sammlungen Goethes in Weimar betreffend" einbrachte, der dort am 16. Dezember einstimmige Annahme fand. Der Gesetzentwurf bemerkte, „daß Bayerns Ständeversammlung die Erste in Teutschland ist, welcher dieser Gegenstand zur Beratung und Bestimmung vorgelegt wird". So wollte sich Bayern bei dieser nationalen Angelegenheit noch eilends eine Priorität sichern.

Der der bayrischen Kammer vorgelegte und alsbald ver-

öffentlichte Bericht ließ zweifellos alle auf den Bund zu nehmenden Rücksichten außer acht; denn es wurden darin die in der Bundesversammlung geschehenen mündlichen Verhandlungen, die nicht einmal in das Protokoll aufgenommen worden waren, bekanntgegeben und Einzelfragen behandelt, die beim Bunde noch gar nicht erörtert wurden. Der preußische Gesandte Graf Dönhoff bemerkte dazu: „Durch solche Vorgänge wird für die Zukunft dem Verhältnisse der Bundestags-Verhandlungen und Beschlüsse zu den Diskussionen der Stände-Versammlungen eine ganz schiefe Richtung gegeben, welche selbst Bayern, ungeachtet seines häufig zu Tage tretenden Strebens, seine Landesverfassung über die Bundesverfassung zu setzen und dadurch eine ganz exzeptionelle Stellung im Bunde zu gewinnen, unmöglich für wünschenswert halten kann." Diese vorzeitige öffentliche Behandlung der Sache konnte auch den Goethischen Erben gegenüber nicht zweckdienlich sein.

In Cassel hatte es der preußische Gesandte v. Thun zunächst versucht, durch Vermittlung des kurhessischen Ministeriums, das von einer Audienz des Gesandten dringend abriet, den Kurprinzen von seiner absonderlichen Haltung abzubringen, jedoch ohne Erfolg. Als er in Berlin um Nachsicht für seinen Mißerfolg bat, da bei dem eigentümlichen Charakter des Kurprinzen ganz anders als irgendwo sonst verfahren werden müsse, empfing er eine höchst ungnädige Note mit der Anweisung, unverweilt die Privataudienz beim Kurprinzen nachzusuchen. Inzwischen aber war es bereits gelungen, auch ohne diesen Schritt den Kurprinzen zum Einlenken zu bringen. Die Mitteilung, daß König Friedrich Wilhelm bereit sei, persönliche Wünsche, soweit es die Verhältnisse möglich machten, zu fördern, war nicht ohne Eindruck auf den Kurprinzen geblieben; er hatte gewünscht, eine solche Zusicherung schriftlich zu haben. v. Thun war dem in einem Schreiben an den Minister nachgekommen, wodurch endlich am 26. Dezember das Eis gebrochen wurde. Der König ließ dem Kurprinzen dankbare Anerkennung für seine Nachgiebigkeit aussprechen.

Immer noch fehlte aber die Voraussetzung des ganzen Planes, das Einverständnis der Familie v. Goethe.[1])

[1]) Der Weimarische Gesandte am Bundestage Freiherr v. Fritsch

Am 11. Januar 1843 unterbreitete Wolfgang, der auf erneute Vorstellungen des Erbgroßherzogs Karl Alexander hin den Gedanken, nur einen Teil des Hauses zu verkaufen, fallen gelassen hatte, dem Kanzler v. Müller auch im Namen des Bruders die Forderung von 80 000 Talern[1]) für den ganzen Besitz; die Nebenhäuser und das Gartenhaus sollten ausgeschlossen bleiben. v. Müller lehnte es am 29. Januar ab, diese seines Erachtens maßlos gesteigerte Forderung[2]) beim Bundestage zu vertreten, indem er es den Brüdern überließ, dies selbst zu tun. Wollten die Brüder die Sammlungen einzeln versteigern, so würden dagegen die Bestimmungen des Goethischen Testamentes geltend gemacht werden. Dieser Schritt des Kanzlers war unklug und auch nicht gerechtfertigt. Endlich hatten die Brüder in den Verkauf von Haus und Sammlungen eingewilligt. Daß sie eine hohe Forderung stellten, konnte man ihnen nicht verargen; der Bund hätte kaum anders gekonnt, als sie zu bewilligen, Preußen mußte dafür eintreten. Nun aber gab v. Müller nochmals den Brüdern die Entscheidung in kleinlicher Ängstlichkeit in die Hand zurück, was er im Hinblick auf ihre Unentschlossenheit unbedingt hätte vermeiden müssen.

Er konnte allerdings nicht ahnen, daß inzwischen bei Walther, der stets den Verkauf befürwortet und deshalb dem Bruder schon freie Hand gelassen hatte, die Stimmung völlig umgeschlagen war. Wolfgang hatte in seiner Mitteilung an den Bruder, daß er nun den ganzen Besitz für 80 000 Taler angeboten habe, wiederum Klageworte über das von ihm gebrachte Opfer einfließen lassen, er hatte damit recht eigentlich die Verantwortung dem Bruder zugeschoben. Walther, dem wohl auch ständig Mutter

schrieb am 29. Dezember 1842 an v. Müller: er habe sich von Anfang an vor den Wunderlichkeiten der Erben gefürchtet; man wolle nur mehr Geld herausschlagen.

[1]) v. Müller hatte am 4. Januar 1843 Wolfgang gegenüber 50 000 Taler als das Äußerste bezeichnet, was man mit Anstand und Billigkeit, ohne die Pietät gegen den Verstorbenen zu verletzen, fordern könne.

[2]) Der Gesandte v. Fritsch bezeichnete am 11. Februar 60 000 Taler für nicht zu hoch. Am Bund sei sonst geringes Interesse; man glaube nur den Majestäten in Berlin und München einen persönlichen Gefallen erweisen zu müssen.

und Schwester gegen den Hausverkauf in den Ohren lagen, geriet in heftige Erregung. Seine Antwort an Wolfgang (1. Februar 1843) zeigt eine traurige Gemütsverfassung. Er habe stets begriffen, daß Wolfgang den Hausverkauf schmerzlich empfinde, aber er habe doch geglaubt, der Bruder werde sich allmählich der schönen Idee freuen, der man das Ganze opfere. Fürst Schwarzenberg habe ihn noch dringend gebeten, durch den Verkauf an den Bund dafür zu sorgen, daß das Haus nicht in fremde Hände gerate. „Ich finde dies alles sehr wahr und richtig; allein jetzt, wo ich sehe, daß Du so ganz anders denkst, daß Du ewig anders denken wirst, daß es Dir fürs Leben ein grenzenloses Opfer sein wird, ein wahrer innerer Kummer, nicht bloß ein momentaner Mißmut, nicht bloß eine egoistische Aufwallung, jetzt werde ich alles tun, damit die Sache sich zerschlägt. Um ein solches Opfer anzunehmen, wie ich erst jetzt fühle, daß Du bringst, muß man jemanden unendlich lieben, so lieben, wie ich weder Dich noch irgend jemand auf der Welt liebe. Ich wiederhole also, ich tue alles dagegen." Baron Buol habe ihm gesagt, jede Summe würde bezahlt, und „etwas mehr Geld wäre mir lieb und angenehm gewesen, aber wenn Deine Seufzer daran kleben, mag ich es nicht". Die Sammlungen müßten jetzt baldigst verkauft werden. Da sie nun das Haus behielten, müßten sie es auch ausbessern lassen; Wolfgang solle das besorgen.

Diesem Briefe setzte die Mutter eine Nachschrift hinzu. Walther bringe seinen Geschwistern ein Opfer, da er Geld brauche; dennoch werde er seine Weigerung nicht zurücknehmen. Sie selbst habe sich im übrigen nicht in die Sache gemischt. Wolfgang solle nun schnell die Kataloge drucken lassen. Auch Alma ließ sich in einer Beilage vernehmen, natürlich ganz von der Mutter beeinflußt. Sie sprach den Wunsch aus, das Haus zu behalten, die Sammlungen aber zu verkaufen; es gäbe noch mehr Menschen als den Bundestag. Sie wollten lieber ein Familiendenkmal errichten.

Trotz diesem Schreiben und der Haltung v. Müllers hielt Wolfgang zunächst an seinem Angebote fest. Er machte zwei Briefentwürfe: einen an den Kanzler v. Müller mit der Aufforderung, die Sache weiter zu führen, den andern an den weimarischen Ge-

sandten in Frankfurt, Freiherrn v. Fritsch, in dem er diesem unmittelbar die Forderung von 80000 Talern zur Übermittlung an den Bundestag unterbreitete; beide Entwürfe sandte er an Walther (11. Februar). Walther sollte eines der beiden Schreiben mitunterzeichnen und an seine Adresse absenden. Bezüglich Walthers Erguß bemerkte Wolfgang: die Gründe des Verkaufes seien nicht weggefallen; „Du hast nicht genug, und die Mutter hat nicht genug."

Darauf machte Walther kurzen Prozeß. Ohne Rücksicht darauf, daß er dem Bruder Vollmacht gegeben hatte, richtete er eigenmächtig am 19. Februar 1843, auch im Namen Wolfgangs, ein Schreiben an v. Fritsch, in dem er, auch im Einvernehmen mit Mutter und Schwester, den Verkauf als unvereinbar mit ihren Gefühlen der Pietät gegen den Großvater entschieden ablehnte. Nur die Rücksicht auf das materielle Interesse der unmündigen Schwester hätte sie zunächst davon abgehalten, ihrer von Anfang an feststehenden Sinnesrichtung entschiedenen Ausdruck zu geben.

„Ich hoffe damit", schrieb er dem Bruder, „als kleiner Alexander den Gordischen Knoten zu Deiner Zufriedenheit zerhauen zu haben. Für den Augenblick", so fügte er hinzu, „bin ich ganz zufrieden mit dem, was ich an Geld habe, und durch Cotta bessert sich's immer mehr, wenn ich nur ein paar Jahre vernünftig bin. Mit Reue habe ich mich nie abgegeben." Auch der Gegensatz zum Kanzler kommt wieder zum Ausdruck. „Der Kanzler will uns immer intimidieren; er soll aber sehen, daß wir keine Buben mehr sind."

Wolfgang war diesem von Schritt des Bruders doch etwas betroffen und anscheinend nicht so damit einverstanden, wie Walther voraussetzte. Er benutzte zwar die Gelegenheit, um jetzt dem Verhalten des Kanzlers die Schuld an dieser Wendung zuzuschreiben[1]), doch versuchte er die Verhandlungen fortzusetzen, indem

[1]) Am 6. Juni 1843 machte Wolfgang dem Kanzler abermals deshalb Vorwürfe: „Gewaltsame, nicht großartige Behandlung, welche dieses ganze Geschäft von Anfang als 'Muß', als 'Notwendigkeit' uns gegenüber stellte, hat von Anfang begründet, daß die Idee nicht gehörig wirken konnte."

er die Hoffnung aussprach, den Bruder wieder umstimmen zu können. Inzwischen war das Schreiben Walthers an v. Fritsch von diesem zurückgehalten worden, so daß auch so ein Abbruch der Verhandlungen am Bundestage vermieden blieb.

Walther erwies sich jedoch als unerschütterlich. Selbst wenn der Bruder jetzt den Verkauf wünsche, würde er nicht einwilligen.[1]) Sein Opfer sei gering gegen das des Bruders. „Ich opfere Geld, Du hättest ein Lebensstück geopfert." Und offenbar um Wolfgang zu ärgern, setzt er hinzu: „Verfallen darf das Haus nicht. Das wäre unwürdig, aber weder Zögern noch Schwanken noch Weigerung." Der Spieß war mit einem Male umgedreht. Wolfgang sah keine andere Wahl, als sich Walthers Erklärung anzuschließen, „nicht ohne großen Widerwillen", wie er an v. Müller am 8. März schrieb.[2])

Frau v. Goethe versuchte nun, um den Verkauf der Sammlungen an den Bund zu fördern, einen neuen Plan anzubringen: der Bund solle das Frankfurter Goethehaus erwerben und dort die Sammlungen aufstellen lassen. Der Gedanke fand keine Beachtung, er konnte schon keinesfalls von Weimar aus gefördert werden. Gleichzeitig drohte Frau Ottilie, die Könige von Preußen und Bayern anzuflehen, ihren Kindern das großväterliche Haus zu erhalten.

In scharfen Worten verteidigte Kanzler v. Müller seine Haltung in diesem Handel, die durch den Wortlaut des Testamentes bestimmt würde. Goethe habe ihm gesagt: „Man hat das Testament Ludwigs XIV. umgestoßen, man wird es auch mit dem meinigen versuchen; aber halten Sie wenigstens daran so lang als möglich."

Am 26. Februar gab v. Müller eine lange Darstellung des Standes der Dinge Alexander v. Humboldt nach Berlin mit. Darin wurde, nicht ganz mit Recht, Frau v. Goethe als Seele des Widerstandes bezeichnet. Der Testamentsvollstrecker und die Vormünder Almas hatten sich nun dahin geeinigt, das Kaufangebot des Bundes mit einer Forderung von 60 000 Talern an-

[1]) Schreiben vom 1. März.

[2]) Ihm war die Sache besonders peinlich gegenüber dem Erbgroßherzog Karl Alexander, dem er die Zusage gegeben hatte.

zunehmen. Die Angelegenheit trat damit in ein neues Stadium. Man wollte die Brüder zum Nachgeben zwingen. In Berlin wurde die Forderung von 60000 Talern als angemessen angenommen, die weitergehende der Enkel als dem Testament Goethes widersprechend abgelehnt. Graf Dönhoff erhielt Anweisung, jene in Frankfurt zu vertreten. Der Bundestagsausschuß erklärte sich gleichfalls sogleich mit der Summe einverstanden, war übrigens auch einer Erhöhung nicht abgeneigt.

Die Vormünder Almas forderten nun auf Grund dieser Zusage, gestützt auf § 4 des Testamentes, im Einvernehmen mit der Weimarer Regierung von den Brüdern im Interesse ihres Mündels die Annahme des nach ihrer Ansicht überaus vorteilhaften Angebots oder im Falle der Ablehnung die Sicherstellung des Anteils der Schwester in Höhe von 20000 Talern durch die Brüder, die man dadurch zum Nachgeben zu bringen hoffte. Dieser Schritt versetzte die Familie in nicht geringe Erregung. Frau v. Goethe und Alma forderten den Vormund Geh. Hofrat Dr. Vogel schriftlich auf, sein Amt als Vormund niederzulegen, und Alma fragte ihn, mit welchen Gefühlen sie zur Konfirmation gehen solle, wenn man in ihrem Namen einen Prozeß gegen ihre Brüder beginnen wolle. Wenn sie auch nicht reich sei, so werde sie doch genug haben, ohne auf den Verkauf des großväterlichen Hauses einzugehen.

Wolfgang machte Mutter und Bruder Vorwürfe[1]), wandte sich aber an Alexander v. Humboldt um Rat; er dachte daran, durch eine öffentliche Erklärung der Familie dem preußischen Hofe die Lust an dem „Monumente" zu nehmen. Humboldt verhandelte mit dem Minister v. Bülow. Die Antwort lautete, Preußen wolle sich in die Streitigkeiten der Familie v. Goethe nicht einlassen. Der nun von Wolfgang gemachte Vorschlag, die zweite Forderung der Vormünder anzunehmen und 20000 Taler für Alma sicherzustellen, fand Walthers Zustimmung; er schrieb: „Im Grunde ist es nur eine Komödie, Alma zahlt uns natürlich wieder."

---

[1]) Walther antwortete darauf: Ihm tue dies für Wolfgangs Charakter leid, doch überrasche es ihn nicht. Er bleibe bei seiner Haltung.

Ende April weilte Wolfgang in Weimar[1]), um mit dem Kanzler v. Müller und den Vormündern Almas auf dieser Grundlage zu verhandeln. Es kam den Brüdern vor allem darauf an, nach Abfindung der Schwester freie Verfügung über das gesamte Erbe zu erhalten. In Weimar hatte man die Begründung der Ablehnung mit den Gefühlen der Pietät nie ernst genommen. Die jetzige Opferwilligkeit, deren Hintergrund man nicht kannte, hat Zweifel an diesem Urteil erregt. Das Streben der Brüder nach möglichst baldiger Verfügungsfreiheit legte aber wieder den Verdacht nahe, daß sie nur darum so handelten, um in dieser neuen Lage einen höheren Preis, vielleicht durch Einzelverkauf, herauszuschlagen.

Mit bloßer Sicherstellung und Verzinsung des Kapitals von 20000 Talern aber ließ sich das von den Brüdern erstrebte Ziel in Weimar nicht erreichen. Wolfgang sah sich zu weiteren Zugeständnissen genötigt. Am 1. Mai waren bereits die Entwürfe zweier Kaufkontrakte zwischen den Brüdern v. Goethe und den Vormündern über ein Drittel des Nachlasses fertiggestellt. Die Brüder kauften danach das der Schwester gehörige Drittel des Grundbesitzes für 6200 Taler, welche als Hypothek stehen blieben, und ein Drittel der Sammlungen für 13785 Taler, die sogleich nach der Übergabe bar bezahlt werden sollten. Damit war der Plan des Kanzlers und der Vormünder, die Brüder zum Verkauf zu zwingen, gescheitert. Die Brüder v. Goethe hatten jetzt vielmehr allein über den Besitz des Großvaters zu verfügen.

Die Brüder mußten dafür zunächst die Summe von 13785 Talern flüssig machen; im übrigen war alles wirklich nur Komödie. Am 22. September 1843 setzte Alma als moralisch bindend nachstehende Erklärung auf:

„Ich bescheinige meinen Brüdern hiermit, daß ich bei meiner Mündigkeit ihnen alles das zu ersetzen verspreche, was sie mir jetzt geben, sowie auch die Interessen zu ersetzen, und bitte sie

[1]) Am 23. April hatte er dem einen Vormund aus Berlin geschrieben: sie könnten „bei der uns einmal innewohnenden Gesinnung" das Haus nicht verkaufen und seien bereit, kein Opfer zu scheuen. Sie wollten daher für Alma 20000 Taler sicherstellen und mit $3^1/_2$ % verzinsen.

also, mich als Mitbesitzerin des Hauses anzusehen. Eure Euch innig liebende Schwester Alma."

Wie sehr Walther durch die Abmachungen vom 1. Mai befriedigt war, zeigt sein Schreiben an Wolfgang vom 15. Mai: „Obgleich . . . wir durch alle Haus- und Rumpelei-, Kunst- und Natur-Besitze gar keine Zinsen übrig behalten und uns für den Augenblick etwas lumpig ausnehmen werden, bin ich doch sehr zufrieden und dankbar, daß Du die Sache so arrangiert hast, und Mutter und Alma sind es ebenfalls." Nun könnten sie beide vereint handeln. Dann aber fügt er hinzu: „Ich will Geld, Geld, keine Kunstsachen, kein Haus, sondern Geld! Aber Du und später Alma, ihr könnt mir eben nach und nach alles abkaufen, was auf meinen Teil fällt und zurückbleibt; deshalb mache es bei derlei Dingen, wie Du willst."

Kanzler v. Müller hatte die Hoffnung, das Nationaldenkmal doch noch zu verwirklichen, nicht aufgegeben. Er rechnete mit dem Geldbedürfnis des älteren Enkels und der Unentschlossenheit[1]) des jüngeren, der zu einem Freunde gesagt haben sollte, er wisse selbst nicht, was er in einem Jahr darüber denke und ob er dann nicht den Verkauf wünschen werde.

Ende April hatte v. Müller Wolfgang in Weimar einen neuen Vorschlag unterbreitet, nach dem sie dem Bunde die Sammlungen verkaufen und dazu den ersten Stock des Hauses mietweise überlassen sollten. Wolfgang gab den Vorschlag, ohne Einwände zu machen, an Walther nach Wien zur Entscheidung weiter, fand aber bei diesem nur Hohn und Spott.[2]) „Nun aber, liebes Wölfchen, muß ich Dich entsetzlich auslachen über die grenzenlos dumme Bundestagsproposition." In spöttischem Tone malt er ihm die Unzuträglichkeiten aus, die sich aus der Hausgemeinschaft mit einem Tabak schnupfenden Professor Kustos ergeben würden; vor den Windeln, die die Frau Professor trocknen werde, würden sich Wolfgangs künftige Kinder, die im Garten keine Stachelbeeren pflücken dürften, wie vor Geßlers Hut verneigen müssen. Der Bundestag werde die Sammlungen schließlich auch

---

[1]) Der Weimarer Minister v. Fritsch nannte es „Verrücktheit".

[2]) Schreiben vom 18. Mai 1843.

so kaufen, da sonst nur England, Frankreich oder Rußland solche Summen zu zahlen imstande seien. Das Haus könnten sie anderweitig vermieten. „Ich will das Haus für mich gewiß nicht, ich will Geld, um einfach und gemütlich in meinem lieben Wien leben zu können; aber ich habe es mit Freuden jetzt mit übernommen, da Du und Alma es so lieben." Später könnten die Geschwister ihm seinen Anteil abkaufen: „Nein, mein lieber Wolf, in diesen Plan willige ich nun und nimmermehr." Wenn der Bundestag sehe, daß er das Haus nicht erlange, werde er schon 40000 Taler für die Sammlungen bieten. Sonst gingen die Kataloge, die er verkaufen will, in alle Welt. „Dem Kanzler und den Herrn Vormündern schenken wir jedem einen Katalog unserer Sammlungen, und wenn sie denselben in einzelnen Fragmenten auf der Retirade den Unterirdischen weihen, werden sie sich immer erinnern, wie unendlich viel sie trotz aller Infamie erreicht."

Der Bundestagsausschuß gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, auch eine höhere Summe zu bewilligen; man versuchte auch auf Frau v. Goethe einzuwirken; der Eigensinn Walthers und die Haltung der Mutter und der Schwester machten alle Bemühungen fruchtlos.

Am 11. Oktober 1843 richteten die Brüder endlich ein Schreiben an den Bundestag, in dem sie den Verkauf des Hauses aus den alten Gründen der Pietät entschieden ablehnten, jedoch die Sammlungen anboten. Für ihre Bewertung sollte der Übernahmepreis von 41000 Talern die Grundlage bilden.[1])

Der preußische Vertreter in Frankfurt, Geh. Legationsrat v. Sydow, schlug darauf in der Ansicht, daß die Sammlungen Goethes nur bei ihrem Verbleib im Hause ihren Wert behielten, seiner Regierung vor, den Vorschlag der Brüder rundweg abzulehnen. Der Deutsche Bund habe alles getan, was er hätte tun können. Der Hauptzweck sei erreicht, nämlich an diesem Beispiel einmal zu zeigen, „daß die Bundesversammlung auch mit anderen als polizeilichen oder militärischen Dingen sich beschäftige".

[1]) Nach einer Mitteilung des Ministers v. Fritsch sollte sich Schlosser unsägliche Mühe gegeben haben, die Familie Goethe umzustimmen.

Das preußische Ministerium schloß sich am 6. Dezember der Ansicht seines Frankfurter Vertreters an und beauftragte den Grafen Dönhoff, in diesem Sinne beim Bunde zu wirken und dem Beschluß möglichste Publizität zu geben. „Die deutsche Nation mag es nun durch das verfassungsmäßige Organ . . . erfahren, daß diese Absicht lediglich um deswillen vereitelt wurde, weil Goethes Enkel die Ehre, welche das gesamte Deutschland ihrem Großvater zu erweisen bereit ist, unter dem nichtigen Vorwande, durch Rücksichten der Pietät dazu bestimmt zu werden, zurückweisen."

In Weimar wollte man trotzalledem die Hoffnung nicht aufgeben und von einem völligen Abbruch der Verhandlungen nichts wissen. Freilich blieben die persönlichen Bemühungen des Erbgroßherzogs Karl Alexander erfolglos, den ältesten Enkel in mündlicher Aussprache umzustimmen. Der Kanzler v. Müller bemühte sich dennoch unausgesetzt, einen neuen Ausweg zu finden und durch die Erhöhung des Angebotes auf 70000 Taler die Brüder zum Nachgeben zu bringen im Hinblick auf die dadurch für sie notwendig werdende weitere Entschädigung der Schwester.

Durch Kabinettsorder vom 12. Januar 1844 ordnete nun aber König Friedrich Wilhelm entsprechend dem im Immediatberichte des Ministers v. Bülow gestellten Antrage den Abbruch der Verhandlungen an, und der Bundestagsgesandte erhielt die Anweisung, demgemäß beim Bunde entsprechenden Antrag zu stellen. Auf Wunsch der Weimarer Regierung wurde jedoch ein Bundesbeschluß in dieser Richtung nicht gefaßt. Die Angelegenheit blieb vorläufig in der Schwebe, da namentlich Erbgroßherzog Karl Alexander die Hoffnung endlichen Gelingens nicht aufgeben wollte.

Da die Brüder auf ihr Angebot wegen der Sammlungen keine Antwort erhielten, wollten sie sich bereits im Juli 1844 an den Großherzog von Weimar wenden und sie ihm für 30000 Taler zur Verfügung stellen. Das fertiggestellte Schriftstück blieb jedoch liegen und wurde erst am 13. April 1845 aus Frankfurt a. M., wo sich damals die Familie aufhielt, abgesandt. In diesen Tagen traf auch Erbgroßherzog Karl Alexander in Frankfurt mit der Familie zusammen; er versuchte es hier abermals, durch per-

sönliche Einwirkung der Sache Fortgang zu verschaffen, wiederum ohne Erfolg. Karl Alexander hatte der Familie vorgeschlagen, das Haus dem Bunde zu verkaufen, es aber bis zum Aussterben gleichsam als Lehngut in Besitz zu behalten. Die Familie war auf diesen Vorschlag eingegangen, änderte aber nach seiner Abreise ihre Meinung mit der nur aus krankhafter Gemütsverfassung zu erklärenden Begründung, daß sie enttäuscht gewesen seien, innerhalb 8 Tagen keinen förmlichen Kaufvertrag von seiten des Bundes erhalten zu haben.

Am 25. Juli 1845 besprach Karl Alexander die Angelegenheit mündlich mit König Friedrich Wilhelm in Weimar, der den Vorschlag des Erbgroßherzogs annehmbar fand und sich bereit erklärte, die Verhandlungen in dieser Richtung wieder aufzunehmen.

Die Weimarer Regierung lehnte es am 15. August 1845 ab, auf den Vorschlag der Brüder vom April bezüglich der Sammlungen einzugehen, da eine Entscheidung von seiten des Bundes noch nicht vorliege. Erbgroßherzog Karl Alexander erläuterte in einem Brief an Walther vom 25. August die ablehnende Haltung seines Vaters und empfahl dringend, den von ihm im April in Frankfurt gemachten Vorschlag anzunehmen.

Die Brüder gelangten jedoch nicht zu einem Entschluß, auch die anfangs so eifrigst gewünschte Versendung der Kataloge kam nicht zustande, da man sich doch wohl vor dem schlechten Eindruck in der Öffentlichkeit fürchtete; durch den Tod der Schwester (29. September 1844) war ihnen inzwischen deren Vermögensteil zugefallen.

Ein endgültiger Abbruch der Angelegenheit durch einen Bundesbeschluß ist mit Rücksicht auf die Weimarer Wünsche nicht erfolgt. Die Akten darüber wurden in Berlin im Januar 1846 geschlossen. Die fertiggestellten Kataloge der Sammlungen übergaben die Brüder zum 100. Geburtstage Goethes in 3 Bänden unter dem Titel 'Goethes Kunstsammlungen' (Band 3: 'Goethes Sammlungen') der Öffentlichkeit. Dem 3. Bande schickten sie eine Vorrede voran, in der es heißt: Es sei ihr Wunsch gewesen, die Ausgabe der Verzeichnisse nicht von einer Mitteilung über das endliche Schicksal der Sammlungen zu trennen und sich dabei über die früheren Verkaufsverhandlungen öffentlich auszusprechen.

„Die Zeitumstände machen das erstere, persönliche Verhältnisse das letztere unmöglich.“ Sie bäten daher die Verehrer Goethes, mit ihrem Urteil über das Geschehene zurückzuhalten, zumal sie sich bisher gegenüber den verschiedenen lautgewordenen Mißdeutungen schweigend verhalten hätten. „Die Ausübung einer solchen einfachen Billigkeit gegen die Enkel wäre vielleicht das natürlichste, wahrste äußere Zeichen der Liebe zu dem Großvater und nicht unwürdig, um als Weihgeschenk den Manen des Verstorbenen an einem solchen Tage, als die hundertjährige Geburtsfeier ist, auf seinem Grabe dargebracht zu werden.“

Wenn auch der schöngedachte Plan des Nationaldenkmals nicht zustande kam, so bildet er doch, wie auch der preußische Diplomat v. Sydow betont, ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Deutschen Bundes, und andererseits ist es vielleicht dadurch verhindert worden, daß die Sammlungen Goethes zur Versteigerung gelangten. Das damals erstrebte Ziel, Haus und Sammlungen Goethes für immer dem deutschen Volke und der Stadt Weimar zu erhalten, ist durch das Testament Walthers schließlich verwirklicht worden. Er hat damit die Schuld gutgemacht, die er einstmals auf sich geladen.

[Beilagen.]

Alexander v. Humboldt an Kanzler v. Müller.

B[erlin], d. 17. März 1843.

Ich eile Ihnen mit innigem Bedauern zu melden, daß ich den jungen Wolfgang v. Goethe mit vieler Zärtlichkeit empfangen, ihm den bösen Eindruck schriftlich und jetzt mündlich geschildert habe, der die Nichtbeachtung eines so rühmlichen Antrages in ganz Deutschland hervorbringen würde — alles war vergebens. Ich negocire schlecht auf dem rechten Rhein-Ufer. Der sinnige junge Herr, der mir sehr gefallen, ist tief in sich zurückgezogen. Er klagt sich selbst an, so schweigend gewesen zu sein, da ihm besonders, mehr noch als seinem Bruder, von Anfang an der Antrag mißfallen habe; jetzt tadelt er, daß sie beide es so weit hätten kommen lassen, um doch zurück zu treten. — Aber er würde es nie über sich gewinnen, mit den Vormündern gegen seine Verwandte aufzutreten, er könne und wolle nicht auf seinen Bruder wirken.

Wenn man aber diesen bewegen könne anzunehmen, so werde er augenblicklich wieder beistimmen. (Es war mir auffallend, daß er nicht die Zustimmung der Mutter verlangte). An dem Gelde liege ihm sehr wenig, aber er leugnet nicht, daß er splendidere Anerbietungen als 60000 Rthlr. erwartet hätte. Das Nicht-Annehmen werde aber nicht aus einer falschen Scham die Familie hindern, die Sammlungen auf gewöhnlichem Wege zu veräußern, sollten auch die 5 Jahre abgewartet werden, in denen die Schwester volljährig würde. Da der ernste junge Herr immer von dem Grundsatz ausging, er könne mir seine Beweggründe, die ich tadeln müßte, nur als Sache des Gefühls, der Intuition, des Widerwillens, gegen seine Verwandten aufzutreten, schildern, so war zu eigentlichem Raisonnement kaum Anlaß. Da der Bruder in Wien wohl in den Händen der Mutter ist, so sehe ich keinen Ausweg . . .

Alexander v. Humboldt an Minister v. Bülow.

[3. April 1843.]

Ich muß Dich leider! mein teurer Freund, mit der Anlage belästigen, die mir der junge recalcitrirende Wolfgang v. Goethe, ein sentimental-phantastischer Jüngling von 22 Jahren, bringt. Die Familie wütet, daß Kanzler Müller und die Vormünder des 15jährigen Fräuleins Alma sie durch Androhung eines Prozesses zur Subhastation zwingen wollen; da niemand 60000 Thlr. für den antiquen Plunder geben wird, so würde so das Monument dem Bundestage in die Hände gespielt. Widerwärtig ist der Ausgang freilich. Goethe filius will wissen, ob, wenn die Familie sich bittend an Preußen und Österreich wende, beide Mächte den Bundestag dahin bringen werden, das Anerbieten zurück zu nehmen? Ich habe vorläufig geantwortet, das sei mir unwahrscheinlich. Man werde sagen, euer Gezänk geht uns nichts an, wir warten ab, ob die, die das Recht zuletzt haben, uns Haus und Sammlung für 60000 anbieten. Die Familie sagt: im Namen einer Unmündigen werden wir aus unserem Hause verjagt, wir, die wir kein Monument wollen und die man zu beglücken wähnt.

H.

Die Briefe Theodor Kräuters an Eckermann

Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Erster Brief.

Bester Herr Eckermann!

Mit wahrer Freude ergreife die Gelegenheit, wo der junge Kiesewetter von hier abgeht, um einige Worte an Sie gelangen zu lassen. — Ihre gehaltvollen, anmuthigen Gedichte, für die ich nochmals meinen herzlichsten Dank abstatte, haben auch bei unserm großen Goethe viel Beifall gefunden, eine höchst seltene, für Sie um so schmeichelhaftere Erscheinung, da er bei der großen Menge solcher Verehrungen nur höchst sparsam etwas ihn Ansprechendes darinnen findet, sondern sie bald bei Seiten legt, ohne sie weiter zu beachten; Ihre Dichtungen hingegen waren oft in seiner Hand, sie lagen sehr lange auf seinem Schreibtische unter den Auserwählten. Lassen Sie sich hiedurch nicht eitel machen, sondern verfolgen Sie vielmehr in bescheidener Demuth und Anspruchslosigkeit, wie ich Sie zu kennen glaube, die so vielen jungen Leuten abgeht, die schön eröffnete Bahn.

Ich hätte mit wahrer Freude Ihre Poesien in Goethes 'Kunst und Alterthum' aufgeführt und der literarischen Welt vorgeführt gesehen, was Ihnen versprochen war, aber entschuldigen Sie, im Fall es auch nicht geschehen sollte, unsern guten Goethe: zunehmende Schwäche des Alters, stets wachsende, sich vermehrende Geschäfte und Obliegenheiten und was noch alles, lassen so manchen guten Vorsatz unausgeführt; Sie würden nicht der Einzige sein, dem es so ginge. Sehen Sie deßhalb die Zeilen, die Sie von Goethe in Händen haben, als die große Autorisation

an, die Sie berechtigt, auf Ihrer Bahn standhaft fortzuwandeln; vielleicht kömmt das Bessere nach! Ich darf mir, ohne zu prahlen, bei Goethe was erlauben; deßhalb habe ich ihn auch wiederholt an die Schuld gegen Sie erinnert, er versprach sie mir auch in der Art abzutragen, daß er auf einmal über mehrere der besten neuen Producte in der Poesie sein Urtheil der Welt vorlegen wolle; also hoffen Sie, und wenn es ja nicht geschehen sollte, so trösten Sie sich mit andern, die in gleichem Falle wie Sie sind. Goethe befindet sich im allgemeinen sehr wohl; die für ihn stets Gefahr drohende Zeit, der Winter, wird uns ja endlich auch verlassen! Das ganze Jahr hindurch ist er ein rüstiger Mann, kein Vierundsiebenziger, nur der Winter rührt in ihm allen Krankheitsstoff, alle Schwäche auf, und diese Jahrszeit dürfte es auch wohl sein, welche einmal, Gott gebe recht spät! diesen großen Geist von der edlen Hülle trennte. Er sucht sich demnach auch diese Zeit durch anhaltendes, fleißiges, ja angestrengtes Arbeiten zu verkürzen, ja vergessen zu machen, und glückt es ihm, so hat er doppelten Vortheil errungen.

Mit dem Wunsche, gelegentlich etwas von Ihnen zu vernehmen und meiner freundlich zu gedenken,

Ihr

ganz ergebenster

Weimar, den 6. Februar 1823. Th. Kräuter.

Zweiter Brief.

Lieber Doctor!

Ich rechnete gestern Abend mit Zuverlässigkeit auf Euren Besuch nach dem Theater, indem es mich verlangte, über die eben gesehene Vorstellung mit Euch mich zu unterhalten. Das läßt sich nun schriftlich nicht thun. Ich kam mit einem gewissen Wonnegefühl nach Hause, das durch das gute Befinden meines Edmund noch vermehrt wurde, und war in einer höchst beglückten Stimmung. Nun ging mir der Gedanke bei: wie schön es sein müsse, wenn eine gediegene Feder, mit Klarheit und Bewußtsein wie die Eure, dießmal in wenigen, aber trefflichen Worten sich ausspräche über diese Vorstellung, über Töpfers Behand-

lung des herrlichen Epos, über das Verdienst der Acteurs, und das alles in gedrängter Klarheit, wie es Eure Feder so leicht und glücklich leistet. — Ihr machtet mit einem solchen Aufsatz allen Verehrern Goethes ein höchst angenehmes Geschenk, ja Euch selbst vielleicht — denn um meine Gedanken ganz auszusprechen, würde ich Euch vorschlagen, diesen Aufsatz in die 'Thüringische Vaterlandskunde' abdrucken zu lassen, eine That, die den guten Doctor Gräbner sehr glücklich machte und Euch den herzlichen Dank aller Leser erwürbe. Ihr könntet dieses ohne Scheu, bloß zu Eurem und Goethes Verehrern Vergnügen; zu Eurem Vergnügen: indem Ihr dadurch verhindertet, daß nichts Halbes, Unzulängliches über diese dramatische Erscheinung zu Goethes Ungunsten vielleicht ins Publikum käme; Goethes Verehrern zur Freude: indem sie klar und überzeugend ihre eignen Gefühle hier geistreich wiedergegeben sähen. Man freute sich dieses Geschenkes, wenn auch unbekannt des Gebers (denn man brauchte nicht zu erfahren, von wem es sei), es wäre auch ohne Folgen, denn Ihr brauchtet, wenn Ihr nicht wolltet, nie wieder für dieses Blatt die Feder zu ergreifen. — Ja, wenn Ihr Euch in diesem Genre noch nicht versucht, dürfte es eine artige, für Euch selbst unterhaltende Beschäftigung sein.

Haltet diese Worte für nichts anders, als was sie wirklich sind, für eine Idee, die in mir entsprungen, und macht mit ihr, was Ihr wollt.

In Hoffnung, Euch bald zu sprechen,

Euer

Freund

Sonntag früh, Th. Kräuter.
den 21. März 1824.

Dritter Brief.

Theuerster Freund!

Gewiß hat Ihre Überzeugung, daß jede andere Ursache als Mangel an Freundschaft mein bisheriges Schweigen veranlassen müsse, mich bei Ihnen entschuldigt, und so bedarf es über diesen Punkt nur der Andeutung, daß das unvermuthete Ableben unse-

res gemeinschaftlichen Freundes eine Öde und Trauer über mein Herz verbreitet hat, wodurch die frühere Gemüthlichkeit fast gänzlich erstickt worden. Tag vor Tag war ich im Begriff, Ihnen ein Lebenszeichen zu senden, aber nie wollte sich dazu die passende Stimmung finden, die mir auch gegenwärtig fehlt. Sie, von der Natur mit dem tiefsten und reichsten Gemüth ausgestattet, werden, in Betracht meiner so geringen Verbindung mit der Außenwelt, die seit dem 5. September v. J. sich noch merklich vermindert, sich leicht ein richtiges Bild von meinem Befinden machen.

Beikommend empfangen Sie die bei der Landschaftscasse erhobenen Interessen von 6 Thlrn. 4½ Sgr. für die von dem Vormundschaftskabinett mir ausgehändigten Coupons; drei andere Coupons, von demselben Betrag, verwahre bei mir, bis ich sie Ihnen persönlich einhändigen kann (denn wir hoffen sehnsüchtig auf Ihre Rückkehr), oder bis die Zeit, wo sie versilbert werden, herbei gekommen ist. Der Geheime Legationsrath Soret, der den Tauffeierlichkeiten beiwohnte und bald bis zum Schluß des Jahres, wegen des zu ordnenden Münzkabinettes, hier verweilte, versprach mir, die Interessen von dem 100 Louisd'or-Legat des braven Karl zu seiner Zeit zu senden, damit sie Ihnen eingehändigt würden; bis heute habe aber nichts erhalten und vermuthe, daß er dieses Geschäft durch den Rendant Schrickel habe bereits besorgen lassen. Mögen Sie in einem gefälligen Rückworte mich darüber aufklären, auch eine kurze Empfangsbescheinigung meiner gegenwärtigen Interessensendung, für unser Vormundschaftskabinett, beilegen, welche mir beizubringen aufgegeben worden; die Frage desselben, ob die Hannöverschen Papiere noch gut stünden, habe kurzweg mit Ja beantwortet.

Hier circulieren die entgegengesetztesten Meinungen über Sie; bald hört man, Sie blieben Weimar erhalten und würden bald anher zurückkehren, andere erzählen: Sie wären zum Vorleser und geistigen Führer des Kronprinzen von Hannover ernannt worden. Beide Meinungen kommen in dem Centralpunkt Ihrer Werthanerkenntniß zusammen.

Dr. Prutz, von dem man sagt, daß er sein Hallisches Domicilium mit Berlin vertauschen würde, hat von seinem 'Erich XIV.'

ein Exemplar für Sie an unsern Regisseur Genast gesendet; ist Ihnen solches zugekommen?

Unser Erbgroßherzog und Gemahlin sind, wie Sie wissen werden, vor acht Tagen zu einem Besuch nach Holland abgereist; den kleinen kräftigen Prinzen hat unsere Frau Großherzogin zu sich genommen und wird ihn, Ende Mai's, auch nach Wilhelmsthal mitnehmen, wo der alte Hof diesen Sommer zu verleben gedenkt; dorthin wendet sich, unmittelbar nach seiner Rückkehr, auch das junge Fürstenpaar.

Zur Fortsetzung des Bibliothekanbaues sind die Steinhauer den ganzen Winter über, selbst während der strengsten Kälte, beschäftigt geblieben, und so ist, zur raschen Fortsetzung desselben, vieles vorbereitet. Nach den Intentionen des Herrn Erbgroßherzogs sollte eine fast zu reichliche Eleganz diesem Gebäude mitgetheilt werden, als: ein kostbares Treppenhaus (was die kleine Hälfte des ganzen Raumes verzehrte), zwei Gesellschaftszimmer für die Herrschaft u. s. w. Gegen diese Raumverschwendung hat nun die Oberaufsicht mit Recht Einspruch gethan; denn die Bibliothek bedarf Räume zur Aufstellung von Büchern, keine Luxusbauten, wenn ihr auf 40—50 Jahre geholfen sein soll. Nach ihren Ansichten soll die Expedition bleiben, wo sie gegenwärtig ist, im Neubau soll nur eine kleine Nothtreppe hergestellt, alles Übrige aber zur Aufnahme von Büchern eingerichtet werden. So ist auch von herrschaftlichen Gesellschaftszimmern keine Rede, und man hält die Räume des Kunstkabinetts auch ferner für diesen Zweck auslangend. Es wäre nicht gut, wenn der Herr Erbgroßherzog bei seiner Ansicht verharrte; denn alsdann könnte man in 20 Jahren wieder zu bauen anfangen, und die Translokation der Büchermassen ginge von neuem an. Die Intervention von seiten der Oberaufsicht geschah 48 Stunden vor der Abreise des Erbgroßherzogs, und wir schweben in großen Sorgen wegen des Resultats, weil es für die Bibliothek eine Lebensfrage ist.

Frau v. Goethe war vor kurzem, mit Walther, 12 Tage hier; sie war sehr angegriffen und gealtert, aber immer die geistreiche und interessante Frau. Almas plötzliches Ableben ist ein ungeheurer Schlag für sie gewesen. Sie hat die Erklärung (der Re-

gierung) verweigert, das ihr zugefallene Erbe übernommen zu haben, weil das Archiv nicht mit darin begriffen war. Jener große Anmaßende ist nämlich nicht gesonnen, sich dasselbe entziehen zu lassen. Sie wissen, wie sehr es nach seinem Geschmack ist, fremdes Eigenthum zu durchwühlen. Er scheint im Testament einen Haken zu seinen Gunsten gefunden zu haben. Wahrscheinlich wird in diesen Tagen der Goethe'sche Anwalt, Dr. Voigt, einen Prozeß gegen diesen Mann (nicht gegen die Ober-Vormundschaft) einleiten. Frau v. Goethe ging mit Walther nach Frankfurt, wo sie vielleicht noch ist; dorthin ist auch Wolfgang, von Heidelberg aus, gekommen. Wenn sie, also vereinigt, nur Gott erleuchtete, daß sie wegen des Verkaufs neue Verhandlungen mit dem Bundestage anknüpften! Ich bin der festen Überzeugung, daß nur der vatinianische Haß gegen die eine Person, die allenthalben die Hand im Sode haben will, Ursache war, daß dieser großartige Gedanke nicht realisirt wurde; jetzt, wo wieder einige Jahre die Abkühlung befördert, wo sie selbständig dastehen und eigenmächtig handeln können, spiegelt mir mein Geist die Ausführung dieses Geschäftes als viel leichter vor. Jener Quidam äußerte noch neuerdings gegen mich, daß die Verhandlungen nur suspendirt, nicht abgeschnitten seien.

Unsere Eisenbahnarbeiten werden immer augenfälliger, und das Ameisengewühl der Arbeiter vermehrt sich von Stunde zu Stunde. Zunächst Weimars ist Tröbsdorf der Punkt, wo ein Durchstich von 70 Fuß Tiefe und ein Damm von eben dieser Höhe, wo Brückenwölbungen aller Art, Fassung von Bächen p. die Zuschauer hinlockt. Auch ich lasse keine Woche vergehen, in der ich nicht einen Spazierweg dahin machte. Mir scheint es interessanter, den Vorhang dieser Bühne allmählich aufziehen zu sehen, als mit einem Sprunge sich mitten in diese Wunder zu stürzen.

Wie viel, guter Hofrath! hätten wir uns mündlich mitzutheilen! Schreiben Sie mir, was Ihnen gut dünkt, aber melden Sie mir, wie es dem guten Karl geht. Die Meinigen, die Sie innigst grüßen, sind wohl, und auch von einer Brustbeklemmung hofft meine Frau Heilung von dem Frühling.

Riemer hat den Winter sehr gelitten; jetzt geht es wieder leidlich.

Schöll scheint den glatten Hofboden mit mehr Behutsamkeit zu betreten als sein Vorgänger; auch der Erbgroßherzog verkehrt viel mit ihm.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Ihres lieben Karls Wohl

in treuer, unwandelbarer Ergebenheit

Weimar, den 6. April 1845. Th. Kräuter.

Vierter Brief.

Weimar, den 2. Pfingstfeiertag 1845.

Theuerster Freund!

Ihre liebe Erwiderung vom 3. dieses hat mich erfreut und betrübt zugleich: erfreut, daß ich noch im Besitz Ihres vertraulichen Wohlwollens bin, betrübt, daß die Ortsveränderung in Ihr Befinden keine günstige Wendung gebracht hat. Möge über Ihre Existenz bald ein heilbringendes Gestirn aufgehen! — Nun zunächst etwas über die Goethe'sche Familie und mein Verhältniß zu den beiden Enkeln.

Als Frau v. Goethe hier war, benutzte die Ober-Vormundschaft diese Gelegenheit, um ihr das ihr zugefallene Erbe der Alma zu übergeben. Da vom Archiv dabei nicht die Rede war, erklärte sie die Übergabe als unvollständig, und so verließ sie Weimar, eine gerichtliche Klage gegen v. M. erhebend. Secretär Schuchardt ist seit Jahren fortwährend beschäftigt, die Catalogisirung alles Vorhandenen zum Druck der Catalogen zu bewirken und steht jetzt an einem für ihn schwierigen Gegenstande, an dem Verzeichnen der modernen Münzsammlung des Geheimen Kammerraths, wo ich ihm meinen besten Rath, wie er sich in dieser terra incognita zurecht finden könne, gegeben habe. Aller dieser Manöver ungeachtet, wird aus guter Quelle das Gerücht jetzt lebendig, daß die Familie mit dem Bundestage wirkliche Kaufverhandlungen wieder angeknüpft habe. Sie hat, in Wahrheit, erklärt, daß die früheren ohne ihr Vorwissen, ja ohne ihre Genehmigung begonnen worden wären. Die Quelle, woraus ich diese Nachricht geschöpft, ist vorsichtig-schweigsam, weil sie (die Familie) einen mächtigen Widerwillen hegt gegen eine Mittels-

person, die sich unberufen einzumischen nicht verfehlen würde. Behalten Sie daher diesen Wink noch für sich! Hatte mich in dieser Hinsicht das zeitherige Betragen der Familie auch zur Verzweiflung gebracht, so muß ich doch ihrer Charakterfestigkeit meine volle Anerkennung gewähren. Gewiß wird sie bei diesen Verhandlungen sich nobel benehmen und der Welt zeigen, daß nicht Habsucht Motiv ihrer Bestrebungen sei; 65000 Thaler waren bereits, nach v. M.s Äußerung, zugestanden, und er war der Zuversicht, daß man auch die siebente Zehne noch voll machen würde. Vorgearbeitet wäre also in dieser Hinsicht hinlänglich, um einen bedenklichen Schatz für Weimar zu gewinnen. Ich nenne ihn deßhalb bedenklich, weil es für den hiesigen Staat kostspielig werden dürfte, die Aufstellung und Auslegung dieser Mannigfaltigkeiten also zu gestalten, daß sie bequem gesehen und zugleich gegen Entwendung als versichert gehalten werden könnten. Was würde man für Glasbehältnisse nicht aufzuwenden haben! Zunächst hat man auch den Gedanken gefaßt, das Haus zu isoliren, also die beiden links und rechts stehenden Häuser niederzulegen, um das Hauptgebäude gegen Brandunglück möglichst zu sichern. Rechnet man den Gehalt des Custos und des Hausmeisters hinzu, das Holz zur Erwärmung dieser weitläufigen Räume zur Winterszeit, die Erhaltung des Hauses in Bau und Besserung usw., so dürfte sich wohl ein sehr bedeutender Aufwand herausstellen. Der 'Erbprinz'-Wirth, Hemleb, gestand mir neuerdings, daß er für seinen Gasthof den Verlust, den ihm der Schluß des Goethe'schen Hauses verursacht, auf jährlich wenigstens 300 Thaler anschlagen könne. Was sollte das für eine Völkerwanderung nach diesem Hause werden, wenn die Aufstellung dieser Schätze mit Beendigung der Eisenbahn zusammenträfe! Und wer möchte deren Custos alsdann sein, wenn ihre Sicherheit nicht möglichst bewirkt wäre! Herr Baron v. Maltitz, Russischer Geschäftsträger, bewohnt seit Michaelis v. J. die Beletage, und dieß veranlaßte die Familie v. Goethe, vorher das ganze Haus, innerlich und äußerlich, in den besten Stand setzen zu lassen, so daß es nie so schön ausgesehen hat wie jetzt. Die verschiedenen innern Räume haben alle den Farbanstrich wieder erhalten, den sie bei des Geheimeraths Lebzeiten hatten.

Mein specielles Verhältniß zu den beiden leidenschaftlichen Enkeln Goethes konnte nicht anders als verdrießlich werden, weil ich nicht zwei feindseligen Mächten zur Zufriedenheit dienen konnte. Des alten Goethes ausdrücklicher Befehl: „Sie haben künftighin nur der Ober-Vormundschaft zu gehorchen!" war eine unerfreuliche Vorschrift; mochte ich bei eigenmächtigen Befehlen der Familie mich auch drehen und wenden, wie ich wollte, nie konnte ich sie zufrieden stellen, und entschiedene Abneigung und Übelwollen war mein Lohn. Erst vor ein paar Tagen noch brachte mir der Rechtsanwalt derselben die Aufforderung: ich sollte das ganze, jetzt in den Wandschränken der Bibliothek untergebrachte Archiv in das Arbeitsstübchen des sel. Geh. Kammerrath translociren. Hierauf entgegnete ich: Nach der Lage der Dinge sähe ich meine bisherigen Functionen als beendigt an; man möchte doch bei der Ober-Vormundschaft darauf dringen, daß mir das Custodiat abgenommen würde. — Die Bibliothek ist von mir über 1300 Thaler taxirt worden.

Von den würdigen brieflichen Äußerungen unseres Erbgroßherzogs werde bescheiden Gebrauch machen. Man erzählt sich von ihm, daß er einen Abstecher an den französischen Hof machen werde, um die Helena zu besuchen.

Nachdem bald Jahr und Tag an dem Bibliotheksanbau gearbeitet worden war, beliebte es erst der Ober-Baubehörde, der Oberaufsicht die gefertigten Risse vorzulegen und ihr die bestimmten Dispositionen zu eröffnen. Im Vertrauen gesagt, halte ich diesen Bau für ziemlich verfehlt. Was soll uns eine Mauerstärke von 8 bis 10 Fuß, wenn die größten Zimmer nur 19 Fuß in □ haben! Das sind mehr Gefängnisse als Bibliothekzimmer! Was soll uns ein brillantes, die kleine Hälfte des ganzen Raumes hinwegnehmendes Treppenhaus, wenn die Expedition wegen Knappheit der neuen Zimmer im alten Lokale bleiben muß! Wollte man ja noch einen Ausgang haben, so that eine kleinere Treppe, nur halb so groß wie die angelegte, dieselben Dienste, und wir gewannen noch für Bücher 4 Piècen. Doch auch dieses entre nous, damit wir den jungen strebsamen Fürsten, der sich die Oberleitung des Baues vorbehalten, nicht stutzen machen.

An unserer Herrschaft hat es nicht gelegen, daß Riemer erst zu



Theodor Kräuter

(Lithographie von J. Wolff 1856)

seinem 71. Geburtstage den Orden erhalten hat. Er ist ihm bereits seit Jahren öfter zugedacht gewesen, da hat sich aber der Vortreffliche (wie mir verrathen worden) immer in ökonomischer Verlegenheit befunden, sich hinter Spiegeln gesteckt und merken lassen, daß ihm ein tüchtiges Geschenk jetzt wünschenswerther wäre als diese Ehrenauszeichnung. Sein Sohn ist, seit 11 Jahren, noch immer Second-Lieutenant und bedarf der Unterstützung.

Daß unser guter Karl geistig und körperlich sich wohlbefindet und wächst, macht mir außerordentliche Freude; möge ein guter Genius ihm nie fehlen!

Der Dichter Franz v. Schober lebt schon seit mehrern Monaten hier, wahrscheinlich, um dem Hofe seine Dankbarkeit für das Ehrenprädicat zu beweisen. Durch ihn hat unser Dichterkreis (Riemer, Maltitz, v. Müller, Peucer p.) eine Vermehrung und der Gelehrtenkreis des Hofs einen Zuwachs erhalten. Es ist ein hübscher, gemüthlicher Mann, einige 40 Jahr alt, mit einer prächtigen, gebogenen türkischen Nase.

Hierbei erhalten Sie das Prutz'sche Theaterstück. Herr Genast hätte es, wie geniale Leute dieses Schlags zu thun pflegen, bis auf St. Nimmers-Tag bei sich liegen lassen.

Nun eine Bitte, die Sie dem pflichterfüllten Bibliotheksmanne nicht abschlagen werden: Senden Sie

Gracians 'L'homme de Cour', 3. édit., Paris 1691

baldgefälligst und unfrankirt an die Bibliothek zurück. In drei Wochen hat deren Einziehungsperiode begonnen, und da sehe ich gerne reine Arbeit.

Zum Schluß noch die Vermuthung, daß unser gern- und rasch-schaffender Erbgroßherzog wegen der Hemmnisse, die ihm besonders beim Bauwesen gemacht werden, sich mancherlei hinter die Ohren schreiben wird. Der beliebte Schlendrian ist aber auch unerträglich.

Mit den innigsten und herzlichsten Grüßen von den Meinen belastet,

Ihr

treu ergebener

Th. Kräuter.

Fünfter Brief.

Theuerster Freund!

Was ich dießmal zu melden habe, ist wenig und viel zugleich, doch nicht wohlthätig für Ihren Geist, der nur in einem schönen Gleichgewicht sein eigentliches Leben findet.

Unsere gehegten Hoffnungen von einem Kaufabschluß der v. Goethe'schen Familie mit dem Bundestage wollen wir auf immer aufgeben; der Wahnsinn der Verkäufer scheint den höchsten Punkt erreicht zu haben. Hören Sie, was mir der Geh. Rath v. M. mitgetheilt!

Als die Familie v. G. jüngst in Frankfurt beisammen war, knüpfte sie wirklich die obschwebenden Verhandlungen wieder an. Wolfgang benahm sich fleißig mit dem dafür begeisterten Staatsrath v. Fritsch, man kam sich im Laufe der Verhandlungen immer näher; besonders aber in einer Conferenz, die von früh 10 Uhr bis Mittag 1 Uhr dauerte, ward man über alle Punkte einig, der Kauf wurde mündlich abgeschlossen, und Fritsch benutzte die übrigen Stunden dieses Tages, um das ausführliche Protokoll abzufassen, welches er am andern Tag der Bundesversammlung vorlegen wollte. Er war seiner Sache so gewiß, daß er in der Freude seines Herzens seine Diplomatennatur vergaß und noch an selbigem Abende einem vertrauten Kreise von Diplomaten diese frohe Kunde mündlich mittheilte. Da bekömmt er an frühem Morgen des folgenden Tages einen Brief von Wolfgang, in welchem dieser alle Zugeständnisse des vorigen Tages zurücknimmt, ja die arrogante Zumuthung ausspricht: Herr v. Fritsch möchte doch ja nichts von ihren gepflogenen Verhandlungen verlauten lassen, am allerwenigsten nach Weimar. Genug davon! ich schreibe ohnedieß jedes Wort mit Ekel. —

Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist auch die letzte noch unter meinem Verschluß befindlich gewesene Brocke des v. Goethe-schen Nachlasses an deren Bevollmächtigten ausgehändigt worden, und ich bin, Gott sei Dank! aller dieser Functionen entledigt. Daß ich meine Selbständigkeit diesen jungen Herren gegenüber zu behaupten suchte, hatte sie mir allmählich so abgeneigt gemacht, daß sie zuletzt mich en chien zu behandeln an-

fingen. Es thut mir weh, daß ich hinfort den Namen Goethe nicht mehr mit der alten Begeistrung aussprechen kann.

Schon seit längerer Zeit hatten die jungen Herrn v. Goethe sich bestens gerüstet gegen die Ober-Vormundschaft; besonders in der Person ihres Bevollmächtigten (dem ich schon vor längerer Zeit die Kunstsammlungen, die Arbeitsstube und viele andere Räume übergeben) lernte ich den herzlosesten, inhumansten Menschen kennen; jedes Wort, jede Miene war verwundend. Dieser Advocat Dr. Voigt übernimmt nun auch jetzt die Bibliothek und das Archiv. Ich rufe inbrünstig aus: „Herr, nimm diesen Kelch von mir!“ Das Archiv allein wird mir den Kopf warm machen, indem die Benutzung desselben zu den neuesten Ausgaben der Goethe'schen Werke vieles absorbirt hat, was bei Anfertigung meines Repertoriums dereinst vorhanden war. Nun wird Dr. Voigt bei meiner oftmaligen Erklärung: daß dieses und jenes bei Herstellung der neuen Ausgaben verbraucht worden, sich nicht beruhigen, und man wird die Bewahrheitung derselben von Ihnen verlangen. In diesem Sinne füge ein Verzeichniß derjenigen Pièçen bei, die unter ihrer frühern Bezeichnung sich nicht mehr vorfinden; der bei weitem größte Theil wird Ihnen als verbraucht beim Druck in die Augen springen, anderes dürfte erkannt werden als vielleicht noch vorhanden, aber in andern Fascikeln untergebracht. Unter solchen Umständen und mit einem solchen Übernehmer wie Herr Voigt gesegnet, muß ich bekennen, daß mir die Zerstörung meines Repertoriums jetzt fast als ein Unglück erscheint, was durch Ihre Abwesenheit von Weimar noch vergrößert wird. Ich stehe fast rathlos da und muß zuletzt den Verdacht, als hätte ich diese Schätze liederlich bewacht und behandelt, dahinnehmen.

Erlaubt es Ihnen Ihre Stimmung, so bitte jenes Verzeichniß genau durchgehen zu wollen und mit Einem Wort jeden Artikel zu erklären, als: „Verbraucht“, „Anderm einverleibt“ usw. Ihr Wohlwollen für mich wird sich bei dieser Gelegenheit freundlich manifestiren. Freilich wär' die ganze Quengelei mit einmal abgethan, wenn jenes Verzeichniß so beschaffen wäre, daß Sie es mit einer einzigen Phrase quittiren könnten.

Der alte Hof wird im Laufe der nächsten Woche zurückerwar-

tet und sich in Bereitschaft stellen zum Empfang so manches fürstlichen Gastes, den die Nähe der Königin Victorie wohl herbeiziehen dürfte. Die jungen Herrschaften hausen anspruchslos in Ettersburg. Das Gerücht ist allgemein, daß die junge Fürstin neuen Mutterfreuden entgegen sieht.

Frau v. Goethe ist mit Walther wieder in Wien. Wolfgang ist auf einer Reise in Italien begriffen, auf welcher ihn sein Bruder bis Venedig begleitet hatte. Jetzt ist er in Neapel, aber sehr leidend.

Ein junger Dichter, Moritz Hartmann, war vor kurzem hier; sein Äußeres wollte mich an Theodor Mundt erinnern.

Der Bibliotheksanbau wird binnen 6 Wochen unter's Dach gebracht sein.

Sehen Sie dem ungeschickten Metteur en pages gefälligst nach, der zu spät den Übelstand gewahr wurde, erfreuen mich bald mit einer geneigten Erwiderung und lassen sich die wiederholten Versicherungen unwandelbarer und innigster Verehrung gefallen von

Ihrem

treu ergebenen

Weimar, den 20. Juli 1845. Th. Kräuter.

Alle Ihre künftigen Zuschriften erbitte mir unfrankirt.

Sechster Brief.

Weimar, den 3. October 1845.

Mein theurer Freund!

Wenn die Natur mir die Befähigung gegeben hätte, meine Gefühle und Empfindungen genügend auszusprechen, so erhielten Sie jetzt, wenn auch etwas verspätet, einen würdigen Dank für jene rasche und umfassende Beglaubigung, wie ein Theil des Goethe'schen Archivs verwendet worden. Welche Gereiztheit — um nicht zu sagen Erbitterung — dieser Übergabe beigefügt wurde, mit welcher inquisitorischen Schärfe von dem Bevollmächtigten verfahren wurde, wie von Humanität und Milde keine Spur vorhanden war, mag ich nicht weiter ausführen. Ich

weiß nicht, wie man mich ohne Ihre Quittung behandelt haben würde, soviel aber bekenne ich mit Freuden, daß Ihre Hand mich mächtig geschützt, vor jedem Verdachte einer Nachlässigkeit und Unredlichkeit mich kräftig bewahrt hat. Gott sei Dank, daß diese Gewitterschwüle überstanden, daß ich ganz aus diesem traurigen Conflict heraus bin!

Neuerdings war Frau v. Goethe 14 Tage lang wieder hier; sie erwartete die Mrs. Jameson, die aber nicht kam. Von ihr erfuhr ich, daß ihre Söhne die Sammlungen, um 10000 Thaler unter der Taxe, dem hiesigen Hofe zum Kauf angeboten hätten, der aber diese Offerte abgelehnt habe. Secretär Schuchardt arbeitet still an der Vollständigkeit raisonnirender Catalogen fort, und so wird zuversichtlich diese edle Angelegenheit den gemeinsten Ausgang nehmen. Wolf verweilt noch in Neapel.

Von Weimarischen Angelegenheiten, die Sie interessiren würden, bin ich sehr schlecht unterrichtet. Der ganze Hof ist noch in Belvedere vereinigt, und wir wollen ihm noch viele schöne Herbsttage wünschen. Die Königin von Holland ist noch hier. Der Erbgroßherzog hat, mit Hülfe eines geschickten Bauofficianten, Namens Schlegel, an der nach dem Walde zu gelegenen Seite des Ettersburger Schlosses eine herrliche Treppe von Sandquadern sich erbaut, die das Vollendetste ist, was ich noch in dieser Art gesehen habe. Sie können ihm darüber gelegentlich etwas Schönes sagen, er verdient es. Das Schloß hat durch sie, wenn man aus dem Walde es sieht, eine reizende Verschönerung erhalten. Auch die Parkanlagen um dasselbe werden immer bedeutender, und man fühlt, was ein junger, geistreicher, schöpferischer Fürst, von einem tüchtigen Landschaftsgärtner unterstützt, herzustellen vermag.

Aber diese ohne Coudray und Heß, ja ohne die ganze Ober-Baubehörde hergestellte schöne Freitreppe, die der Erbgroßherzog so recht aus der Pistole geschossen, hat jene Herren nicht wenig verschnuppt, und da sie dem Schöpfer derselben nichts anhaben können, so wird der arme Schlegel um desto empfindlicher gedrückt und schikanirt. Er hat dem Erbgroßherzog sein Leid geklagt und seinen Trost empfangen. Die Herrn der Baubehörde, die in dem Interregnum von 1828 bis zum Bewußtwerden des Erbgroßherzogs machen konnten, was sie wollten, können sich

in die Natur eines raschen, schaffenden Prinzen nicht hineindenken; bei ihnen heißt es immer: „Lang überlegt und viel bedacht, Und nichts Vernünft'ges hervorgebracht.“ Coudray namentlich äußert unverhohlen seine Unzufriedenheit über des Erbgroßherzogs Verfahren und zeiht ihn der Taktlosigkeit. Aus Achtung für seine Jahre läßt man es ihm nicht entgelten, aber man ignorirt ihn, und weder beim Wartburgsbau noch sonst wird er vom jungen Fürsten in Anspruch genommen. — Dieses als ein Pröbchen von den Weimarischen Zuständen.

Unser Gymnasium ist nun wieder in Ordnung. Der neue Director Sauppe, aus Zürich, wird stündlich erwartet. Viele Lehrer sind verbessert worden, so auch der Dr. Scharff, der zum Professor avancirt ist. Thierbach ist in Ruhestand versetzt, und ein junger Mann, Dr. Elle, noch als Hülfslehrer angestellt worden.

Am ersten October feierte man Röhrs 25jähriges Dienstjubiläum. Da ich mich unwürdig fühlte, ihn mit meiner Gegenwart zu belästigen, so kann ich nicht als Augenzeuge sprechen, und was ich erfahren, ist nur wenig. An Ausschmückung des Hauses und kostbaren Geschenken hat es nicht gefehlt; die Gästeversammlung ist groß und von Bedeutung gewesen. Die Pastoren des Weimarischen Altlandes (excl. Eisenach und Jena) haben ein namhaftes Capital zu seiner Disposition gestellt, von dessen Interessen alljährig ein namhafter Preis auf die beste Reformationspredigt gesetzt werden soll. Röhr ist, so lange er lebt, der oberste Richter dabei, später das gesammte Consistorium. Röhr ist für seine Jahre außerordentlich munter und kräftig; seine liebenswürdige und interessante Frau hat wohl hieran den größten Theil.

Wie bei jeder neuen politisch-religiösen Erscheinung die Bedenklichkeiten von oben herab hemmend einwirken, wie in unserer nahe an 12000 Einwohnern zählenden Stadt der Gustav Adolfs-Verein kaum 370 Mitglieder zählt, so ist auch mit der Deutsch-katholischen Gemeinde nur ein unbedeutender Anfang hervorgetreten. Mitte August d. J. las man vom Buchbinder Henß folgende Erklärung in der hiesigen Zeitung:

„Der Mann, welcher eine entschiedene Farbe trägt, darf und wird sich nicht scheuen, sich auch öffentlich dazu zu bekennen. Die

unterzeichneten Katholiken, längst zerfallen mit der Papstkirche, haben sich den 7. August an die christ-katholische Gemeinde in Erfurt angeschlossen. Damit haben sie sich nicht von der katholischen Kirche getrennt, sie bleiben Katholiken, nur von dem Papstthum und dessen Zuthaten zum Christenthume haben sie sich losgesagt.

Adam Heuß, Buchbindermeister,
Ign. Rechenmacher, Hofbüchsenmacher,
Adolf Kaiser, Professor (der Malerei),
P. Lepper, Schneidermeister."

Man hört bis jetzt nicht, daß von den 300 hiesigen Katholiken, unter denen ansehnliche Männer sich befinden (z. B. Coudray, Landesdirectionsrath Wirth, Zwierlein p.) noch mehrere hinzugetreten wären; vielleicht hat eine Äußerung von oben: „Ich liebe das Renegatenwesen nicht!" sie stutzen gemacht. In Schlesien gehören bereits 80000 der Deutsch-katholischen Kirche an. Incorporiren sich nun auch die Katholiken Weimars nicht eilig der gereinigten Lehre, so thut wenigstens die Bibliothek ihre Schuldigkeit und sammelt sorgfältig alle Pièces, die auf diese Kirchenspaltung Bezug haben; sie zählt deren bereits 460 Stück. Nach 300 Jahren werden sie eben so werthvoll sein, als uns jetzt die Libellen der Lutherischen Reformation erscheinen.

Der Bibliotheksanbau ist bereits unter Dach, und wenn Sie zurückkehren, wird Ihnen dieses schöne Gebäude noch besser in die Augen springen.

Prutz, der sich Ihnen herzlich empfiehlt, machte uns neulich einen Besuch vom Bade Kösen; jetzt wird er wieder in Halle sein und am zweiten Bande seiner 'Geschichte des deutschen Journalismus' fortarbeiten.

Riemer ist sehr leidend, seine Füße haben sich bedeutend verschlimmert, und er besucht nur wenig mehr (in der Portechaise) die Bibliothek. Demohngeachtet muß er noch fleißig nach Belvedere. Er brummt, wenn er eingeladen, und brummt, wenn er nicht eingeladen wird.

Froriep ist zusehends gealtert. Vor Jahr und Tag zog ein preußischer Finanzrath Falkenberg mit seiner Familie hierher und schlug seinen Wohnsitz im Industrie-Comptoir auf, in der

Absicht, dieses Institut zu übernehmen. Jetzt hat er sich wieder von Weimar abgelöst und ist weiter, in das südliche Deutschland, gezogen. Der junge Froriep, sagt man, werde nach Jena, an die Stelle des verstorbenen Geheimehofrath Stark kommen.

Beiliegend erhalten Sie die erhobenen Coupons: 6 Thlr. 4½ Sgr. Da die Ober-Vormundschaft wiederholt die früher erwähnte Quittung wünscht, so legen Sie ja wohl einer einstigen freundlichen Zuschrift an mich ein solches Blättchen bei, um diese Behörde zu befriedigen.

Der bekannte Humorist Glasbrenner ist hier und giebt nächsten Sonntag eine Vorlesung auf dem Stadthause. Seine Frau gab einige Gastrollen auf unserer Bühne, doch ohne besondern Beifall.

Grüßen Sie den braven Karl auf das herzlichste. Alle Redliche Weimars, die von Ihrem Werthe durchdrungen sind, wünschen Sie sehnlichst zurück und unter diesen der geringste, aber nicht der letzte, empfiehlt sich

treu ergeben

Th. Kräuter.

Sollten Sie von dem von Ihnen für Cotta besorgten schönen Porträt Goethes (nach dem Vorbild in der 'Allgemeinen deutschen Bibliothek') noch ein disponibles Exemplar haben, so denken Sie bei solchem an mich.

Siebenter Brief.

Mein theurer Freund!

Ja, wohl zieht unser großer, hochverehrter Geist seine ihm gehörigen Theile, die von ihm entfernt, aber nicht getrennt waren, nach und nach an sich! — Ach, möchten wir uns einmal alle wieder um ihn versammelt finden!

Am 28. November v. J. früh 10 Uhr schlich der mit kranken Füßen fortwährend beschwerte, gute Riemer von seiner Wohnung durch die Ackerwand nach der Bibliothek. Ich habe es aus guter Quelle, daß das in letzter Zeit nie ganz verschwindende Gerücht: Riemer werde in Ruhestand versetzt werden, ihn zu

solchen peinlichen Bewegungen öfter als nöthig veranlaßte; wozu auch die Aufforderungen seiner Frau: er möge doch auf die Bibliothek gehen und sich dem Publikum in seiner Activität zeigen, hinzukamen. Oft sollen ihn diese äußerst schmerzhaften Anstrengungen bis zu Thränen gebracht haben. Hätte er seine Besuche auf die beiden Ausleihetage beschränken mögen, so wäre es mehr als hinlänglich gewesen, aber der obenerwähnte 28. November war ein Freitag. (14 Tage früher hatten wir den Oberdirector Stromeyer zur Erde bestattet.) Nun weiter in meiner Relation. — Die Bibliotheksangestellten waren bereits ruhig an ihren Geschäften, da trat eiligst der Herr Staatsminister Schweitzer in das Expeditionszimmer und forderte uns auf, Riemern beizuspringen, der der Griechischen Capelle gegenüber umgefallen sei. Während alles fortrannte, erzählte mir Schweitzer: Er habe auf dem Wege nach dem Schlosse, zur Ministersitzung, Riemern überholt und im Vorbeigehen ein paar freundliche Worte mit ihm gewechselt. Als er vielleicht 50 Schritte vorausgewesen, seien ihm plötzlich mehrere bestürzte Menschen entgegengesprungen gekommen. Als er sich umgekehrt, um zu sehen, was hinter ihm sich ereignet haben möchte, habe er Riemern am Boden liegend und jene Menschen schon mit ihm beschäftigt gesehen, ihn wieder aufzurichten. Zu gleicher Zeit habe man aus dem Hause, worin die Griechische Capelle befindlich, eine Gartenbank gebracht, habe Riemern darauf gesetzt, ihm mit stärkender Flüssigkeit die Schläfe gerieben u. s. w. Sein Gesicht habe bleifarben ausgesehen. Darauf sei er (Schweitzer) in die Stube der Portechaisenträger gesprungen, um zu bestellen, ihn nach Hause zu schaffen, und habe zugleich jemand an Riemers Gattin geschickt, um ihr diesen Fall schonend beizubringen.

Als mein Sohn und Römhild Riemern auf der Bank erreichten, waren auch die Sänftenträger herbeigekommen. Sie begleiteten ihn an seine Wohnung, holten einen bequemen Sessel von oben herab und trugen diesen bleischweren, ansehnlichen Körper auf Schultern und Armen die beiden Treppen hinauf in seine Schlafstube, entkleideten ihn, legten ihn ins Bett und sprangen nun nach Chirurgen und Ärzten. Die Chirurgen fanden außer einem blauen Fleck auf der rechten Hüfte keine Verletzung.

Später behandelten ihn die beiden Ärzte Hofrath Reimann und Medicinalrath Wedel von Jena. Leider war Riemers Hausarzt, Geh. Hofrath Huschke, mit dem Großherzog zur Confirmation des Prinzen Friedrich Wilhelm (des Sohnes des Prinzen von Preußen Wilhelm und seiner Gemahlin Auguste) nach Berlin gereist, und man wird den Gedanken nicht los, daß ein Brechmittel, schnell angewendet, wodurch der Schreck aus dem Magen gebracht worden sein würde, ihn gerettet haben könnte; später konnte man ein solches wegen eingetretener Schwäche nicht mehr anwenden. Riemers Geist wurde wieder frei, und man erfuhr die Ursache des Falles aus seinem Munde folgendermaßen. Als er bald am Ausgange der schmalen Doppelallee war, wo deren Sandwege endigen und man auf den gepflasterten Fahrweg übergehen muß, habe er einen Leiterwagen mit zwei Pferden und deren Führer hinter sich herkommen sehen. Er hat sich beeilt, jenen letztgenannten Weg früh genug zu erreichen, ihn im rechten Winkel zu durchschneiden, sich nach dem kleinen Brunnen bei der Griechischen Capelle hinzuwenden und so dem Geschirre auszuweichen. Aber unglücklicher Weise will der Fuhrmann auf dem Sandplatz dort wenden, um in die Ackerwand zurückzufahren, er lenkt die Pferde ebenfalls links, Riemer sieht sie sich ganz nahe kommen, glaubt sich schon unter ihren Hufen und stürzt besinnungslos hin.

Er erholte sich nicht wieder, sein Zustand wurde nervös, Huschke kehrte zu spät zurück, am 19. December zwischen 4 und 5 Uhr Abends war er verschieden, und am 21., Nachmittag 3 Uhr, wurde er an der Seite seines Freundes Pius Alexander Wolff beigesetzt.

Was auch den ferner stehenden fühlenden Menschen im Tiefsten schmerzt, ist folgender Umstand. Riemers hatten ihren einzigen Sohn seit mehrern Jahren nicht gesehen. Bruno erhielt auf drei Monate Urlaub, kam Mitte October hierher, um ein glückliches Weihnachtsfest mit den Seinigen zu verleben, und — —. Er ist noch gegenwärtig hier, um den literarischen Nachlaß seines Vaters zu ordnen. Die vortreffliche Collectaneensammlung wird wahrscheinlich für die Bibliothek gekauft. Aber Riemer hatte auch, kurz vorher, eine literarische Arbeit, zu seinem und der

Seinen Nutzen, beendigt; ich sage ausdrücklich: zu seinem eignen Nutzen, und gebe Ihrem Urtheil anheim, diesen Punkt zu beurtheilen. Riemer hatte ohnlängst die von der Großherzoglichen Bibliothek geerbte Briefsammlung des verewigten Hofrath Heinrich Meyer (meist seine Correspondenz mit Goethe und Schiller, 538 Briefe) zu sich genommen, richtete sie zum Drucke vor, und ich habe von einem zugesagten Buchhändlerhonorar von 5 oder 600 Thalern gehört. Gehört dieser Fall nicht zu seinem Ausziehen der Goethe'schen Tagebücher? Die ersten Bogen sind bereits gedruckt, niemand weiß etwas davon, und so gern ich diesen Nutzen auch den Hinterlassenen gönnte, werde ich doch genöthigt sein, meiner Behörde davon Meldung zu thun. Es zu unterlassen, dürfte mir Verantwortung zuziehen. Wie würde sich unser redlicher Musculus erbosen, wenn er von diesem neuen Falle von Gewissenlosigkeit gehört hätte!

Wer an Riemers Stelle kömmt, ist noch nicht entschieden: Expectanten sind deren genug da; ich weiß, daß sich bereits über 20 deren gemeldet haben. Das Klügste wäre, man gäbe dem guten Schöll noch einige Hunderte Zulage und übertrüge ihm diese Stelle, so bliebe eine namhafte Summe in Cassa, um den andern Arbeitern einen Bissen zuzuwerfen. Der Registrator Schell, 21 Jahre im Dienst, hat erst 260 Thaler, mein Sohn, seit 4 Jahren angestellt, hat noch gar nichts. So fortzubestehen macht Niedergeschlagenheit.

Wenn mich auf einer Seite Ihre Kränklichkeit sehr schmerzt, noch mehr aber die Nachricht, daß vor Eintritt des Wonnemonats Sie nicht zurückkehren werden, so macht mich dagegen die Meldung glücklich, daß es mit dem 3. Bande Ihrer 'Gespräche' gut vorwärts geht. Was für einen Genuß werden Sie damit dem edlern Theile der Menschheit bereiten! Aber ich möchte darin auch alles finden, was Sie noch geschaffen: Ihr Bruchstück, was (wenn mir recht ist) Sie Seiner Majestät dem König von Preußen mitgetheilt, den herrlichen 'Traum' usw. Was werden wir nicht alles zu plaudern haben, wenn wir uns das erstemal wieder begegnen!

Das Schweigen von Ihrem lieben Karl sagt mir, daß es mit ihm recht gut steht, daß er an Geist und Körper erstarkt.

Beikommend erhalten Sie das Neueste und hoffentlich auch das Beste, was die Bibliothek über Molière besitzt; möge es Ihren Wünschen und Erwartungen entsprechen!

Behalten Sie immer recht lieb

Ihren

treu ergebenen

Weimar, den 25. Januar 1846. Th. Kräuter.

Die Briefe, die wir hier mitteilen (sie wurden August 1864 von der Familie Goethe aus Eckermanns Nachlaß angekauft), haben in mehrfacher Beziehung ein Anrecht auf unsere Aufmerksamkeit. Sie ergänzen mit lebendigen Einzelzügen die Darstellung, die Johannes Schultze von dem unerquicklichen Streit um Goethes Erbe gegeben hat; in ihnen kommt ein Mann zu Worte, der nicht etwa nur als unbeteiligter Zuschauer den Ereignissen nüchternen Blickes folgt, sondern der selbst mit der Seele hineinverflochten ist in diesen Knäuel von Mißtrauen und Pflichtverletzung, von überspanntem Selbstgefühl und abweisender Überheblichkeit. Dies ist das eine, und das andere: sie führen in die selten betretene Zeit, in der die Nachwirkungen der klassischen Periode Weimars langsam verebben und langsam erst die Vorwellen einer neuen geistigen Hochflut sich bemerkbar machen. Wohl klingen noch die Namen auf, die uns aus Goethes Lebenskreise her geläufig sind, aber ihre Träger sind alt und hinfällig geworden, die Riemer, die Röhr, die Coudray, die Froriep: sie schreiten dem nahen Grabe zu. Neue Männer treten heran, neue Geister, neue Gedanken; das Junge Deutschland mit seinem Gefolge, den Prutz und Mundt und Hartmann, wirft aus der Ferne seinen Flackerschein über das dämmernde Weimar. Neben Karl Friedrich, den wohlmeinenden, aber unbedeutenden Epigonen, tritt der begeisterte und zukunftsfrohe Karl Alexander, und der alternden Maria Paulowna reicht über die Jahre der Ermattung hinüber Sophie die junge energische Hand. Und endlich ein Drittes, nicht minder Wichtiges: unsere Briefe geben Farbe und Bestimmtheit dem geistigen Antlitz eines Mannes, der uns, so oft er uns auch in der Goethewissenschaft entgegentrat, bisher noch niemals recht deutlich werden konnte; mit der Gewandtheit ihres Ausdrucks, der Vielseitigkeit ihres Inhalts, der Sicherheit ihres Urteils lassen sie den Bibliothekssekretär Theodor Kräuter der Stelle wert erscheinen, die ihm Goethe in seiner nächsten Nähe angewiesen hat. Ein Subalterner? Freilich wohl, aber ein aufwärts strebender, und wenn Goethe einst der Selbstbiographie Johann Christoph Sachses zum Druck verholfen hat, der doch nur der Bibliotheks*diener* war, so dürfen auch die Briefe Kräuters auf teilnehmende Leser hoffen.

Von dem halben Dutzend Kinder, die dem ehrsamen Schneidermeister Johann Friedrich Ehrenfried Kräuter (er ist am 27. April 1817 im

68. Lebensjahre gestorben) aus seiner Ehe mit Johanna Dorothea Schenkin (gestorben 20. Februar 1826) beschert waren, sind drei am Leben geblieben: außer unserm Friedrich Theodor David, der am 10. Juni 1790 das Licht der Welt erblickt hat, der Erstling der Ehe Friedrich Anton (geb. 11. Juli 1783) und ein Mädchen Christine Maria Elisabeth, die spätere Frau Keil. Den älteren Sohn konnte der Vater einem wissenschaftlichen Berufe zuführen: Friedrich Anton durfte studieren, wurde Assistent am Geheimen Staatsarchiv, im April 1817 Archivregistrator, im August 1819 Archivsekretär und zum Abschluß seiner Laufbahn im September 1853 Archivrat; für den zweiten versagten die Mittel: so schied Theodor mit seinem 15. Jahre aus der Unterprima des Weimarer Gymnasiums aus, um am 1. Dezember 1805 als „Skribent" an der Herzoglichen Bibliothek angestellt zu werden. Am 15. Mai 1810 hat er seinen „Pflichtrevers" unterzeichnet. Obgleich er schon am 12. September 1811 bei Goethe als seinem höchsten unmittelbaren Vorgesetzten um Verwendung in einem aussichtsreicheren Wirkungskreise bat, ist Kräuters langes Beamtenleben in der Bibliothek beschlossen geblieben; einzig im Jahre 1814 hat er auch auf dem Amte der Fahrenden Post Dienst getan (Goethe an C. G. v. Voigt, 30. April 1814). Freilich gab und forderte gerade die Bibliothek in ihrer Vereinigung von Büchersammlung und Kunstmuseum, von Medaillenkabinett und Raritätenkammer vielseitigste Ausbildung ihrer Angestellten; vor allem in der Münzkunde hat sich Kräuter, unterstützt durch angeborenen Ordnungssinn, beachtliche Kenntnisse erworben. Fleiß und Umsicht, eine erfreuliche ideale Hingabe an seinen halbgelehrten Beruf empfahlen den rührigen Mann, dem sogar seit 1824 während der Krankheit des Bibliothekars Vulpius die Leitung der Anstalt anvertraut wurde, und so stieg er denn mit üblicher Langsamkeit die ihm bestimmte Stufenleiter hinan: wurde Anfang 1816 Bibliotheksekretär, 15. September 1837 Bibliothekar und erhielt am 2. April 1841 den Titel Rat; seit 1824 verwaltete er die Privatbibliothek des Erbgroßherzogs Karl Friedrich. An äußeren Ehrungen, den Zeichen fürstlichen Dankes und bürgerlich-wissenschaftlicher Anerkennung hat es nicht gefehlt: Karl August verlieh dem bewährten Diener beim Regierungsjubiläum des Jahres 1825 die silberne Verdienstmedaille, und als Kräuter am 1. Dezember 1855 die fünfzigste Wiederkehr jenes Tages beging, an dem er einst in den Staatsdienst eingetreten, ward ihm durch Karl Friedrich auch die Ehre des Ritterkreuzes des Falkenordens zuteil. Die Großherzogin Maria Paulowna bekundete damals ihr Wohlwollen durch das Geschenk einer goldenen Dose, die philosophische Fakultät der Universität Jena brachte das Diplom eines Ehrendoktors dar, das weimarische Gymnasium, der Stadtrat, die Gesellschaft des 'Lesemuseums' wetteiferten in Glückwünschen.

Zehn Monate nach seinem Ehrentage, am 29. September 1856, ist Kräuter gestorben; mit allen seinen Verdiensten wäre er längst verschollen und vergessen, wenn er nicht in Goethes Lebenskreis eingetreten

wäre. Von der goldnen Sonne erhält auch dieser dunkle Ball, dessen bescheidenes Eigenfeuer längst verloschen ist, noch immer für die Augen der Nachwelt Licht. Vater Schneidermeister hatte mit geschickter Hand dem Herrn Geheimenrat v. Goethe Alltagsrock und Hofuniform hergestellt, der Sohn, durch den Vater empfohlen, darf lange Zeit hindurch die Briefe und Manuskripte des Dichters in das gefällige Gewand seiner eigenartigen, anmutig gebrochenen und zierlich verschnörkelten Schriftzüge kleiden. Im Februar 1811 beginnt Kräuters Tätigkeit als Privatsekretär Goethes; zu den amtlichen Berührungen im gemeinsamen Bibliotheksbezirk treten die persönlich-menschlichen. Auf zahllosen Foliobogen hält Kräuter mit schnellem Verständnis und schneller Feder fest, was Goethe, auf- und niederwandelnd, in geruhiger Morgenstunde diktiert, die Briefe, die geschäftlichen Erlasse, lange Partien der 'Italienischen Reise', der 'Wanderjahre'; ein Fremdwort stellt ihm, der Französisch und Englisch leidlich beherrscht, keine heimtückische Falle, und jene grotesken Hörfehler, die so häufig die Niederschriften der John und Färber und Stadelmann verwirren, sind auf seinen Blättern nur selten zu bessern. Bald ist eine besondere Vertrauensstelle gewonnen. Am 15. Mai 1815 (nach Goethes Tagebuch) sitzt Kräuter zum ersten Male als Gast an Goethes Mittagstische, und in jenen schlimmen Juninächten 1816, in denen der Dichter, selbst von Fieber geschüttelt, dem Tode Christianens entgegenbangt, hält Kräuter bei dem Kranken Wache. Er begleitet den Meister nach Jena; er sendet ihm auf seine Badereisen Berichte über die Weimarer Ereignisse nach, in denen er zu Goethes Vergnügen dieselbe Leichtigkeit der Darstellung wie in unsern Briefen an Eckermann bewährt. „Kräuter", so schreibt Goethe am 29. August 1818 seinem Sohne, „Kräuter vorerst soll wegen seiner Festbeschreibung höchlich gelobt werden. Er qualifiziert sich zu einem Korrespondenten des 'Morgenblatts'". Es ist besonders Goethes ständig wachsende Privatbibliothek, die er etwa von 1817 an (Goethes Tagebuch vom 2. Oktober), dann gründlich seit 1819 unter seine Obhut nimmt, die er ordnet und in Ordnung erhält, von der er, mit solcher Arbeit vertraut, einen saubern Katalog herstellt, einen gewichtigen Folianten, der noch heute an alter Stätte seinem alten Zwecke dient. Und als der Dichter das schwere Werk der 'Ausgabe letzter Hand' rüstet, als er dem Verleger Rechenschaft über den vorhandenen Stoff, sich selbst einen Überblick über die Fülle seines Archivs zu geben gedenkt, da fühlt sich Kräuter aufgerufen, die gehäuften Massen der Papiere zu sichten, zu verzeichnen. Das Tagebuch vom 7. Mai 1822 berichtet: „Kräuter arbeitete seit gestern, alle Akten und Dokumente auf mich und meinen Wirkungskreis bezüglich aufzustellen und in Ordnung zu bringen". Während Goethe den Sommer 1822 hindurch in Marienbad und Eger verweilt, werden daheim die tausend Manuskripte in sachgemäßer Folge in beschriftete Umschläge gelegt und gezählt; über das Ganze wird eine Liste aufgestellt, das 'Repertorium der Goethe'schen Repositur', das alle

die Handschriften der Werke und Aufsätze, der vollendeten und der fragmentarischen, die Tagebücher und Reiseaufzeichnungen, die Studien zu Naturwissenschaft und Kunst, die Bände der eingegangenen und der abgesendeten Briefe in übersichtlichen Rubriken zusammenstellt. Mit Stolz mag Kräuter den Heimgekehrten vor die geordneten Schränke geführt, ihm das stattliche Folioheft des 'Repertoriums', dieses Erzeugnis liebevollster Sorgfalt, am 2. September 1822 in die Hand gelegt haben, und Goethe begnügt sich nicht damit, dem Verleger Cotta (am 8. September 1822), dem Freunde Boisserée (am 4. April 1825) Nachricht von der schön vollbrachten Arbeit zu geben, auch die Öffentlichkeit erhält Kunde davon in dem Aufsatze 'Archiv des Dichters und Schriftstellers', der in des 4. Bandes erstem Hefte von 'Kunst und Altertum' (1823) gedruckt wird (Werke 41 II, 25 ff.). Daß die 'Tag- und Jahreshefte' an dem wichtigen Ereignis nicht vorübergehen, versteht sich von selbst (Werke 36, 219). So beherrscht Kräuter Goethes Bibliothek und Archiv, er ist der einzige, der sich in den unorganisch zusammengelaufenen Beständen auskennt, er findet mühelos jedes Büchlein, jedes Briefblatt: er wird unentbehrlich.

Die hingebende Geschäftigkeit des brauchbaren Gehilfen bleibt auch hier nicht ohne Lohn. An allen seinen Sorgen, an häuslicher und amtlicher Bedrängnis nimmt Goethe gütigen Anteil. Seinen Abmarsch ins Feld weiß Goethe zu hintertreiben; denn er ist „auf der Bibliothek wirklich notwendig" (an v. Gersdorff, 21. Januar 1814); als Kräuter sich irgendeiner Unregelmäßigkeit schuldig gemacht hat, verwendet sich für ihn der unermüdliche Gönner: „Bewirken Sie, daß die Untersuchung niedergeschlagen werde — so verspreche ich, nie wieder die neuen Kriminalisten wegen Milde zu tadeln" (an v. Müller, 2. Dezember 1827). Das Gehalt der Bibliotheksangestellten ist nur gering: so sorgt denn Goethe für Wohnungsgeld, für namhaften Vorschuß, für mannigfache amtliche Nebenbeschäftigung mit entsprechender Vergütung. Am 18. Dezember 1815 erbittet sich Goethe den Schützling als Sekretär im Geschäftsbereich der 'Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst': „jener verdient eine solche Stelle wegen seiner seit zehn Jahren um einen kümmerlichen Lohn bei Großherzoglicher Bibliothek treulich geleisteten Dienste, wegen Fleißes, Genauigkeit und Zuverlässigkeit"; er wünscht ihn als Beistand bei der schwierigen Neuordnung der Jenaer Bibliotheken verwenden zu können: „Er arbeitet schon über ein Jahr unter meiner Leitung, und seit sechs Wochen, daß er hier [in Jena] ist, hab' ich durchaus das Augenmerk gehabt, ihn nicht allein in allem demjenigen, was Kanzleiführung ist, sondern auch in typographischen Ansichten und Fertigkeiten, nicht weniger zu höherem Literarischen immer weiter anzuführen, zu prüfen und zu bilden" (an v. Voigt, 29. Juli 1817). Kräuter übernimmt 1821 für ein Besoldungsmehr von 20 Talern einen Teil der amtlichen meteorologischen Beobachtungen, die dem Dichter

selbst so sehr am Herzen liegen, und entwickelt erfreuliches Verständnis für Wolke und Wetter; durch höchstes Reskript vom 11. November 1831 wird er auf Goethes Antrag hin (7. November 1831) zum Kustoden des Münzkabinetts bestellt. Und auch jene Auszeichnung des Jubiläumsjahres 1825 hat Kräuter der dringlichen Fürsprache seines wohlwollenden Vorgesetzten zu danken:

„Seit anderthalbjähriger Krankheit des Bibliothekars [Vulpius] versieht er das Technische mit viel Einsicht und Tätigkeit, und nicht etwa nur das laufende Geschäft, sondern die vielen eingetretenen Erneuerungen: die Einrichtung der untern Turmhälfte, den Transport der Bücher dahin, die Lokation derselben, die umsichtige Ausfüllung der dadurch in der Hauptbibliothek entstandenen Lücke, die Besorgung eines zur gesellschaftlichen Benutzung neuer Werke eingerichteten Zimmers, die Übergabe der Zeichnungen und Kupfer in das Museum des 'Jägerhauses' und gar manche an solche Veränderungen geknüpfte Obliegenheiten hat er die Zeit her übernommen und bis jetzt durchgeführt. Und würde freilich denselben eine unverhoffte gnädigste Auszeichnung höchlich erfreuen" (an den Minister K. W. v. Fritsch, 17. August 1825).

Schwerer als solche praktisch-materiellen Gunstbeweise des amtlichen Verkehrs wiegt das uneingeschränkte Vertrauen, das Goethe dem Oft-erprobten im Bereiche persönlichsten Lebens und Wirkens zuwendet. Kräuter steht im engeren Ringe auserwählter Mitarbeiter, die sich des nächsten Verhältnisses zu Goethe rühmen dürfen. Als der Dichter bei der Jubelfeier des 7. November 1825 die wertesten Freunde zum Festmahl um sich versammelt, darf der schlichte Bibliothekssekretär nicht fehlen; sein Bild darf nicht fehlen in jener Reihe der Porträts, die Goethe von bedeutenden Gästen und geschätzten Stadtgenossen durch den Zeichner Joseph Schmeller für sich herstellen läßt: am 18. Februar 1824 überbringt der Künstler die vollendete Zeichnung. Und Goethe krönt sein Vertrauen, indem er, sein Haus bestellend, die Bestimmung trifft, daß Kräuter das Amt der Aufsicht über Bibliothek, Archiv und Sammlungen bis zur Volljährigkeit der Enkel fortführe. Sein letzter Wille, vom 6. Januar 1831 datiert, am 8. Januar bei der Regierung hinterlegt, läßt sich in § 3 also vernehmen:

„Meine a) Kunst- und Naturaliensammlungen, b) Briefsammlungen, Tagebücher, Kollektaneen und c) Bibliothek stelle ich unter die besondere Kustodie des Großherzoglichen Bibliothekssekretärs Kräuter dahier, dem ich die meisten Schlüssel zu den Behältnissen, worin diese Gegenstände sich befinden, bereits übergeben habe.

„Dieser Kustos soll für Ordnung und Bewahrung derselben, auf dem Grund der vorhandenen Kataloge und Inventarien, Sorge tragen, ganz nach Analogie seiner Verpflichtung bei Großherzoglicher Bibliothek, und in Ausübung dieser Pflicht von den Herren Vormündern meiner Enkel

unabhängig sein und nur unter Oberaufsicht meines Herrn Testamentsvollstreckers stehen."

Für seine Bemühungen soll Kräuter ein jährliches Honorar von 50 Talern erhalten. Die Schlüssel der Sammlungsschränke sind ihm bereits am 6. Dezember 1830 übergeben worden. —

Man wird geneigt sein, das Selbstgefühl zu belächeln, mit dem sich der gute Kräuter im ersten unserer Briefe an Eckermann seines Einflusses auf Goethe berühmt; man wird jedoch seinen Worten Glauben schenken, wenn man in Goethes Tagebuch liest: „Sekretär Kräuter, die Krausische Zeichnung vom Jahrmarkt zu Plundersweilern in Anregung bringend" (10. Februar 1825), oder: „Kräuter Antrag zu einiger Gefälligkeit nach außen, welche zugesagt wurde" (13. November 1825), oder: „Auf Ansuchen Sekretär Kräuters ein paar junge Leute auf morgen früh bestellt" (3. August 1830). Man sieht, Kräuters Fürsprache hatte wirklich einiges Gewicht; man wird es nicht für einen törichten Umweg halten, wenn Eckermann, um zu Goethe zu gelangen, die Vermittlung des Weimarer Subalternen anrief. Wie sich die Beziehungen beider angesponnen haben, ist nicht überliefert; doch läßt es sich mit ziemlicher Gewißheit vermuten. Eckermanns Freund Ernst Ludwig Grosse, Dichter wie Eckermann und wie dieser von seinem Talente und einem guten Schicksal das Höchste hoffend, hatte im Februar 1821 die Fahrt nach Weimar gewagt ('Euphorion' 2, 333ff.); heimgekehrt wird er erzählt haben, wie freundlich Kräuter sich seiner angenommen, als er von Goethe zurückgewiesen worden war (Goethe an Grosse 8. Februar 1821). So schreibt denn Eckermann, nach ärmlicher Jugend und kümmerlicher Kanzlistentätigkeit endlich zum Studium gelangt, am 30. August 1821 von Göttingen aus seinen ersten Brief an Kräuter ('Katalog der Sammlung Kippenberg', Leipzig 1913, Nr. 2807). Er legt zwei Exemplare seiner 'Gedichte' bei, die er vor einigen Monaten hat drucken lassen; das eine ist für Kräuter selbst, das andere für Goethe bestimmt. Er legt ferner bei ein vom 25. August datiertes Schreiben an Goethe und eine Übersicht seines Lebensganges, die Kräuter übergeben soll. Der Weg nach Weimar ist beschritten. Am 3. September tritt Eckermann eine Ferienreise nach Dresden an; die Rückreise geht über Jena und Weimar. In Weimar wird er am 15. September eingetroffen sein, an demselben Tage, an dem Goethe, von Eger kommend, in Jena anlangt. Das verehrte Haupt zu schauen, ist dem Reisenden versagt; doch macht er die persönliche Bekanntschaft Kräuters. Die beiden Männer, im Alter nur wenig verschieden, nur wenig auch in äußerer Lebensführung, einig in ihrer Goetheliebe, finden Gefallen aneinander; die erste Begegnung wird der erste Tag einer Freundschaft, die auch dann noch angedauert hat, als Kräuter von anfänglicher Begönnerung des ungelenken Neulings zurückzukommen sich längst genötigt gesehen hatte. Wie sich Kräuter zu einer drohenden Amtsnebenbuhlerschaft Eckermanns, der im Sommer 1827 von

Goethe auf der Bibliothek mit Ergänzung des biographischen Katalogs beschäftigt und nach dem Tode des Bibliothekars Vulpius für eine Bibliothekarstelle in Aussicht genommen wurde, gestellt hat, wissen wir nicht.

„Ich besitze nun auch ein Manuskript eines Gedichts von Goethes eigener Hand, welches ich um keinen Preis missen möchte", schreibt Eckermann seiner Braut Johanne Bertram am 29. Oktober 1821; die Vermutung liegt nahe, daß er dieses Manuskript im September von Kräuter erhalten habe. Und so hätte denn also Kräuter eine Handschrift weiterverschenkt, die er doch nur von Goethe selbst bekommen haben kann? Und hat er etwa deren so viele besessen, daß er ein einzelnes Blatt leicht verschmerzen konnte? Wie dem auch sein mag, wir sehen uns hier zuletzt zu einem Punkte geführt, dessen Erörterung doppelt peinlich ist nach allem dem Guten, das von Kräuter zu berichten war. Goethes Hinterlassenschaft — es ist ein gar trauriges Kapitel. Goethes Hinterlassenschaft ist von manchem als Schatzkammer ausgebeutet worden, dessen Name in Goethes Testament als Erbe nicht genannt wird. Wir lächeln über den biedern Friedrich Krause, den letzten Diener Goethes, wenn er aus dem Papierkorb die erledigten Konzepte des Meisters hervorsucht; schlimmer ist es, wenn er sich nach seines Herren Tode eine Erinnerungssammlung aus Wertgegenständen des Haushalts zusammenstellt, die ihm schwerlich jemand geschenkt hat. Wir zucken die Achseln über die Neugier des Kanzlers Friedrich v. Müller, der die vertraulichsten Briefwechsel des verstorbenen Freundes durchstöbert und selbst vor den Briefen der noch lebenden Ottilie nicht Halt macht; schlimmer ist es, wenn er, das Amt des Testamentsvollstreckers schnöde mißbrauchend, von Tagebüchern und zahllosen Briefen Abschriften nimmt, zu denen er keineswegs berechtigt ist. Wir glauben ohne weiteres, daß jene Handschriften und Handschriftenblätter, die im Oktober 1862 von der Familie v. Goethe aus Eckermanns Nachlaß zurückverlangt werden (Tewes, 'Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß', Berlin 1905, S. 262 ff.), wirklich nur versehentlich seit der Herausgebertätigkeit Eckermanns unter seinen Papieren liegen geblieben sind; schlimmer ist es, daß wertvollere Niederschriften als die damals abgelieferten in das Goethe-Archiv nicht zurückgekehrt sind: herrliche Blätter des 'West-östlichen Divans', vier Blätter der Marienbader 'Elegie' und anderes. Eben dieselben Männer, denen der Schutz des Goethischen Eigentums anvertraut war, haben das Gut des Toten, das Gut seiner lebenden Enkel, als herrenlosen Steinbruch betrachtet, aus dem sie zu eigenem Nutzen große Quadern und kleine Steine brechen durften. Und Kräuter? Er hat sich bereichert, wie es alle andern taten. In seinem Besitze sind Goethehandschriften gewesen und durch Erbgang an seinen Neffen, den 1826 geborenen Rechtsanwalt und Literarhistoriker Robert Keil gelangt, die er weder von Goethe selbst noch von Goethes Erben erhalten haben kann. Goethe war nicht der Mann, Manuskripte zu

verschenken, er, der jedes Blättchen als Beleg seiner geistig-sittlichen Existenz zu bewahren pflegte. Wohl hat er manchen Freund mit einem Stammbuchvers beglückt, mit einem Erinnerungsreim, der aus der Gelegenheit heraus geboren war, und so hat freilich auch Kräuter am 15. Juni 1826 seinen schöngeschriebenen Vierzeiler erhalten („Großen Fluß hab' ich verlassen", Werke 4, 140; vgl. Werke 5 II, 99; 'Jahrb. der G.-G.' 6 [1919], 246 f.), aber auch, um nur einiges aus der Kräuter-Keil'schen Sammlung zu nennen, die eigenhändige Handschrift des Singspiels 'Erwin und Elmire'? auch die beiden Hefte 'Vermischte Gedichte', die Goethe 1788 für den achten Band seiner ersten Gesamtausgabe anlegte, diese Kostbarkeit von gar nicht auszudenkender Bedeutung? den 'Epilog zu Schillers Glocke'? die sorgfältige Reinschrift von nicht weniger denn sieben Sonetten? auch die Briefe Goethes an seine Mutter, die nach dem Tode der Frau Rat an den Absender zurückgekommen waren? Es läßt sich schlechterdings keine Möglichkeit ersinnen, unter welchen Umständen Kräuter auf rechtmäßige Weise in den Besitz dieser und anderer Stücke gelangt sein kann; er darf nur das eine als mißliche Entschuldigung für sich geltend machen, die Neigung zu solcher praktischen Goetheverehrung mit vielen andern geteilt zu haben.

Wir wenden uns zur Erläuterung der einzelnen Briefe.

1. Kiesewetter: August Kiesewetter, aus Hannover, durch seinen älteren Bruder Karl, den vertrauten Freund Eckermanns, mit Eckermann bekannt, ein schwer zu lenkender Knabe, war Anfang 1821 als Fünfzehnjähriger nach Weimar geschickt worden, wo er durch Johannes Falk, den Philanthropen und Erzieher verwahrloster Kinder, auf den rechten Weg gebracht werden sollte (vgl. Armin Tille in 'Funde und Forschungen. Eine Festgabe für Julius Wahle', 1921, S. 176). Er wurde 1823 Schauspieler in Dresden (Tewes, a. a. O. S. 29). — Gedichte: siehe die Einführung, S. 289. — Zeilen, die Sie von Goethe in Händen haben: Goethe hatte die 'Gedichte' durch ein vom 2. Oktober 1821 datiertes (vgl. Goethes Tageb. vom 2. Oktober), allgemein gehaltenes Blatt beantwortet: 'Erklärung und Bitte', worin der Dichter das Ausbleiben eines individuellen Dankes durch die Fülle gleichartiger Zusendungen begründete. Eckermann an seine Braut Johanne Bertram, 29. Oktober 1821: „Über Goethens Brief habe ich fortwährend eine stille Freude" (Tewes, a. a. O. S. 20). Dieselbe 'Erklärung und Bitte' wurde dann im 2. Heft des 3. Bandes von 'Kunst und Altertum' gedruckt (Werke 41 I, 350).

Im Mai 1823 sendet Eckermann das Manuskript seiner 'Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe' nach Weimar; Goethes Tageb. 3. Juni 1823: „Eckermanns Aphorismen gelesen". Im Juni kommt Eckermann selbst; auf den 10. fällt sein erster Besuch bei Goethe.

Kräuter nimmt sich des Gastes an; Goethes Tageb. 18. Juni: „Kräuter wegen Eckermann". Am 22. geht Eckermann, da Goethe den Sommer in Marienbad zubringen will, nach Jena; Ende September kehrt er nach Weimar zurück. „Adressiere vorläufig meine Briefe an Sekretär Kräuter in Weimar . . .", schreibt er am 20. September an Johanne Bertram. Er wird in Weimar seßhaft; Goethes Tageb. 2. August 1824: „Sekretär Kräuter sorgte für Eckermanns Einrichtung".

2. Doctor: Eckermann wurde Doktor erst durch Goethes Vermittlung bei der Jubelfeier 1825. — ebengesehene Vorstellung: am 20. März 1824 wurde zum ersten Male in Weimar aufgeführt des Schauspielers und Dramatikers Karl Friedrich Gustav Töpfer (1792—1871) Schauspiel: 'Hermann und Dorothea. Idyllisches Familiengemälde in vier Akten. Nach Goethes Gedicht' ('Lustspiele', 5. Band, Berlin 184., S. 1—106), das am 6. November 1820 zuerst in Wien, in Berlin zuerst am 20. Oktober 1823 mit größtem Beifall aufgeführt worden war ('Goethe-Jahrbuch' 14 [1893], 66f.; Goethe an Graf Brühl 20. April 1824). Goethe an Karl August 22. März 1824: Ich darf „meine Freude nicht verhehlen über die, wie ich höre, sehr glückliche Vorstellung vom Sonnabend [20. März]. Das Publikum ist einstimmig in seiner Zufriedenheit, und ich fühle mich verpflichtet, die einem so nahe mir verwandten Kunstwerk gegönnte Sorgfalt dankbarlichst anzuerkennen". Die erste Wiederholung in Weimar 27. März 1824. Tageb. 28. März: „Mittag Eckermann . . . war viel von der gestrigen Vorstellung: 'Hermann und Dorothea' die Rede gewesen." Goethe wohnte erst einer Vorstellung am 2. Oktober 1824 bei; Tageb. 3. Oktober: „Mittag Dr. Eckermann. Über die gestrige Vorstellung von 'Hermann und Dorothea'. Ein kühles Urteil Goethes aus späterer Zeit im Gespräch mit Eckermann vom 4. Februar 1829. — Edmund: Kräuters Sohn Edmund war am 23. Juni 1818 geboren; nach vollendetem Studium widmete er sich dem Dienste der weimarischen Bibliothek (siehe den 7. Brief) und ist gestorben 25. Januar 1866. — Gräbner: der Schriftsteller Karl Friedr. Gräbner (vgl. Goedeke, 'Grundriß' 10, 251, 112), geb. 1786 in St. Petersburg, lebte seit 1821 als Privatgelehrter in Weimar; Goethes Tagebuch verzeichnet einen Besuch Gräbners am 14. Mai 1826. Sein Werk: 'Die Großherzogliche Haupt- und Residenz-Stadt Weimar, nach ihrer Geschichte und ihren gegenwärtigen gesamten Verhältnissen dargestellt', Erfurt 1830, leistet noch der heutigen Wissenschaft schätzbare Dienste. Die von ihm und C. Beyer (Erfurt) 1824/26 herausgegebene Wochenschrift 'Allgemeine Teutsche Vaterlandskunde', die in den ersten 26 Stücken (3. Januar bis 26. Juni 1824) 'Allgemeine Thüringische Vaterlandskunde' hieß, bringt im 14. Stück vom 3. April 1824 mit der Bezeichnung „eingesandt" folgenden Bericht, der also vermutlich aus Eckermanns Feder stammt:

Weimar, Sonnabend, den 20. März 1824.

'Hermann und Dorothea.'

Nach Goethes Gedicht von Karl Töpfer.

Von poetischen Produktionen läßt sich sehr wohl sagen, daß sie zu denjenigen Elementen am mächtigsten zurückwirken, aus welchen sie hervorgegangen, Goethes 'Tasso' ist ein Buch für Poeten und Fürstinnen, eben weil es seine Entstehung einem so hohen Kreise zu danken hat. Ein ähnliches Bewandnis hat es mit 'Hermann und Dorothea'. Aus den bedeutendsten Elementen des Volkslebens vom Dichter gebildet, ist es auch zum Volk zurückgekehrt und lebt in aller Herzen. Keins der Werke Goethes ist so populär geworden als dieses; es gehört zu den wenigen Gedichten, die man in jeder Familie findet; denn sein Interesse ist ein familiäres. Vom Hausvater herunter bis zur dienenden Magd ist es für alle, und jeder findet sich dargestellt auf der höchsten Stufe des Daseins, zu der er in solchen Verhältnissen nur irgend gelangen kann.

Es war daher nicht zu verwundern, aber es war erfreulich, zu der theatralischen Vorstellung dieses allgemein geliebten unsterblichen Gedichts durchaus ein gefülltes Haus zu finden; die Erwartung war groß, und auf allen Gesichtern las man das Verlangen, dasjenige nun endlich lebendig vor Augen zu sehen, was ihm bisher durch geistige Anschauung schon so manche Stunde des reinsten Genusses gemacht hatte. Die Vorstellung begann, und die Vortrefflichkeit der Darstellung wuchs mit jeder Szene. Leo gab den Alten meisterhaft, ganz unübertrefflich; Durand den Hermann zart, ländlich naiv, stöckisch, leidenschaftlich; Graff den Rektor würdevoll angenehm; Lortzing den Nachbar Apotheker in der besten, anmuthigsten Laune; und Madame Durand die Mutter so mütterlich liebevoll, daß auch ihr Spiel nichts zu wünschen übrig ließ. Der dritte Akt zeigt uns nun zunächst den Richter, von Oels trefflich dargestellt; dann aber Dorothea am Brunnen. Den Genuß dieser Rolle gab uns Frau v. Heygendorf-Jagemann. Ihr schöner Kopf glänzte von klarer, reiner Jugend und sprach ganz den Begriff aus, den wir uns von Dorotheens reiner Seele machen. Dieser Jugendglanz vollendete sich durch die naive Anmuth ihrer Bewegungen und durch den reinen Klang ihrer schönen Stimme. Auch zeigte sie sich durchaus stark und tüchtig, ganz der kräftigen Dorothea gemäß, und ihr Spiel war besonders in der letzten Szene so hinreißend, daß ihr der allgemeinste lauteste Beifall mit vollem Rechte zu Theil wurde.

Die Vorstellung dieses Stückes war demnach durchaus gelungen, und wir können sie mit Freude zu den vorzüglichsten Genüssen zählen, die wir der weimarischen Bühne diesen Winter zu danken hatten. Es war ein Zusammenwirken, wie man es sich nicht besser denken kann; jeder war an seiner Stelle und alle paßten zu einander; sie waren, bis auf Leo, noch alle aus der alten Schule, wie sie durch Schillers und Goethes persönliche

Einwirkungen einst in der günstigsten Epoche des weimarischen Theaters gebildet worden.

Blieben uns noch einige Wünsche übrig, so war es hinsichtlich des Kostüms. Und da möchten wir den Hermann gerne sehen: in engen gelben ledernen Beinkleidern und Stiefeln, welches seinem Ansehen mehr Kraft geben würde, und was auch seiner Beschäftigung, vermöge welcher er täglich zu Pferde ist und auf dem Felde zu thun hat, völlig gemäß wäre; dann würde ihm auch eine weiße Weste und ein über ein Vorhemdchen nachlässig lose eingebundenes schwarzes Tuch sehr gut stehen. Der Dorothea ferner würde eine etwas hellere Farbe des Rockes ein noch schöneres, heitereres Ansehen geben. Und die Mutter endlich würde in einer Haube und dazu passender Kleidung noch besser und auch wohlhabender erscheinen.

Mögen diese bescheiden gehegten Wünsche einer Prüfung und wo möglich einer Berücksichtigung werth gehalten werden!

Sonnabend, den 27. März 1824.

'Hermann und Dorothea' zum zweitenmal.

Heute bei der zweiten Vorstellung von 'Hermann und Dorothea' ließ sich auch Töpfers Verdienst um die theatralische Bearbeitung mit einiger Ruhe näher betrachten. Bei der ersten Vorstellung brachten wir alle Goethes Original im Geiste herzu und waren in beständigem Vergleichen begriffen, in wie fern die dramatische Bearbeitung dem Original treu geblieben oder davon abgewichen. Und da freuten wir uns und waren durchaus zufrieden, wenn uns von der Bühne herunter dieselben Szenen und Wechselreden gebracht wurden, wie wir sie aus dem Gedicht in der Erinnerung hatten. War aber der dramatische Bearbeiter genöthigt gewesen, für das Bekannte etwas anderes zu bringen oder beliebte Stellen ganz hinweg zu lassen, so waren wir unzufrieden und hatten zu tadeln. Mit allen Stellen, die schon in Goethes Gedicht dramatisch sind und die der Bearbeiter mit weniger Veränderung beibehalten hatte, waren wir völlig zufrieden. Zu diesen zählen wir alle diejenigen Szenen, die zu der innern Handlung gehören und die sich besonders in Hermanns väterlichem Hause zutragen. Deshalb erschien uns auch der erste, zweite und letzte Akt in Töpfers Bearbeitung am gelungensten. An denjenigen Stellen des Goetheschen Epos aber, wo uns der Dichter in die Breite der äußeren Welt führt, erschien uns Töpfers Bearbeitung unzulänglich, mager und lückenhaft. Es war dies besonders der aus dem reichen Stoff des fünften, sechsten, siebenten und achten Gesanges des Goetheschen Gedichts zusammengezogene dritte Akt. Der Richter, wie er unter den in Streit gerathenen Vertriebenen Ruhe stiftet, dann der Apotheker und Rektor sich bei ihm nach der Dorothea erkundigen, und endlich Dorothea, wie sie von den Ihrigen scheidet und die Kinder an ihr hangen und sie nicht hinweglassen wollen, dieses alles und Ähnliches verlangten wir zu

sehen, und Letzteres vorzüglich, weil die Dorothea dadurch in unsern Augen mehr Interesse und größeren Werth gewinnt. Aber wir sehen von diesem allen in Töpfers Bearbeitung wenig oder nichts. Dorothea stand gar zu isoliert, gar zu wenig geliebt da, und das wollte uns nicht gefallen.

Bei der ersten Vorstellung war nun das Verlangen nach Ergänzung dieser Stellen durchaus lebendig, denn das Original-Gedicht stand uns zu lebhaft vor Augen und drängte uns dieses Verlangen mit Ungestüm ab. Bei der zweiten Vorstellung war aber Goethes Gedicht zurückgetreten, die dramatische Darstellung hatte sich schon ein gewisses Recht zu sein erworben, und wir waren schon geneigter, dasjenige gelten zu lassen, was Töpfer nun einmal hatte geben wollen.

Tritt aber nun, bei ruhiger Betrachtung, Goethes Gedicht uns wieder vor Augen, so wird auch das Verlangen nach Ergänzung und möglichster Vollendung der dramatischen Arbeit völlig wieder rege, und wir müssen den Wunsch aussprechen, daß entweder Töpfer selbst oder irgend ein anderer talentreicher und sachkundiger Mann zu diesem Ende baldigst ans Werk schreite. Eine völlige Vollendung eben dieses Dramas ist möglich, weil das Original jedermann vor Augen liegt, die Sache sich mit hundert klugen Menschen berathen und besprechen läßt und man bloß dahin zu wirken braucht, das Drama mit dem Original-Gedichte möglichst zu identifizieren.

In der ersten Hälfte des Jahres 1844 hatte sich Eckermann, der, einzig auf ein geringes Gehalt von 300 Talern angewiesen, sich in Weimar nicht mehr halten konnte, mit einer von der Großherzogin Maria Paulowna gewährten Reiseunterstützung von 50 Talern nach Hannover begeben, wo er, von seinen Verwandten unterstützt, den 3. Band seiner 'Gespräche' (siehe Anm. zum 7. Briefe) zu vollenden hoffte. Von Hannover aus erbat er 21. Oktober 1844 Urlaub bis zur Vollendung dieser Arbeit, der zugestanden und nach und nach bis Mai 1846 verlängert wurde ('Jahrb. der Samml. Kippenberg' 2, 29ff., 40, 50).

3. Ableben unseres Freundes: am 7. September 1844 war der Privatgelehrte Christian Theodor Musculus gestorben, der bei Herausgabe des Goethischen Nachlasses hülfreiche Hand geleistet und, noch unter den Augen Goethes, die 1835 erschienenen 'Inhalts- und Namen-Verzeichnisse über sämtliche Goethe'sche Werke nach der Ausgabe letzter Hand und dem Nachlasse' angefertigt hatte (vgl. Werke 54, S. III f.). — Interessen: Zinsen eines für seinen Sohn Karl deponierten kleinen Kapitals, die jährlich 40 Taler betrugen ('Jahrb. der Samml. Kippenberg' 2, 31), siehe den 6. Brief. Vermutlich handelt es sich um ein Kapital, das Eckermanns Freundin Espérance Sylvestre in Genf, die ehemalige Erzieherin der Prinzessinnen Maria und Augusta, für Karl ausgesetzt hatte. — Soret: Friedrich S. (1795—1865), Theolog, Mineralog, Archäolog,

Numismatiker, hatte, nachdem die Erziehung des Erbprinzen Karl Alexander, zu der er 1822 von Genf aus berufen worden, vollendet war, März 1836 Weimar verlassen, um über Hamburg nach Genf zurückzukehren. In Weimar hatte er Goethes engerem Kreise angehört; seine Aufzeichnungen liegen dem 3. Teile der Eckermann'schen 'Gespräche mit Goethe' zugrunde. — Tauffeierlichkeiten: am 29. August 1844 war der am 31. Juli geborene Sohn Karl August des Erbgroßherzoglichen Paares Karl Alexander und Sophie getauft worden. — zu ordnenden Münzkabinettes: des von Goethe hinterlassenen. — des Kronprinzen von Hannover: des blinden späteren Georgs V. Eckermann kehrte erst Frühling 1846 nach Weimar zurück (siehe oben S. 295). — Prutz: Robert Prutz, der Dichter und Historiker, hatte 1841—1843 in Jena gelebt; von dort wegen seines Gedichtes auf Dahlmann ausgewiesen, hielt er sich in Halle auf, um dann 1846, auf A. v. Humboldts Fürsprache hin, in Berlin Vorlesungen, namentlich über die Geschichte des deutschen Theaters, zu halten. Am 17. Mai 1844 hatte sich Eckermann bei Cotta mit Erfolg für Prutzens 'Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften' verwendet. 'Erich, der Bauernkönig. Schauspiel in 5 Akten', Prutzens letztes und bestes Drama, behandelt das Schicksal des schwedischen Königs Erich XIV. Siehe den 4. und 6. Brief. — Genast: Eduard G. (1796 bis 1866), ausgezeichneter Schauspieler und Sänger, war seit 1829 in lebenslänglichem Engagement in Weimar tätig. — nach Holland abgereist: Erbgroßherzogin Sophie war eine Tochter König Wilhelms II. der Niederlande. Die Abreise nach dem Haag erfolgte am 1. April 1845; von dort ging Karl Alexander nach Paris (Ankunft daselbst 9. Mai), siehe den 4. Brief; am 11. Juni traf das erbgroßherzogliche Paar wieder in Weimar ein, um das Sommerschloß Ettersburg zu beziehen. Die Großherzogin Maria Paulowna verlebte den Sommer nicht auf Schloß Wilhelmsthal bei Eisenach, sondern reiste am 28. Mai nach Ems. — Bibliothekanbaues: der neue Anbau (nach Norden, nach dem Residenzschloß zu), Eingang, Treppenhaus, Expeditions- und Arbeitszimmer enthaltend, wie sie der jetzige Weimarfahrer kennt, wurde eingeweiht 28. August 1849 zur Feier des hundertsten Geburtstages Goethes. — wo sie gegenwärtig ist: in einem südlichen Anbau, der 1803/5 errichtet worden war. — Almas Ableben: Alma war am 29. September 1844 an einem „bösartigen Nervenfieber" in Wien gestorben. — große Anmaßende: gemeint ist jedenfalls der Kanzler Friedrich v. Müller, der von Goethe zum Testamentsvollstrecker ernannt worden war. Über die Verhandlungen wegen des Schicksals des Goethischen Nachlasses vgl. oben S. 239 ff. und hier den 4. und 5. Brief. — Prozeß: siehe den 4. Brief. Die Goethischen Enkel bestritten, da sie nunmehr volljährig geworden seien, durch ihren Bevollmächtigten, den Hofadvokaten Dr. Friedrich Voigt, vor der Landesregierung dem Kanzler v. Müller die Fortdauer seines Amtes als Testamentsvollstrecker und verlangten die Herausgabe aller Akten, die v. Mül-

ler über Angelegenheiten des Goethischen Nachlasses geführt habe. Sie bestritten ihm vor allem das Recht der Veröffentlichung der Briefwechsel Goethe-Knebel und Goethe-Graf Reinhard und verlangten, daß v. Müller nicht nur die Originale der Briefe Knebels und des Grafen Reinhard, die er an sich genommen, zurückgebe, sondern auch die Abschriften, die sowohl von diesen Briefen wie von dem Goethischen Anteil an beiden Korrespondenzen hergestellt worden waren. Die Abschriften des Briefwechsels Goethe-Knebel, von Riemer hergestellt, umfaßten drei Foliobände; schon am 18. August 1833 hatten die Vormünder mit Knebel einen Vertrag über die Herausgabe abgeschlossen und alsbald aus dem Goethischen Vermögen 500 Taler an Knebel auf den ihm künftig zufallenden Gewinnanteil ausgezahlt. Der Kanzler hielt seinerseits den Anspruch auf die Rechte des Testamentsvollstreckers aufrecht und erklärte am 16. Juli 1845, daß er in Sonderheit die Knebelschen Originalbriefe nicht ausliefern könne; er blieb wirklich im Besitze aller der verlangten Papiere. Am 7. Januar 1846 erneuerten die Enkel bei der Landesregierung ihren Antrag auf Rückgabe namentlich der Knebelschen und Reinhardschen Originalbriefe und der hergestellten Abschriften; am 23. Juni erklärte sich Müller bereit, den Briefwechsel Goethe-Knebel auszufolgern, gab aber 28. Dezember 1846 nur die Abschriften zurück, während die Knebelschen Originale erst nach seinem Tode aus seinem Nachlaß Oktober 1850 wieder erlangt werden konnten (Faszikel 571[a] des Kanzler Müller-Archivs). — vatinianisch: was heißt das? — Eisenbahnarbeiten: die Arbeiten an der thüringischen Eisenbahn Halle—Cassel) waren 1844 begonnen worden. Am 6. Juni 1846 wurde die Strecke Halle—Weißenfels, am 20. Dezember 1846 die Strecke bis Weimar, am 1. April 1847 die Strecke bis Erfurt in Betrieb genommen. — Tröbsdorf: ein Dorf drei Viertelstunden westlich von Weimar gelegen. Hier durchbricht die Eisenbahn nach Erfurt einen felsigen Bergrücken, der, mehr als 200 Fuß über Weimar sich erhebend, den Ettersberg mit den Vorbergen des Thüringer Waldes verbindet. Der Einschnitt bei Tröbsdorf ist 600 Ruten (7200 Fuß) lang bei einer Tiefe bis zu 63 Fuß; die Felsensprengungen erforderten 500 Zentner Pulver. — Hofrath: diesen Titel hatte Eckermann 1838 erhalten. — Riemer: Goethes Arbeitsgenosse und Hausfreund, der Philolog, Lexikograph und Dichter Friedr. Wilh. Riemer, durch Dekret vom 23. Juli 1814 zum 2. Bibliothekar bestellt, hatte von 1814—1820, dann wieder von 1825—1827 an der Bibliothek neben Kräuter gearbeitet; 1837 war er zum Oberbibliothekar ernannt worden (siehe den 7. Brief). Er hatte mit Eckermann zusammen die Ausgabe des schriftstellerischen Nachlasses Goethes besorgt. — Schöll: siehe den 7. Brief. Adolf Schöll (1805 bis 1882), Dichter, Übersetzer, Archäolog, Literarhistoriker und Kunstkritiker, ein Mann von vielseitiger Begabung und weitgespanntem Wissens- und Interessenkreis, war als außerordentlicher Professor der Archäologie an

der Universität Halle im Frühjahr 1843 in das Amt eines Direktors der Großherzoglichen Kunstsammlungen und der Freien Zeichenschule in Weimar berufen worden, welche Stelle vor ihm der am 17. Februar 1842 gestorbene Kunsthistoriker Ludwig v. Schorn innegehabt hatte. Schöll hatte sich schon Goethen genähert, dem er „erfurchtvoll und schüchtern" sein 1827 bei Cotta erschienenes Drama 'Dido' übersandt hatte. 1861 wurde er zum Leiter der Großherzoglichen Bibliothek ernannt.

Zu Eckermanns Antwort möchte das Bruchstück eines Briefes gehören, das, datiert vom 6. Mai 1845, gedruckt ist 'Jahrb. der Samml. Kippenberg' 2, 27: „Das Gerücht hinsichtlich einer hiesigen Stelle für mich ist ohne allen Grund. — Auch lag die Erlangung einer solchen Stelle nie in meinen Richtungen und Wünschen."

4. Datum: 12. Mai. — Schuchardt: seit November 1825 Registrator in Goethes Amtsbereich der Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, seit 5. Juni 1832 Sekretär. Seit Ende Oktober 1825 verwandte ihn Goethe vielfach als Privatsekretär. Nach Schölls Abgang zur Großherzoglichen Bibliothek erhielt er 1862 die Leitung der Zeichenschule und der Kunstsammlungen. — Catalogisirung: die Kataloge, von denen die beiden ersten Teile den Titel 'Goethe's Kunstsammlungen' und die Jahreszahl 1848 tragen (1. Teil: Stiche, Radierungen, Handzeichnungen, Gemälde und Verwandtes; 2. Teil: Geschnittene Steine, Münzen, Plastik und Verwandtes), der 3. Teil mit dem Verzeichnis der naturwissenschaftlichen Sammlungen den Titel 'Goethe's Sammlungen' und die Jahreszahl 1849 trägt, wurden mit einer aus dem Mai 1849 datierten Vorrede der Goethischen Enkel zur Feier des hundertsten Geburtstages Goethes 1849 ausgegeben. — Geheimen Kammeraths: August v. Goethe (seit 29. Dez. 1823). — Mittelsperson: der Kanzler v. Müller. — Schluß des Goethe'schen Hauses: durch Verfügung der Großherz. Sächs. Landesregierung vom 26. Juni 1840 war auf Verlangen der Goethischen Familie dem Kustos Kräuter die Erlaubnis entzogen worden, wie bisher Wohn- und Arbeitszimmer Goethes und die Kunstsammlungen dem Publikum zeigen zu dürfen. — Eisenbahn: siehe den 3. Brief. — v. Maltitz: Apollonius Frhr. v. Maltitz, geb. 1795, russischer Diplomat und deutscher Dichter von vielseitiger, aber nicht starker Begabung, war seit 1841 russischer Geschäftsträger in Weimar (1. Audienz 11. Mai 1841); er nahm 1865 seine Entlassung, blieb aber bis zu seinem Tode (1870) in Weimar wohnen; über seine Geltung im Kreise Karl Alexanders siehe Deetjen, 'Auf Höhen Ettersburgs', 1924, S. 106. Riemer in seinem Tageb. 12. November 1844 ('Jahrb. Samml. Kippenberg' 5, 59): „Sonett an Maltitz auf seine Wohnung im Goethischen Hause als *Νεωκόρος* [Tempelhüter]. Mittags dort gespeist mit Müller, Peucer, Froriep pp. Alles war sehr geschmackvoll

und doch wohnlich eingerichtet. Wenn der Alte so hätte wohnen können!" — Abstecher an den französischen Hof: siehe die Erläuterungen zum 3. Briefe. — Helena: Helene Herzogin von Orléans (1814—1858), des Erbgroßherzogs Karl Alexander Base. Ihre Mutter Karoline Luise (1786—1816) war die Tochter des Großherzogs Karl August, die Schwester des Großherzogs Karl Friedrich gewesen, die sich 1. Juli 1810 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin vermählt hatte. Am 30. Mai 1837 hatte sich Helene mit dem Prinzen Ferdinand von Orléans, dem ältesten Sohne des französischen Königs Ludwig Philipp, verheiratet; ihr Gemahl war schon 13. Juli 1842 gestorben. Ihr Name wurde viel genannt, als sie in der Februarrevolution 1848, die ihren Schwiegervater vom Throne trieb, vom abdankenden Könige die Regentschaft für ihren ältesten Sohn, den Grafen von Paris, übertragen erhielt und ihr Versuch, vor der Nationalversammlung ihr Erbrecht zu sichern, fehlschlug. Eine schöne dichterische Gabe hat sie in empfindungsvollen Versen bekundet. — Orden: Riemer, Oktober 1831 zum Hofrat, 3. Februar 1841 zum Geh. Hofrat ernannt, erhielt das Ritterkreuz erster Klasse des Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken zum 21. April 1845. — hinter Spiegeln: den Oberhofmarschall Wirkl. Geh. Rat Karl Emil Frhrn. Spiegel von und zu Pickelsheim. — Sein Sohn: Bruno, 16. Januar 1817 geboren, seit August 1831 in der Berliner Kadettenanstalt erzogen, 1888 als preuß. Hauptmann a. D. in Wiesbaden gestorben; siehe den 7. Brief. — Franz v. Schober: der Freund Franz Schuberts und Moritz v. Schwinds, Reisebegleiter Franz Liszts 1841/7, begabter Dilettant in allen Künsten, namentlich als Dichter nicht ohne Glück, in Schweden geboren (1796), in Österreich aufgewachsen, in Dresden nach häufigem Wechsel des Aufenthalts gestorben (1882); von seinen Gedichten ist eines Volkslied geworden: „Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst." Im November 1844 von Karl Friedrich zum Weimarischen Legationsrat ernannt, hat er zwölf Jahre (1845—1857) in Weimar gelebt (über seine Beziehungen zu Karl Alexander siehe 'Jahrb. der Samml. Kippenberg' 2, 44). — Peucer: der Oberkonsistorialdirektor Heinrich Karl Friedr. Peucer (1779—1849). Er gab als Edmund Ost das 'Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode' heraus; seine Dichtungen sind unter dem Titel 'Weimarische Blätter' 1834 erschienen, sein 'Classisches Theater der Franzosen' in 4 Bänden 1819/23. Zu Goethe stand er in besonders nahen Beziehungen in den Jahren 1813—1816; er hat Goethes Romanze 'Wandrer und Pächterin' dramatisiert (aufgeführt zuerst 16. Oktober 1815), Goethe hat ihn der Mitarbeit gewürdigt im 'Nachspiel zu Ifflands Hagestolzen' (Werke 13 I, 136—152). — Prutz'sche Theaterstück: siehe den 3. Brief. — 'L'homme de Cour': 'El discreto' des spanischen Schriftstellers Baltazar Gracian (gest. 1658), Hauptvertreters des prosaischen Gongorismus.

5. Fritsch: der Geh. Staatsrat und Kammerherr Karl Frhr. v. Fritsch war außerordentl. Gesandter und bevollmächtigter Minister Sachsen-Weimars beim Deutschen Bunde in Frankfurt. — die letzte Brocke ausgehändigt worden: wie wenig diese Versicherung der Wahrheit entspricht, wie berechtigt das Mißtrauen war, das die Goethischen Erben und ihr Bevollmächtigter, der Hofadvokat Dr. Friedrich Voigt, dem früheren Kustos entgegenbrachten, ist oben ausgeführt worden. — übernimmt das Archiv: die Revision des Goethe-Archivs auf Grund des von Kräuter 1822 hergestellten Repertoriums begann 7. Juli 1845: sie ergab das Fehlen vieler Stücke. — Benutzung zu den neuesten Ausgaben: Kräuter meint natürlich nicht die Nachlaßbände Riemer-Eckermanns, sondern die von Goethe selbst beaufsichtigte vierzigbändige Ausgabe letzter Hand in ihrer doppelten Ausgestaltung, zu deren innerer oder äußerer Herstellung Goethe selbst diese oder jene Handschrift verarbeitet und geopfert habe. — meines Repertoriums: hergestellt 1822 (siehe oben S. 286f.). — bei meiner Erklärung sich nicht beruhigen: siehe Anm zum 6. Briefe. — Verzeichniß derjenigen Piècen: wir drucken es mit Eckermanns Bemerkungen in den Erläuterungen zum 6. Briefe ab. — zurückerwartet: Großherzogin Maria Paulowna kehrte schon am 21. Juli aus Ems (siehe Anm. zum 3. Briefe) zurück, Großherzog Karl Friedrich am 25. aus Karlsbad, wohin er 25. Juni abgereist war. — Königin Victorie: die Königin Victoria von Großbritannien, seit 10. Februar 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha vermählt, traf am 19. August 1845 mit ihrem Gemahl in Coburg zum Besuche ein; am 27. August aus Coburg abgereist, kam das Paar am 28. in Gotha an: am 29. statteten Karl Friedrich und Karl Alexander, am 1. September Maria Paulowna in Gotha Besuche ab. Auf der Rückreise nach England wurden die englischen Gäste vom Großherzog und dem erbgroßherzoglichen Paare am 3. September in Eisenach empfangen; auf der Wartburg, deren Wiederherstellung schon seit mehreren Jahren vom Erbgroßherzog Karl Alexander betrieben wurde ('Weimarische Zeitung' 1845 Nr. 63), fand ein Frühstück statt. — in Ettersburg: siehe Anm. zum 3. Briefe. Über das Leben, das das erbgroßherzogliche Paar in Ettersburg führte, siehe Deetjen, 'Auf Höhen Ettersburgs', 1924, S. 105ff. — Mutterfreuden: diese Erwartung erfüllte sich nicht. — Hartmann: der deutsch-böhmische Dichter und Politiker jüdischer Abstammung Moritz Hartmann (1821—1872) hatte 1844 Österreich verlassen, um seine erste Gedichtsammlung „Kelch und Schwert", ungehindert von österreichischer Zensur, in Leipzig zu veröffentlichen. — Mundt: der dem „Jungen Deutschland" zuzurechnende Schriftsteller. — dem ungeschickten Metteur en pages: dem Metteur en pages liegt in der Druckerei die Arbeit ob, die abgesetzten Druckzeilen sachgemäß auf die einzelnen Seiten oder Bogen zu verteilen. Bei seinem Briefe war Kräuter insofern ein ungeschickter Metteur en

pages, als er den Text irrtümlich auf der 2. Seite seines Briefbogens begonnen hat.

6. Beglaubigung: Eckermann hatte das von Kräuter mit dem 5. Briefe übersandte Verzeichnis fehlender Archivstücke mit seinen Bemerkungen zurückgeschickt; wir drucken es hier ab:

Specification einiger Fascikeln
aus der v. Goethe'schen Akten-Repositur.

1. Mittheilungen in's Morgenblatt 1815 und 1816 (Reinschrift) 2. Plotin, Platoniker, Gnostiker, auch Giordano Bruno	Sind unter ihren verschiedenen Titeln in der neuen Ausgabe abgedruckt.
3. Kleine Aufsätze (Aus der Rubrik: Eigen-Literarisches.)	desgl.
4. Abschriften der Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen	gleichfalls.
5. Epische und dramatische Dichtung (Rubrik: Eigen-Poetisches.)	gleichfalls.
6. Projectirte Jagd-Epopöe. Schema (ibidem)	Ist zu der bekannten Novelle vom Löwen verarbeitet.
7. An Mohamed-Schemseddin Hafis. Literatur Orientalia varia Notata. Entwürfe und Anfänge u. s. w. (ibidem)	unter den Nachträgen zum Divan gedruckt, was davon brauchbar gewesen.
8. Walpurgis-Nachts-Traum (ibid.) 9. Einzelne Blätter zu Faust (ibid.) 10. Das Neueste von Plundersweilern (ibid.) 11. Paralipomena, in 3 Kapseln	In dem Bande abgedruckt, der die dramatischen Varianten und Nachträge enthält.
12. W. Meisters Wanderjahre. Th. 1. Stuttg. u. Tübing. 1821 (Gedrucktes)	Hat Goethe mit Papier durchschießen lassen bei der Erweiterung des Romans.
13. Aphorismen. Freunden und Gegnern zur Beherzigung	In der neuen Ausgabe gedruckt.
14. Restauration des Laokoon, zu Paris	Wird eine Notiz von einem Fremden sein, mir unbekannt.
15. Chemische Farben-Pigmente	
16. Cramers Mineralien-Sammlung	
17. Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre	

18. Siebzehn Kupferplatten zu den Tafeln der Farbenlehre	Sind der Cottaschen Buchhandlung übergeben.
19. Neueste Materialien und Vorarbeiten zur Morphologie	Sind später überarbeitet und gedruckt.
Ferner	
20. Zur comparirten Anatomie, nämlich Ulna und Radius Tibia und Fibula p. einer Mamalienreihe verglichen Osteologia comparativa 21. Nächstes Morphologisch-Botanisches Über Bildung und Umbildung organischer Naturen Schädelknochen Typus	Diese sämmtl. Aufsätze sind in dem Bande der Osteologie und Morphologie abgedruckt.
22. Aufenthalt in Rom vom 6. Juni bis 3. November 1787 23. Aufenthalt in Rom vom 3. November 1787 bis 2. Juni 1788 24. Aufenthalt in Sicilien. Ausführung 25. Tagebücher meiner Reise in Italien 1786—1788. Ausarbeitung und Reinschrift 26. } Notanden-Büchelchen zu dieser 27. } Reise und Notizen-Blätter	Hat Goethe bei der Bearbeitung seines zweiten Aufenthaltes in Rom an sich genommen und benutzt.
28. Alte Sittensprüche.	

Da der Catalog bereits im Jahre 1822 entworfen wurde, Goethe aber während der folgenden zehn Jahre, die er noch lebte, manches aus dem Archiv an sich nahm, ohne es zu notiren, so fand sich der Catalog bereits bei Goethes Tode unvollständig, welches ich vielfach zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Linden vor Hannover, den 25. Juli 1845.

Dr. J. P. Eckermann
Großh. S. Hofrath.

aus diesem Conflict heraus bin: die am 7. Juli 1845 begonnene Revision des Archivs (siehe Anm. zum 5. Briefe) schloß am 16. September. Am 16. September 1845 gaben die Goethischen Erben eine Empfangsbestätigung nur über die einzelnen erhaltenen Stücke ab — mit Vorbehalt der nach Ausweis des Repertoriums noch fehlenden, die man im Gewahrsam des Kanzlers v. Müller glaubte. Es waren das u. a. Privilegiumsurkunden und Faszikel der eingegangenen Briefe. Die Übersicht wurde dadurch sehr erschwert, daß v. Müller die gehefteten Faszikel der eingegangenen Briefe vielfach aufgelöst und die Briefe bestimmter

Korrespondenten vereinigt hatte. Auch Eckermann hatte den Inhalt mehrerer Faszikel eigenmächtig auf andere verteilt. — Mrs. Jameson: die englische Schriftstellerin Anna Jameson, geb. Murphy (1794—1860), hatte, als sie im Juni 1833 nach Weimar gekommen war, mit Ottilie v. G. alsbald Freundschaft geschlossen und sie sogleich nach Frankfurt und Bonn begleitet; seit dieser Zeit war man in engsten Beziehungen geblieben. Frau Jameson ist Patin der nachehelichen, 1834 geborenen, 1836 gestorbenen Tochter Anna Ottiliens gewesen. Seit 1839 hatte keine Begegnung mehr stattgefunden; im August 1845 kam daher Frau Jameson zu einem Beisammensein nach Deutschland. Die Damen trafen sich am 27. August in Dresden; am 31. reisten sie zusammen von Dresden über Prag und Wien nach Venedig. Ottilie ging weiter nach Rom und blieb bis Sommer 1847 in Italien. — Catalogen: siehe Anm. zum 4. Briefe. — in Belvedere: Ende Oktober erfolgte die Übersiedelung in das Weimarer Residenzschloß. — Königin von Holland: die Mutter der Erbgroßherzogin Sophie, die Königin der Niederlande Großfürstin Anna Paulowna (1795—1865), Schwester des Kaisers Alexander I. von Rußland, war am 10. September in Weimar eingetroffen; ihre Abreise erfolgte am 11. Oktober. — Schlegel: ein Zimmergeselle Adolf Schlegel wird im Januar 1846 zum Bauaufseher ernannt. Er scheint bald aus weimarischen Diensten ausgeschieden zu sein. — Coudray: der Oberbaudirektor Clemens Wenzeslaus Coudray, geboren 1775 in Ehrenbreitenstein, 1816 nach Weimar berufen, hatte zu Goethes engerem Freundschaftskreise gehört. Zwei Tage nach Kräuters Briefe ist er am Schlagfluß gestorben: am 5. Oktober 1845. — Heß: der Bauinspektor Heinrich Heß war im Juni 1841 zum Baurat befördert worden; er hat an Stelle des am 30. November 1837 abgebrannten alten Rathauses in Weimar das jetzt stehende erbaut, das 1841 vollendet wurde. Er erhielt November 1847 den Rang eines wirkl. Kollegialrates und ist in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre pensioniert worden. — von 1828: dem Tode des Großherzogs Karl August. — Wartburgsbau: siehe Anm. zum 5. Briefe. — Sauppe: durch Dekret vom 29. August 1845 wurde der ausgezeichnete Philologe Hermann Sauppe (1809—1893; U. v. Wilamowitz hat nach seinem Tode die Gedächtnisrede auf ihn gehalten), ein Schüler Gottfr. Hermanns in Leipzig, damals Professor in Zürich, an Stelle des 4. März 1845 gestorbenen Aug. Gotthilf Gernhard zum Direktor des weimarischen Gymnasiums berufen; er wurde am 20. Oktober in sein Amt eingeführt, in dem er mit großem Erfolge elf Jahre gewirkt hat: am 21. April 1856 erbat er seine Entlassung, um die Professur der klassischen Philologie in Göttingen zu übernehmen. — Scharff: Dr. Joh. Ludw. Constantin Scharff (1807—1890), Theologe, seit 1834 am Gymnasium tätig. — Thierbach: Karl Christian Adolf Th., Historiker, der Quartus der Anstalt, seit 1813 am Gymnasium. — Elle: Constantin Elle, Kandidat der Theologie; er wurde 1848 Pfarrer in Berka an der Ilm. —

Röhrs Dienstjubiläum: Joh. Friedr. Röhr (1777—1848), der letzte und entschiedenste Vertreter eines kahlen Rationalismus, war durch Vokationsurkunde vom 9. Mai 1820 aus seinem Pfarramt in Ostrau bei Zeitz als Oberhofprediger, Oberkonsistorialrat und Generalsuperintendent nach Weimar berufen worden (Werke 36, 184). Er trat in gute Beziehungen zu Goethe, der ihm einen Aufsatz über den allegorisch-mystisch frömmelnden Friedr. Wilh. Krummacher für seine 'Kritische Predigerbibliothek' geschrieben hat (Werke 42 I, 16—19). — Frau: Sophie, geb. Schieck, in erster Ehe mit dem Gymnasialdirektor Friedrich Sickler in Gotha verheiratet. — Gustav Adolfs-Verein: die Gustav Adolf-Vereine waren 1841 ins Leben gerufen worden. Am 10. Dezember 1844 erging die großherzogl. Genehmigung zur Begründung solcher Vereine für Sachsen-Weimar-Eisenach. Erste Hauptversammlung des Weimarer Vereins: 25. Januar 1845; Genehmigung seiner Statuten durch höchstes Reskript vom 28. Februar 1845; ein Reskript vom 15. April 1845 bestimmte den Weimarer Verein zum Hauptverein für das Großherzogtum. — Deutsch-katholische Gemeinde: die Deutschkatholische Bewegung war hauptsächlich durch das Auftreten des schlesischen Pfarrers Johannes Ronge (1813—1887) gegen die Ausstellung des Heiligen Rockes in Trier 1844 veranlaßt. Vom 14.—16. November 1845 weilte Ronge, von einer Werbereise an den Rhein nach Breslau zurückkehrend, in Weimar und hielt am 16. in einem Saale des 'Russischen Hofes' einen Gottesdienst ab. — Erklärung: sie erschien in der 'Beilage zur Weimarischen Zeitung' Nr. 64 vom 13. August 1845. Der Buchbindermeister Adam Henß war einer der angesehensten Bürger Weimars, durch seine gemeinnützige Wirksamkeit weit über die Grenzen des Großherzogtums hinaus bekannt und verehrt. In Mainz geb. (1780), wurde er nach zehnjähriger Wanderschaft 1805 in Weimar als Buchbinder des Bertuch'schen 'Landes-Industrie-Comptoirs' seßhaft, wurde Hausbesitzer, Mitglied des Stadtrats (1832), Stadtältester, Landtagsabgeordneter (1841—1848), Verfasser politisch-religiöser Flugschriften, der auch das eigene Leben beschrieben hat ('Wanderungen und Lebensansichten'), und ist 4. Januar 1856 gestorben. — Wirth: Ministerialdirektor im 1. Departement des Staatsministeriums Karl Friedr. Wirth. — Zwierlein: Rat und Sekretär im Hofmarschallamt Karl Wilh. Zwierlein. — Bibliotheksanbau: siehe den 3. Brief. — Prutz: siehe den 3. Brief. — Froriep: der Obermedizinalrat Ludw. Friedr. v. Froriep, seit 1816 in Weimar, hatte nach dem Tode seines Schwiegervaters Bertuch (1822) die Leitung des 'Landes-Industrie-Comptoirs' übernommen; er ist 28. Juli 1847 gestorben. Sein Sohn Robert (1804—1861), 1830 Prof. der Medizin in Jena, 1832 Prof. in Berlin, 1833 Medizinalrat im Ministerium der Medizinalangelegenheiten daselbst, gab sein Berliner Amt zwar zugunsten der Jenaer Professur des am 15. Mai 1845 gestorbenen Direktors der Landesheilanstalten Karl Wilh. Stark nicht auf, mußte aber 1846 nach Weimar zurück-

kehren, um den Vater in der Leitung des 'Industrie-Comptoirs' zu unterstützen, das er nach dessen Tode ganz übernahm und 1855 verkaufte. — Coupons: siehe den 3. Brief. — Glasbrenner: Adolf Glasbrenner (1810—1876), der Humorist und Satiriker, der unter dem Decknamen Brennglas den Berliner Witz in Deutschland populär gemacht hat ('Berlin wie es ist und — trinkt'), gab 5. Oktober eine Vorlesung in Weimar. Seine Frau Adele, geb. Peroni (geb. 1816), trat an vier Abenden (24., 29. September, 1., 4. Oktober) in fünf verschiedenen Rollen auf. — Porträt Goethes: nach einer Bleistiftzeichnung von Georg Melchior Kraus aus dem Jahre 1776 (Schulte-Strathaus, 'Die Bildnisse Goethes', Tafel 26) ließ Friedr. Nicolai durch Chodowiecki einen Stich für seine 'Allgemeine Deutsche Bibliothek' herstellen (29. Bd. 1 Stück, 1776), der von dem Weimarer Kupferstecher Karl Aug. Schwerdgeburth 1841 mit schönstem Gelingen für den Cotta'schen Verlag nachgestochen wurde (Rollett, 'Die Goethe-Bildnisse', S. 52); vgl. Riemers Tagebuch vom 25. November 1841 ('Jahrb. der Sammlung Kippenberg' 5, 54).

7. Stromeyer: Joh. Heinr. Stromeyer (geb. 1779), ausgezeichneter Bassist, seit März 1806 Mitglied der Weimarer Bühne, seit 1817 Mitglied der Hoftheaterintendanz, durch Dekret vom 20. April 1824 Oberdirektor des Hoftheaters. Nach Karl Augusts, seines Gönners, Tode nahm er 8. November 1828 von der Weimarer Bühne Abschied; am 11. November 1845 war er gestorben. — Schweitzer: der Wirkl. Geh. Rat und Staatsminister Christian Wilh. Schweitzer (1781—1856) leitete als Nachfolger Goethes seit 1832 die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, dazu seit 1843 das Kirchen- und Schulwesen. Die Unruhen 1848 haben ihn aus dem Amte getrieben. — Griechischen Capelle: im Erdgeschoß des ehemals von Frau v. Stein bewohnt gewesenen Gebäudes, wenige Schritte von der Bibliothek entfernt. — mein Sohn: Edmund; siehe S. 292. 306. — Römhild: der Bibliotheksdiener. — Huschke: Karl Huschke (1796—1883) war Geh. Hofrat und Leibarzt, auch Hoftheaterarzt. — Confirmation: nicht Prinz Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich III.), der am 29. September 1848 konfirmiert wurde, sondern Prinzessin Marie Luise Anna, die Tochter des Prinzen Karl und seiner Gemahlin Maria (der Schwester der Prinzessin Augusta), wurde am 29. November 1845 in Charlottenburg konfirmiert; der Großvater, Großherzog Karl Friedrich, war am 25. November zur Feier abgereist und traf am 9. Dezember wieder in Weimar ein. Prinzessin Luise, geb. 1. März 1829, vermählte sich 27. Juni 1854 mit dem Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, wurde 6. März 1861 geschieden und ist 10. Mai 1901 gestorben. — Wolff: der große Schauspieler Pius Alex. Wolff, 1803—1816 in Weimar, dann in Berlin tätig, war, seit längerer Zeit an Kehlkopfschwindsucht leidend, auf der Rückreise von Ems nach Berlin in Weimar am 28. August 1828 gestorben; das bei seiner Bestattung (31. August) ge-

sungene Trauerlied war von Riemer verfaßt. — Bruno: siehe Anm. zum 4. Briefe. — niemand weiß etwas davon: Kräuter irrt. Riemers Tagebuch, 3. Mai 1845: „[Staatsminister] Schweitzer erlaubt mir die Benutzung der Meyerschen Briefe." In der nach seinem Tode erschienenen Sammlung 'Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica', Leipzig, Weidmann, 1846, hat Riemer 82 Briefe Goethes an Heinr. Meyer mitgeteilt. — Musculus: siehe Anm. zum 3. Briefe. — Schöll: nicht er wurde damals Riemers Nachfolger (siehe Anm. zum 3. Briefe), sondern der Philologe und Archäologe Ludwig Preller (1809—1861), Kaiserl. russ. Kollegienrat und seit Januar 1846 Honorarprofessor in Jena. Ihm folgte dann Schöll. — mein Sohn: Dr. Edmund Kräuter (siehe Anm. zum 2. Briefe) war im Juni 1845 zum Bibliothekssekretär ernannt worden. — 3. Band Ihrer 'Gespräche': das Manuskript des 3. Teiles, Sorets Aufzeichnungen verwertend (siehe Anm. zum 3. Briefe), wurde erst Ende 1847 abgeschlossen; das Buch erschien zur Ostermesse 1848, mit einer Widmung an die Großherzogin Maria Paulowna. — Bruchstück: 'Gespräch mit Goethe im Jahre 1828', die Niederschrift des Gespräches vom 11. März 1828, die schon 1842 in dem von Adalbert Harnisch herausgegebenen 'Hansa-Album', dann auch ohne Angabe des Erscheinungsortes und -Jahres, aber mit der Anmerkung: „Aus dem Manuscript eines im nächsten Jahre erscheinenden dritten Bandes der 'Gespräche Eckermanns mit Goethe'" als Sonderdruck erschienen war. — Traum: eine vom 14. November 1836 datierte Niederschrift über eine Traumbegegnung mit Goethe und seinem Sohne (gedruckt: Tewes, 'Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß', 1. Band, Berlin 1905, S. 328—332).

Ein Bündlein von Fündlein

I. Goethes Vierzeiler auf sein und Blüchers Denkmal

Von Friedrich Zucker (Jena)

Im 7. Buch der 'Anthologia Palatina' (vol. II 1 ed. Stadtmueller) steht als Nr. 72 (jetzt bequem in der 'Anthologia Lyrica' ed. Diehl, Fasz. 1, Nr. 49) unter der Überschrift: *Μενάνδρου εἰς Ἐπίκουρον καὶ Θεμιστοκλέα*, die jedoch für Menanders Verfasserschaft keinerlei Gewähr bietet, folgendes Distichon:

Χαῖρε, Νεοκλείδα[1]), *δίδυμον γένος, ὧν ὁ μὲν ὑμῶν*
πατρίδα δουλοσύνας ῥύσαθ', ὁ δ' ἀφροσύνας.

Eine Übersetzung Herders unter der Überschrift: 'An Themistokles und Epikur, beide Söhne Neokles', im 5. Buch der 'Blumen aus der griechischen Anthologie gesammlet', erstmalig veröffentlicht in den 'Zerstreuten Blättern', 2. Sammlung[2]), Gotha 1786, S. 26:

Heil euch, Neokliden, ihr Tapfern beide.[3]) Von Knechtschaft
Hat der Eine sein Land, Einer von Torheit befreit.

---

[1]) Ich folge Diehl in der Beibehaltung des überlieferten *Νεοκλείδα*, für das Stadtmueller die unzulässige Änderung *Νεοκλειδᾶν* aufgenommen hat. Das Komma nach *Νεοκλείδα* habe ich zur Verdeutlichung der Konstruktion aus der Pariser Ausgabe wieder eingesetzt.

[2]) In Suphans Ausgabe der Sämtl. Werke Bd. 26 (hgg. von C. Redlich) S. 55 Nr. 35.

[3]) *Νεοκλείδα* wäre genau zu übersetzen: „ihr beide Söhne eines Neokles". Das folgende *δίδυμον γένος* „Paar" schließt die durch rund zwei Jahrhunderte getrennten Männer, den Feldherrn-Staatsmann und den Philosophen, nachdrücklich zusammen. Herder hat aus dem Sinn des Ganzen heraus „tapfer" hinzugefügt.

Im 7. Buch der 'Zahmen Xenien' Goethes (Werke 5, 1. Abt., S. 103) stehen die Verse:

Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philister-Netzen.

Die Übereinstimmung zwischen Goethe und dem griechischen Epigramm ist überraschend; wenigstens die Möglichkeit der Anregung wird niemand leugnen, wenn die äußeren Voraussetzungen dafür gegeben sind.

Mein verehrter Kollege Albert Leitzmann, an den ich mich wandte, hatte die Freundlichkeit, mir folgendes zu schreiben:

„Eine Handschrift der Verse, die eine genauere Zeitbestimmung ermöglichte, ist nicht erhalten: so kommt man auf die Jahre 1819/20 (Enthüllung des Blücherdenkmals in Rostock, gleichzeitig die Vorbereitungen für ein in Frankfurt zu errichtendes Goethedenkmal). Daß Goethe in diesen Jahren die 'Anthologie' in der Hand gehabt hat, ist sicher aus folgenden Tatsachen:

1. 1818 erscheint sein Aufsatz über Myrons Kuh[1]), worin die 36 darauf bezüglichen Epigramme der 'Anthologie' erwähnt und drei davon übersetzt werden. Geschrieben ist der Aufsatz allerdings schon 1812.

2. Am 20. September 1819 schickt er an Knebel (Briefw. II 261) die Übersetzung zweier „Juwelen griechischen Ursprungs", nämlich des Leonidas Alexandrinus *Ἄτρομος ἐκ τύμβου* ('Anth. Pal.' VII 675) und des Zelotus *Ἐκλάσθην ἐπὶ γῆς* ('Anth. Pal.' IX 30 *Ζηλωτοῦ, οἱ δὲ Βάσσου*)."

Herr Leitzmann, dem ich für seine Auskunft auch an dieser Stelle meinen Dank ausspreche, hat also festgestellt, daß sich Goethe um die Zeit, in die die Entstehung der Verse wahrscheinlich fällt, mit der griechischen 'Anthologie' beschäftigte. Ob er dabei auf die ihm ja von Anfang an bekannten Übertragungen Herders zurückgriff und dorther das Epikur-Themistokles-Epigramm kennen gelernt — soll man sagen: wieder kennen ge-

[1]) Werke 49, 2. Abt., S. 3—13.

lernt? — hatte, darüber läßt sich nichts ausmachen. Dagegen ergeben die von Leitzmann angeführten Tatsachen ohne weiteres, daß Goethe damals, wenn er wirklich Herdes Übertragungen heranzog, darüber hinaus — um es ganz vorsichtig auszudrücken — sich auch mit solchen Epigrammen der 'Anthologie' befaßte, die von Herder überhaupt nicht übersetzt oder deren Übersetzungen erst aus seinem Nachlaß veröffentlicht worden sind; von den letzteren ist es unmöglich zu sagen, ob sie Goethe gekannt hat oder nicht. Von den 36 Epigrammen auf Myrons Kuh, die Goethe, nach seiner Äußerung in jenem Aufsatz zu schließen, alle kennt, hat Herder nur zwei ('Anth. Pal.' IX 721 und 736) in den 'Zerstreuten Blättern'[1]) übersetzt; außerdem sind vier ('Anth. Pal.' IX 713—716) aus dem Nachlaß veröffentlicht worden.[2]) Unter den drei von Goethe in seinem Aufsatz übertragenen ist nur eines dieser sechs von Herder übertragenen Epigramme ('Anth. Pal.' IX 721). Von den beiden an Knebel geschickten Stücken ist 'Anth. Pal.' IX 30 (Zelotus) von Herder nicht übersetzt, eine Übertragung von 'Anth. Pal.' VII 675 (Leonidas Alexandrinus) ist aus dem Nachlaß[3]) gedruckt worden. Weder in diesem noch in dem vorausgehenden Fall besteht zwischen den Übertragungen Herders und Goethes irgendeine Beziehung.

Bei dieser Sachlage wird es vielleicht mancher für wahrscheinlicher halten, daß Goethe nicht durch Herders Übersetzung auf das Epikur-Themistokles-Epigramm geriet, wenn anders es an der Entstehung der Blücher-Goethe-Verse beteiligt war. Man benutzte damals die 'Anthologie' in der Ausgabe von Brunck: 'Analecta veterum poëtarum Graecorum' (3 Bände, Vorwort datiert Straßburg 1776), wo das Epigramm I p. 203 steht, oder in der Neubearbeitung dieses Werkes von Fr. Jacobs: 'Anthologia Graeca sive poëtarum Graecorum lusus ex recensione Brunckii', wo sich das Epigramm I [Leipzig 1794] p. 136 findet.

---

[1]) 1. Samml. [1785] 4. B., S 93 = Sämtl. Werke Bd. 26 S. 44 Nr. 33 und 2. Samml. [1786] 6. B., S. 41 = Sämtl. Werke Bd. 26 S. 60 Nr. 17.

[2]) Sämtl. Werke Bd. 26 S. 124 Nr. 215—218.

[3]) Bd. 26 S. 130 Nr. 250.

Es ist zu beachten, daß keine der beiden Ausgaben mit einer lateinischen Übersetzung versehen ist.

II. Der Kosakenhetman in Goethes 'Farbenlehre'

Von Albert Leitzmann (Jena)

„Mehr als einmal muß uns daher jener berühmte theatralische Hetman der Kosaken einfallen, welcher sich ganz zum Newtonianer geschickt hätte. Denn ihn würde es vortrefflich kleiden, mit großer Behaglichkeit auszurufen: Wenn ich 'Zirkel' sage, so mein' ich eben, was nicht rund ist; sage ich 'gleichartig', so heißt das immer noch 'zusammengesetzt'; und sag' ich 'weiß', so kann es fürwahr nichts anders heißen als 'schmutzig'" ('Zur Farbenlehre, Polemischer Teil, §178: 'Naturwissensch. Schriften' 2, 107).

„Dieses Newtonische 'einigermaßen' heißt auch hier in der Hetmanischen Manier 'gar nicht'" (ebenda § 399; 2, 195).

„Hier haben wir den Kosakenhetman wieder" (ebenda § 438; 2, 203).

„. . . so muß der gute Pater auch in die Hetmansmanier fallen, worin ihm denn freilich sein Herr und Meister weidlich vorgegangen, so daß er Ausflüchte, Ausnahmen, Einschränkungen überall finden und nach seinem Sinne gebrauchen kann" ('Zur Farbenlehre, Historischer Teil': 'Karl Scherffer', 'Naturwissensch. Schriften' 4, 197).

„. . . so überlassen wir gern die Schule ihrem würdigen Präsidenten und Anführer der Kosaken, dessen Qualifikation zu dieser Stelle wir in dem Werk selbst wohlmeinend dargetan" ('Erklärung der zu Goethes Farbenlehre gehörigen Tafeln', 'Zwölfte Tafel'; ebenda 4, 380).

Die Kommentare aller unsrer Goetheausgaben entlassen den Wißbegierigen, der gern erfahren möchte, welche Bühnenfigur seinerzeit dem Dichter geeignet erschien, mit dem großen Isaak Newton, wie er ihn nun einmal sah, verglichen zu werden, ohne Antwort. Die gesuchte Figur findet sich in Kotzebues 1794 er-

schienenem fünfaktigen Schauspiel 'Graf Benjowsky oder die Verschwörung auf Kamtschatka' ('Theater' 4, 73), einem Drama, das unter Goethes Intendanz in den Jahren 1792—1798 elfmal aufgeführt wurde, dreimal in Lauchstädt, zweimal in Erfurt, zweimal in Rudolstadt und viermal in Weimar (vgl. Burkhardt, 'Das Repertoire des weimarischen Theaters unter Goethes Leitung' S. 136). Die Gestalt des ungarischen Abenteurers, der, in russische Gefangenschaft geraten und nach Kamtschatka deportiert, von dort unter Anzettelung einer Verschwörung entfloh, war dem Theaterdichter durch die posthum erschienene Selbstbiographie des Grafen näher getreten, die Georg Forster 1791 aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt hatte (seine Vorrede 'Über historische Glaubwürdigkeit' steht in den 'Sämmtlichen Schriften' 5, 287).

Der Hetman erscheint in Kotzebues Stück als ein sich superklug dünkender Mensch, der immer die größten Worte im Munde führt, in Wirklichkeit aber bei seinen niederen Instinkten recht sehr beschränkt ist, den Wald vor Bäumen nicht sieht und, geprellt, die Flucht des Grafen geschehen lassen muß. Die Eigenheit seiner Sprechweise, die Goethe in der ersten der oben angeführten Stellen parodiert, mögen ein paar Stellen des Dramas belegen: „wenn ich sage 'klug', so verstehe ich darunter den Hetman der Kosaken, die zweite Person in der Provinz" (S. 81); „wenn ich sage 'ein Plänchen', so verstehe ich darunter einen großen Plan" (S. 130); „wenn ich sage 'ins reine', so verstehe ich darunter die Feder" (ebenda); „wenn ich sage 'die Freude', so verstehe ich darunter den Durst" (S. 139); „wenn ich sage 'niemand', so verstehe ich darunter eine Menge Menschen, die aber alle schon weggelaufen sind" (S. 143); „wenn ich sage 'artige Dinge', so verstehe ich darunter Hochverrat" (S. 168); „wenn ich sage 'das Meer', so verstehe ich darunter nicht die weite Welt" (S. 170); „wenn ich sage 'ein andres', so verstehe ich darunter — nichts" (S. 172); „wenn ich sage 'ungnädig', so verstehe ich darunter die Knute" (S. 176); „wenn ich sage 'Spaß', so verstehe ich darunter Ernst" (S. 189); „wenn ich sage 'vieles', so verstehe ich darunter den Keller" (S. 190).

III. Lanx satura

Von Max Hecker (Weimar)

1. Goethe an Cotta 13. August 1802:

„Da nach dem Vorspiele zu Eröffnung des Lauchstädter Schauspielhauses ['Was wir bringen', 26. Juni 1802] zeither . . . vielfache Nachfrage gewesen, so entschließe ich mich es hierbei zu überschicken, damit es, je eher je lieber, gedruckt werde, wobei ich auf die Bemerkungen, welche ich beilege, zu reflectieren bitte."

Die Handschrift der beigelegten „Bemerkungen" ist nicht mehr vorhanden; so sind diese Bemerkungen bisher unbekannt geblieben. Nun hat sich das Konzept dazu gefunden an einer Stelle, wo man es freilich nicht vermuten konnte, in dem Faszikel der „Eingegangenen Briefe 1802" (Goethe- und Schiller-Archiv) Bl. 533. Es ist geschrieben von Ludwig Geist; Goethe selbst hat mehrere Interpunktionsänderungen vorgenommen und an einer Stelle zwei Worte nachgetragen. Darnach lauten die „Bemerkungen" folgendermaßen:

„Einige allgemeine und besondere Bemerkungen über den Druck des Vorspiels.

Es wird dasselbe in dem Format von 'Mahomet' und 'Tancred' gedruckt; doch gebe ich zu bedenken: ob man nicht größere Schrift nehmen solle. Die für jene Stücke gewählte ist zwar, in mehrerer Rücksicht, dort ganz zweckmäßig; doch scheint sie mir für Prosa zu klein. Auch sind die in dem Vorspiel vorkommenden Jamben meistentheils sechsfüßig und müssen daher ohnehin gebrochen werden.

Alle Bleystiftstriche, sie mögen unter den Worten gezogen oder durch die Perioden durchgeführt seyn, so wie andere Bleystiftzeichen, die hie und da vorkommen, bedeuten durchaus nichts, wie man sie denn auch möglichst auszuwischen gesucht hat. Sie waren nur zur Bequemlichkeit des Souffleurs nöthig. Setzer und Corrector sehen nur auf das, was mit Dinte geschrieben oder corrigirt ist.

Die Prosa ist auf die eine Hälfte der gebrochenen Seite geschrieben; es muß jedoch nicht irren, wenn, von Fol. 21, beson-

ders aber von Fol. 23 an, die Verse vorgerückt stehen; es geschah nur, um die Zeilen im Manuscript[1]) nicht zu brechen. Im Druck geht alles hinter einander fort, und ich habe, damit aller Irrthum vermieden werde, die erste Seite Fol. 26 nochmals abschreiben lassen.

Die Namen, welche hier nur mit Anfangsbuchstaben, vor dem Dialog, stehen, werden, ganz ausgedruckt, über die jedesmaligen Reden gesetzt und zwar folgendermaßen:

V. . . . . . . Vater,
M. . . . . . . Mutter,
N. . . . . . . Nymphe,
Ph. . . . . . Phone,
P. . . . . . . Pathos,
1. K. . . . . . Erster Knabe,
2. K. . . . . . Zweyter Knabe,
R. . . . . . . Reisender.

Wo, statt des Reisenden, Mercur eintritt, ist es im Manuscript schon bemerkt.

Die Größe der Lettern, womit die Unterschiede der Auftritte, Namen und Handlungen bezeichnet werden, richtet sich nach der Größe der Lettern, welche man zum Dialog wählen wird."

2. In Band 53 der Weimarer Ausgabe, Abteilung 'Nachträge zu den Gedichten', findet sich als Nr. 18 der Unterabteilung 'Epigramme, Zahme Xenien, Invectiven, Unbestimmbares' folgendes bisher unerkannte Bruchstück (S. 29):

Asla

Mir ist die Nacht gekommen,
Die schreckliche, das heilige Gefühl
Der Kindesliebe von mir abzustreifen;
Wie ein Gewand, das mich beengt im Spiel,
Und meinen Fuß umstrickt mit seinen Schleifen.
Ich fühl' in mir ein seltsam fremdes Walten,
Die Ahndung einer nie gekannten Lust
Hat schnell und tief mein Innerstes gespalten.
Ein drittes Wesen lebt in meiner Brust,
Um das ich euch — dich und den Vater — hassen,
Euch fluchen könnt', und euch im Tod verlassen.

[1]) „im Manuscript" von Goethe am Rande nachgetragen.

Diese Verse stehen zu Unrecht in der Ausgabe: sie sind nicht von Goethe. Sie sind von Adolph Müllner, dem Dichter der Schicksalstragödie 'Die Schuld', und stehen in seinem Trauerspiel 'König Yngurd' (Leipzig 1817), in der dritten Szene des ersten Aktes. Asla ist die Tochter des Normannenkönigs Yngurd; vom Traum einer Wintergewitternacht verstört, spricht sie zu ihrer Mutter Irma unsere Verse, die Goethen mißfallen zu haben scheinen; denn in der Handschrift unseres Bruchstücks geht ihm die Bemerkung voran: „Empörend ist, was Asla zu ihrer Mutter sagt." Im ersten Verse ist „Nacht" Schreibfehler für „Macht".

Müllner hat ein Manuskript seines Trauerspieles zu Ende des Jahres 1816 nach Weimar gelangen lassen; Goethe hat es am 2. und 3. Januar 1817 gelesen. Als Müllner am 13. Juni 1817 Goethen in Jena besuchte, schien ihm dieser von seinem Stücke „günstig zu denken". Am 8. März 1818 sandte Müllner das gedruckte Buch; Goethe erstattete vorsichtig abgemessenen Dank am 6. April. Dann aber, aufgebracht durch eine abfällige Bemerkung Müllners im 'Morgenblatt' vom 7. Oktober 1818 über die 'Hamlet'-Betrachtungen des 'Wilhelm Meister', verspottete Goethe die theaterhafte, von keiner ernsten Seelenforschung getragene Eile, mit der Held Yngurd nach verlorener Schlacht die Mächte der Hölle zu Hilfe ruft (3. Akt 6. Szene), in der 'Zahmen Xenie':

Ein strenger Mann, von Stirne kraus,
Herr Doctor Müllner heißt er,
Wirft alles gleich zum Fenster hinaus,
Sogar den 'Wilhelm Meister'.
Er ganz allein versteht es recht,
Daran ist gar kein Zweifel:
Denn geht es seinen Helden schlecht,
Ergibt er sie dem Teufel.

Mit der Aushebung der Asla-Verse hat Goethe offenbar den gleichen Tadel unzureichender psychologischer Vertiefung ausdrücken wollen.

3. Als Nr. 19 derselben Unterabteilung 'Epigramme, Zahme Xenien usw.' (Werke 53, 30) stehen folgende Verse:

Und wenn es dann zu ihren Häupten schrie,
Da wandte sie des schönen Körpers Hälfte

Voll mütterlicher Sorg' ihm zu,
Allein die andre Hälft' entzog sie nicht
Dem liebevollen Drucke des Umarmenden.

Wie manche liebliche Mutter zog ich nicht
Von ihres Jährlings Sorge dringend ab,
Sie gab mir nach und hub das Kind
Ganz leise von der Brust, wo es
Mit Amuletten wohl behangen schlief.

Die Verse sind umzustellen: Vers 1—5 nach Vers 6—10. Sie sind das Bruchstück einer Übersetzung des ersten jener sieben arabischen Preisgesänge aus vormohamedanischer Zeit, die unter dem Namen 'Moallakat' ('Muallaqa') besonderes Ansehen in der arabischen Dichtkunst genossen. Als Verfasser dieses ersten Gesanges gilt Amrilkais (Imru ul-Kejs); sein Lied ist die Klage eines Liebenden, den die Erinnerung an frühere Liebesabenteuer über den Verlust einer schönen Freundin tröstet. Die 'Moallakat' waren im Abendlande bekannt geworden durch eine Ausgabe und englische Übersetzung des Orientalisten Sir William Jones (1746—1794): 'The Moallakát, or seven arabian poems, which were suspended on the temple at Mecca; with a translation, and arguments. By William Jones, Esq.', London 1783. Unsere Verse lauten bei Jones:

[Strophe 14] „Many a fair one like thee, though not like thee a virgin, have I visited by night; and many a lovely mother have I diverted from the care of her yearling infant adorned with amulets:

[Strophe 15] „When the suckling behind her cried, she turned round to him with half her body; but half of it, pressed beneath my embrace, was not turned from me."

Schon im Jahre 1783 hatte Goethe Bruchstücke der ersten Muallaqa übersetzt (Werke 6, 460 ff.). Hier heißt es (Vers 51. 52):

Wie manche die sich dir an Schöne, nicht an
Reine wohl verglich, hab' ich bei Nacht besucht.

und die Lücke, die nun folgt, wird merkwürdigerweise gerade durch unsere Verse ergänzt. Dennoch stammen diese schwerlich auch schon aus jener ersten Zeit der Beschäftigung mit Amrilkais, sondern aus der Zeit des 'West-östlichen Divans': am 22. Fe-

bruar 1815 hat Goethe der Weimarer Bibliothek die Ausgabe von Jones entliehen, am gleichen Tage: 'Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel, oder die sieben am Tempel zu Mekka aufgehangenen arabischen Gedichte. Übersetzt, erläutert und mit einer Einleitung versehen von Anton Theodor Hartmann', Münster 1802. Hartmann übersetzt:

„Manche Schöne, obgleich nicht mehr Jungfrau wie du, hab' ich des Nachts besucht, und manche säugende Mutter habe ich von der Sorge für ihr einjähriges, mit einem Amulet behangenes Kind abgezogen.

„Wenn das säugende Kind ihr nachschrie, bog sie sich mit der einen Hälfte des Körpers zu ihm herüber, während die andere meine Rechte umschloß."

4. In der Abteilung der Weimarer Ausgabe 'Aus dem Nachlaß. Vermischte Gedichte', Band 5, erste Abteilung, ist auf S. 49 folgendes Gedicht gedruckt:

An Sami.

Indisches Gedicht.

Als er, Sami, mit dir jüngst Blumen brach in dem Garten,
Stach ihn ein Bienchen, und heiß schmerzte die blutende Hand.
Weise rietest du ihm mit Erde zu kühlen die Wunde,
Und der brennende Schmerz schwand, und die Wunde ward heil.
Sami, wird auch die Wunde, die in dem Herzen ihm blutet,
Dann erst gekühlet und heil, wenn sie die Erde bedeckt?

Karl Loewe hat die Verse als Goethisch komponiert: 'Die Freude. An Sami. März. Drei Gedichte von Goethe als Duetten für zwei Stimmen componiert von Dr. C. Loewe' (1845). Dies die einzige Gewähr für ihren Goethischen Ursprung. Im Apparat der Weimarer Ausgabe (5^{II}, 245) werden sie nachträglich als „zweifellos unecht" bezeichnet. Sie sind es: Verfasser ist der Justizamtmann in Neustadt am Kulm im Bayreuthischen Just Friedrich Zehelein (1760—1802; vgl. Goedeke² V, 414, 47). Sie stehen unter der Überschrift 'Der Bienenstich' auf S. 226 der einzigen Veröffentlichung Zeheleins: 'Vermischte Gedichte. Baireuth, im Verlag der Zeitungsdruckerei und in Kommission bei J. A. Lübecks Erben [1790]'. Das Original weicht von unserer Fassung etwas ab:

Als ich, Sami! mit dir Blumen jüngst brach in dem Garten,
Da verwundete heiß mir ein Bienchen die Hand,
Und du rietest mir weise, mit Erde zu kühlen die Wunde . . .

und so heißt es auch in Vers 5 „mir“ statt „ihm“.

Zehelein war mit Knebel befreundet. Knebel an Herder 20./21. März 1791 ('Von und an Herder' 3, 79): „Ihrer lieben Frau schicke ich Zeheleins Gedichte. Sie wird gewiß Herzensanmut und Wehmut in manchen Stellen und Stücken finden. Schade, daß sich der Mensch in der Ausbesserung so versäumt hat. Ich habe die Kritik davon zur 'Literaturzeitung' gemacht, damit er nicht allzu sehr möge geschunden werden, weiß aber nicht, ob sie wird angenommen werden. Vielleicht hab' ich das Glück, ihm hier zu einer baldigen Versorgung behülflich zu sein.“ Knebels ungedrucktes Tagebuch erwähnt diese Rezension am 8. und 10. März 1791; sie ist gedruckt in der Nummer 127 vom 2. Mai 1791 der Jenaer 'Allgemeinen Literatur-Zeitung'. Das Gedicht 'Der Bienenstich' wird darin vollständig abgedruckt, und: „Was kann eine zartere Wendung haben?“ fragt der wohlwollende Beurteiler.

In diesem Zusammenhange sei wiederholt, was ich auf Grund einer Feststellung Houston Stewart Chamberlains bereits an einigermaßen versteckter Stelle mitgeteilt hatte (Werke 55, 708), daß die Verse, die Goethe in dem Briefe an Schwester Cornelie vom 11.—15. Mai 1767 anführt (Briefe 1, 91):

En fait d'amour un favori des Muses . . .

aus seinen Werken zu streichen sind (Werke 4, 348): sie sind wörtlich dem Lustspiel Pirons 'La Métromanie' (vgl. Werke 45, 199) entnommen (Akt 2 Szene 8).

5. In der 'Campagne in Frankreich 1792' erzählt Goethe, wie er, vor dem Posthaus in Grevenmachern sitzend, mit dem Postmeister ein Gespräch begonnen habe, dessen Inhalt zuletzt die von den Preußen verübten Plünderungen gewesen seien. „Da mußte mir denn“, sagt er (Werke 33, 12 f.), „jener General des Dreißigjährigen Kriegs einfallen, welcher, als man sich über das feindselige Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte, die Antwort gab: Ich kann meine Armee nicht im

Sack transportieren." Ein General des Dreißigjährigen Krieges? Der Urheber des von Goethe zitierten Wortes ist ein Theologe gewesen, der neun Jahre nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges gestorben ist: der Naturforscher und Historiker Zacharias Theobald (1584—1627), Feldkaplan im Heere Mansfelds, zuletzt Pfarrer im Dorfe Krafthof bei Nürnberg.

Bei seinem Aufenthalt in Böhmen 1821 und 1822 las Goethe die Geschichte der Hussitenkriege (Tageb. 5. Sept. 1821; 15. Juli 1822; Werke 36, 196): 'Hussiten Krieg: Darinnen begriffen / Das Leben / die Lehr / der Todt M. Johannis HussI, auch wie derselbe von den Böhmen / besonders Johann Zischka / ist gerochen / vnnd seine Lehr hernacher in dem Königreich erhalten worden . . . . in Truck verfertigt Durch M. Zachariam Theobaldum Schlaccowaldensem Bohemum.' Hier (ich benutze die 3. Auflage, Nürnberg, Teil 1 mit der Jahreszahl 1623, Teil 2 und 3 mit der Jahreszahl 1621) wird im dritten Teil auf S. 30 von König Girschick, das ist der Böhmenkönig Georg Podiebrad (1458—1471), erzählt:

„. . . König Girschick nam seine / deß Landes / vnd der Präger Kriegsmacht zu sich / zog inn das Land zu Mähren / den 14 Junij / deß 1458 Jahrs / wie es zugangen / mag ein armes Land erachten / so überzogen wird / so Freund durchziehen / so kan man kein Heer in einem Sack führen / es geschicht schaden / ob gleich die Obristen vnnd Capitayn noch so fleissig neben jhren Befehlshabern seyn / was ist nun zu hoffen / so ein feindlich Heer anziehet?"

Hatte Goethe, als er jene Stelle in seine schon im Januar 1820 begonnene Darstellung nachträglich einfügte, nur noch das bezeichnende Wort im Gedächtnis, seinen Ursprung aber vergessen? Vielleicht. Vielleicht aber liegt eine bewußte Änderung vor: der Dichter mochte glauben, daß seinem Leser ein Feldherr des verhängnisvollen Dreißigjährigen Krieges auch namenlos eine plastischere Gestalt sein würde als ein schattenhafter theologischer Historiker oder der ferne Georg Podiebrad.

„Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit" (Nr. 223 meiner Ausgabe der 'Maximen und Reflexionen', Werke 42 II, 134) — dieses Wort hat sich Goethe ebenfalls aus Theobalds

'Hussitenkrieg' angemerkt, wo es sich im 3. Theil (3. Aufl.) auf S. 22 findet.

6. Unsere letzte Mitteilung gilt dem Freunde Goethes, Schiller. Sie ist ein Nachtrag zu der Sammlung von Hecker-Petersen 'Schillers Persönlichkeit', in der die Gespräche Schillers, seine mündlichen Äußerungen gesammelt sind.

Man hatte am 23. Februar 1806 in Berlin Schillers 'Turandot' aufgeführt. In Nr. 24 vom 25. Februar 1806 der 'Berlinischen Nachrichten Von Staats- und gelehrten Sachen. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung' erschien eine nicht unterzeichnete Besprechung. Es heißt darin:

„Das Charakteristische, das Pikante der Gozzischen Märchen ist eigentlich der Muthwille, mit welchem darin das Pathetische unaufhörlich durch das Komische parodiert und persifliert wird. Wenn das wirksam ausgeführt werden soll, so muß man es überall auf die schreiendsten Kontraste anlegen: in Dekorationen und Masken muß der höchste Prunk neben gemeiner Lächerlichkeit stehn; in Spiel und Sprache muß das Leidenschaftliche bis zur Übertreibung hochfliegend, alles Ruhige hingegen so karikiert-komisch als möglich gegeben werden. Auf unsrer Bühne ist in diesem Stücke der Prunk sehr gering und veraltet; die Masken, selbst Pantalons und Tartaglias, haben kaum Andeutungen des Komischen; die Leidenschaften werden zu vernünftig ausgedruckt, und die Parodie ist nicht muthig genug, scheint den Vorwurf, „sie werde niedrig komisch", zu fürchten, — und sie soll es doch sein. . . . Herr Unzelmann spielt den Kaiser Altoum, — und das ist beinahe die einzige Rolle, welche mir dieser Künstler, voll der glänzendsten Talente für das Komische, in hohem Grade zu verfehlen scheint, vielleicht bloß dadurch, daß er sich nicht entschieden hat, ob er sie komisch oder ernsthaft nehmen soll. Sein karikierter Prunk, die Haltung, mit welcher er einhertritt oder dasitzt, erregt Lachen; das ist gut, aber noch nicht genug. Altoum hat vernünftige und gefühlvolle Sachen zu sprechen, und Herr Unzelmann sagt sie wirklich mit einem vernünftigen und gefühlvollen Tone. Sie wirken nicht Achtung und Theilnahme, weil es eine so komische Gestalt ist, die sie hervorbringt, und diese Gestalt macht nicht mehr lachen, so bald man sie so

achtungswerth sprechen hört. Wie müssen jene Äußerungen dann gesprochen werden? Ich glaube — so komisch-herzlich, als sich's nur thun läßt; ja, ich wollte, Altoum hätte am Rande seines Thurmhutes sogar Glöckchen, die er bei den gefühlvollsten Tiraden könnte ertönen lassen. . . ."

Daraufhin erschien in Nr. 39 vom 1. April 1806 derselben Zeitung ein Aufsatz des Schauspielers Karl Schwarz (1768—1838; er war am 2., 4., 6. Oktober 1802 in Weimar aufgetreten, kehrte Frühling 1809 zu einem Gastspiel nach Weimar zurück, vgl. Goethes Tageb. 26. April 1809, und benutzte seine persönliche Bekanntschaft mit Schiller dazu, in einem Briefe vom 7. Februar 1804 um das Manuskript des 'Tell' für Breslau zu bitten, das er auf zwei weitere Briefe vom 3. und 10. März hin auch erhielt, vgl. Schillers Briefe an ihn vom 20. Februar und 24. März 1804):

An den Verfasser der Theater-Anzeigen.

Breslau, den 19. März 1806.

Mein Herr,

Ihre Bemerkungen über 'Turandot' in No. 24 der Haude- und Spenerschen Zeitung veranlassen mich, Ihnen Folgendes mitzutheilen.

Als ich im October 1802 auf meiner Reise von Hamburg über Weimar und Berlin hierher in Weimar verschiedene Gastrollen spielte, hatte ich Gelegenheit, eine der interessantesten Stunden bei dem verewigten Schiller zuzubringen und bei dieser Gelegenheit über manche seiner Stücke und deren Darstellung von ihm wichtige Bemerkungen zu hören. 'Turandot' war kürzlich vor meiner Abreise in Hamburg gegeben worden. Der Mangel der Masken, des Pantalon, Arlequin usw., so wie des Chinesischen Kostüms bei dortiger Aufführung war ganz gegen seine Willensmeinung, indem sowohl durch die erstern als auch das letztere die tragisch-komische Verbindung im Ganzen, besonders aber beim Schach Altoum behindert wurde. „Der Schach", — dies waren seine Worte — „muß dargestellt werden mit tragisch-komischer Feierlichkeit, feierlich ernsthaft mit Besonnenheit — ohne es sein zu wollen. Ein Beispiel möge mich deutlicher

erklären. Ein Mann erzählt einem Kinde ein Märchen, mit allem Ernst, mit aller Feierlichkeit, das Kind wird dadurch hingerissen und gerührt, eine dritte erwachsene Person hört zu, diese weiß sehr gut, daß des Erzählers angenommener Ernst und Feierlichkeit ihm keineswegs Ernst ist, und verliert dabei nicht aus den Gedanken, daß es ein Märchen, welches einem Kinde erzählt wird. So muß der Darsteller die Gefühle des Publikums als die Gefühle eines Kindes betrachten. Dies wird in der Rolle des Altoum um so leichter erreicht, wenn ein beliebter komischer Schauspieler, umgeben mit dem an sich komischen Chinesischen Kostüm sie darstellt, denn bei aller angenommenen Ernsthaftigkeit wird es das Publikum ihm nie glauben. Allein auch alle übrigen, im ersten Augenblick wahrhaft serieus scheinende Rollen, z. E. Turandot, Kalaf usw. müssen aus demselben Gesichtspunkt nach Maßgabe obiges Gleichnisses genommen werden, denn nur dadurch kann der Zuschauer nie vergessen, daß er nichts anders — als ein Märchen höre." — Dies waren des Dichters eigne Worte, so mir bestimmt aufklärten, was ich nur theilweise gemuthmaßt hatte. Sie waren zu interessant für mich, als daß ich sie mir dazumal nicht gleich hätte wörtlich aufzeichnen sollen. Ist Ihnen nun deren Mittheilung nicht ganz unangenehm, so freuet es mich, dadurch einen kleinen Theil des Vergnügens erwidern zu können ꝛc.

Ihr ergebenster

Carl Schwarz,

Mitglied des hiesigen Theaters.

Berichtigung

In der Abhandlung über Goethe und Hegel, welche ich im 11. 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' veröffentlicht habe, zitierte ich auch das Epigramm, das Hegel in das Stammbuch August v. Goethes geschrieben:

Kühn mag der Göttersohn der Vollendung Kampf sich vertrauen;
  Brich denn den Frieden mit dir, brich mit dem Werke der Welt.
Strebe, versuche du mehr als das Heut' und das Gestern, so wirst du
  Bessres nicht als die Zeit, aber aufs beste sie sehn.

Ich legte dem Text dabei die Fassung zugrunde, welche mir die zuverlässigste schien, d. h. diejenige, welche Dr. Walter Vulpius in der 'Deutschen Rundschau' (1891, 68. Band, S. 250) gegeben hatte. In einer Anmerkung glaubte ich die Textgestaltung von Franz Rosenzweig ('Hegel und der Staat' I, S. 100) hauptsächlich aus rhythmischen Gründen ablehnen zu müssen. Es heißt bei ihm:

Kühn mag der Götter Sohn der Vollendung Kampf sich vertrauen.
  Brich den Frieden mit dir, brich mit dem Werke der Welt.
Strebe, versuche du mehr als das Heut und das Gestern: so wirst du
  Besseres nicht, als die Zeit, aber aufs beste sie sein.

Nun hatte Herr Dr. Franz Rosenzweig die Freundlichkeit, auf Grund des Entgegenkommens des Herrn Sanitätsrat Vulpius, der im Besitze des Stammbuches ist, mir eine Photographie des Epigramms zukommen zu lassen. Der richtige Text lautet darnach:

Kühn mag der Göttersohn der Vollendung Kampf sich vertrauen;
  Brich denn den Frieden mit dir, brich mit dem Werke der Welt.
Strebe, versuche du mehr, als das Heut, und das Gestern, so wirst du
  Besseres nicht als die Zeit, aber aufs beste sie seyn.

Jena d. 21. Sept. 1805. G. W. F. Hegel.

Es ergibt sich daraus, daß Herr Dr. Rosenzweig mit der Lesung „sein" am Schlusse recht gehabt hat, und tatsächlich stellt die in seinem Buche gegebene Erklärung des etwas ungewöhnlichen Ausdruckes diesen ins hellste Licht. Dr. Vulpius mag das y in „seyn" als h gelesen haben, dagegen ist bei Rosenzweig durch ein Versehen des Druckers das „denn" der zweiten Zeile vergessen worden.

Indem ich den Herren Dr. F. Rosenzweig und Sanitätsrat Vulpius für ihre Bemühungen meinen lebhaften Dank ausspreche, gebe ich hiermit das aus ihnen hervorgegangene Resultat bekannt.

St. Gallen. Rudolf Honegger.

Goethes Italienische Reise

Festvortrag, gehalten am 29. Mai 1926

Von Heinrich Wölfflin (Zürich)

Meine Damen und Herren!

Darf ich Sie zunächst auf einen Augenblick in den Palast der preußischen Gesandtschaft in Rom führen. Es ist das Jahr 1817. Gesandter ist Niebuhr, der römische Historiker, als Gäste sind geladen jene deutschen Künstler, die damals eben an den Josephsgeschichten der Casa Bartholdy malten (jetzt in Berlin) und damit eine neue Epoche der Malerei einzuleiten berufen schienen; an ihrer Spitze Peter Cornelius. Man kam zusammen, um gemeinsam zu lesen. Heute handelte es sich um eine literarische Novität: Goethes 'Italienische Reise'. (Man erinnere sich, daß Goethe die Papiere seiner Reise erst lange nachher redigiert und zum Druck gebracht hat; er war fast siebzigjährig, als die zwei ersten Bücher erschienen, 1816/17, und er war über 80, als der Abschluß, der 'Zweite römische Aufenthalt', herauskam.) Kein Publikum der Welt konnte empfänglicher sein für diese Lektüre. Die alte Bewunderung für den Dichter verband sich hier mit dem gemeinsamen Interesse an Italien und dem großen Thema der Kunst. Aber merkwürdig: die Wirkung blieb aus. Man fand sich enttäuscht. Gewisse schildernde Szenen wie der Schiffergesang in Venedig hatten zwar nicht verfehlt, einen tiefen Eindruck zu hinterlassen; aber dann nahm Cornelius das Wort, um zu sagen, wie tief es ihn bekümmere, daß Goethe Italien so gesehen habe, daß er so ganz und gar nicht das Ehrwürdige an sich habe herankommen lassen, aber das Mittelmäßige lobe. Entweder habe sein Herz nie geschlagen oder er habe es gewaltsam zugekniffen. Und alle jammerten über den Simson, der seine Locken im Weimarer Hofleben verloren habe.

Wir sind über diese Vorgänge genau unterrichtet. Niebuhr schreibt davon als von einer wichtigen Angelegenheit an Savigny. Man merkt, wie das Gespräch dann weiter ging. Es wird Goethe nachgerechnet, was er alles in Italien nicht gesehen hat: Giotto und die Fresken der Arenakapelle in

Padua, die keuschen Primitiven der Frührenaissance in Venedig und Florenz usw. Es wird ihm vorgeworfen, daß er die Kunst überhaupt zu isoliert aufgefaßt habe, zu formalistisch, und Niebuhr schließt mit der Bemerkung, daß sich eben Kunst schlechterdings nicht trennen lasse von Religion und von den andern großen geschichtlichen Mächten. Auch der wissenschaftlich Ungebildete, wie gerade die Gegenwart beweise, sei sich dieses Zusammenhangs bewußt.

Gedankengänge, wie sie dieser Kritik zugrunde liegen, waren in Deutschland nichts Neues. Seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts melden sie sich. Aber auch außerhalb Deutschlands sind sie da. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gleichzeitig mit Goethes 'Italienischer Reise' in Frankreich Stendhals Geschichte der italienischen Malerei erschien. Stendhal gibt Goethe nichts nach an leidenschaftlicher Liebe für Italien und an verehrungsvoller Bewunderung der antiken Kunst, aber er faßt das Problem anders. Italienische Malerei ist ihm zunächst Malerei der Italiener, also eines fremden Volkes. Aus den besondern zeitlichen und lokalen Bedingungen muß man sie zu verstehn versuchen. Und was die Antike anbetrifft, so ist es wohl wahr, daß sie allen gefällt; aber was allen gefällt, kann keinem recht gefallen. In jedem Fall sei es lächerlich, im Norden mit griechischen Säulen bauen zu wollen. Wir sind keine Griechen, und unser Himmel ist nicht der südliche Himmel.

Nun wird man Goethe schwerlich nachsagen können, daß er unempfindlich gewesen wäre für den Zusammenhang der Kunst mit Land und Leuten — wie oft spricht er davon! —, aber das ist gewiß: als er nach Italien ging, suchte er nicht das Lokal-Italienische, sondern „die große wahre Kunst".

Von den Nazarenern aber und ihrer Vorliebe für das Primitive trennte ihn eine andere Auffassung von Wert und Würde des Menschen. Das große edle Dasein, das er ahnte, verlangte nach der reifen vollendeten Form, und das Unentwickelte, Unfreie konnte ihn nur als Durchgangsstadium interessieren.

Er war Historiker genug, um jede Erscheinung im Zusammenhang des Werdens aufzufassen und nicht als ein Vereinzeltes, und wenn es Niebuhr schien, es fehle ihm der Sinn für Kultur-

zusammenhänge, so wäre es wohl richtiger zu sagen, daß er die Aufmerksamkeit zuerst auf das Spezifische der bildenden Kunst gerichtet wissen wollte und daß er mißtrauisch war gegen eine Kunst, die den Nachdruck auf Naturell und Gesinnung legte, wo doch erst die bildliche Gestaltungskraft, die Fähigkeit, in sinnlich bedeutsamen Formen sich auszusprechen, den Künstler ausmache. Aus Heinrich Meyers Abhandlung über die neudeutsche, religios-patriotische Kunst, die mit der 'Italienischen Reise' gleichzeitig gedruckt wurde, kann man gut ersehen, wie Goethe seinen Kritikern geantwortet haben würde, und der Mangel an unmittelbarem Verhältnis zur Natur ist ja gerade der Punkt, an dem die versprechendsten Begabungen damals scheiterten, freilich nicht nur bei den Neudeutschen.

Goethe spricht von dem Bildungsresultat seiner italienischen Reise in dem doppelten Sinn, daß es zwar eine völlige Wiedergeburt gewesen sei und daß niemand glauben solle, Rom bedeute nur eine Ergänzung und Ausfüllung eines Besitzes, den man schon mitbringe; andrerseits aber will es ihm vorkommen, er treffe überall nur auf Bestätigungen dessen, was er schon wußte, und das Schlußwort: in Rom habe ich mich selbst gefunden, heißt doch nichts anderes, als daß er sich seiner eigentlichen Natur bewußt geworden sei und von ihr Besitz ergriffen habe. Der römische Goethe aber ist für uns der klassische Goethe.

Versucht man nun, diese klassische Einstellung auf bestimmte Begriffe zu bringen, so muß man wohl anfangen mit dem Begriff des reinen Schauens, mit jenem Bedürfnis, die Welt rein und vollständig von der anschaulichen Seite her zu fassen. Nicht als ob die sinnliche Erfassung der Dinge mit dem Auge etwas Neues für Goethe bedeutet hätte; aber wenn er schon mit dem bestimmten Entschluß reist, sein Auge zu prüfen, ob es „licht, rein und hell" sei, so glaubt man eine wachsende Lust des Schauens in dem „formreichen" Italien zu beobachten. Er bemüht sich, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Er möchte unter Ausschaltung von allen Spielen der Phantasie „das Auge allein Licht sein lassen" und die Bilder der Welt „klar, ganz und lauter" in die Seele aufnehmen, wodurch der Geist von selber sich „reinigt und bestimmt". Dieses reine Schauen, lange geübt, im Ver-

lauf der Reise zur Vollkommenheit gebracht, gibt ihm eine beglückende „Klarheit und Ruhe". Das Ich schweigt. Er hat sich gewöhnt, die Erscheinungen objektiv aufzufassen, nicht über die Dinge zu sprechen, sondern die Dinge selbst sprechen zu lassen.

Was Niebuhr tadelte, daß ihm auch eine Dogenprozession in Venedig nichts als ein oberflächliches Schauspiel gewesen sei und daß die Imago alter Größe ihn unberührt gelassen habe, geht gerade auf diese bewußte Entäußerung von allen Assoziationen zurück, auf den festen Willen, jetzt nur noch das zu sehn, was da ist, und nicht, was man sich allenfalls noch dazu denken könnte. Es ist dieselbe Selbstdisziplin, die ihn an historischen Stätten veranlaßt, den geologischen und landschaftlichen Blick zu benutzen, um „Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken".

Auf solche Art sind die erschöpfenden Schilderungen Neapels und das 'Römische Carneval' möglich geworden. Das Wichtige aber ist, daß ihm auch die höchste Poesie an diese einfache Sachlichkeit gebunden zu sein schien. Das Poetische bei Homer ist nicht das Imaginative, sondern das rein aufgefaßte Wirkliche. Er ist gar nicht willkürlich in seinen Erfindungen, sondern gibt nur das Natürliche, dieses aber allerdings mit einer „Reinheit und Innigkeit, daß man erschrickt".

Und nun wird es Goethe klar: darin liegt überhaupt der Unterschied zwischen den Alten und den Neueren: sie geben die bloße Existenz, wir gewöhnlich den Effekt; sie schildern das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich usw. Schon bei Mantegna am Anfang der Reise hatte er die „sichere Gegenwart" wohltätig empfunden, und er gibt ihm das Lob, daß ihm das „Effektklügelnde" fehle (ein Urteil, das auch ein Nazarener ausgesprochen haben könnte); später wird ihm diese Abwesenheit aller Effektrechnung zum allgemeinen Merkmal des Klassischen. Vollendete Kunst ist vollendete Sachlichkeit. Homer ist darin nicht anders als die antiken Bildhauer. Beide aber besaßen neben der Kenntnis der Natur noch etwas anderes: den sicheren Begriff von dem, was sich darstellen läßt und wie es dargestellt werden muß. Und dies führt uns auf etwas Weiteres, auf den Begriff der Form.

„Form" bezieht sich immer auf den Zusammenhang der Teile in einem Ganzen. Man weiß, wie Goethe in Italien an-

fing, strengere Forderungen an diesen Zusammenhang zu machen. Der freie Rhythmus einer poetischen Prosa wird ersetzt durch den bestimmteren Rhythmus des Verses. In diesem Sinn wird die 'Iphigenie' umgearbeitet und dann der 'Tasso'. Indem er die Form habe vorwalten und den (bestimmteren) Rhythmus habe eintreten lassen, sagt er bei dieser Gelegenheit, sei das Nebelhafte und Weichliche von selber verschwunden.

Es ist schwer zu sagen, welche Eindrücke dieses Formbedürfnis gefördert und gestärkt haben. Italien ist dem Norden gegenüber immer das Land der strengeren Form gewesen. Einen ersten jubelnden Ausbruch über den Wert der Form finden wir bei Goethe aber nicht angesichts eines Kunstwerks, sondern angesichts eines Naturproduktes: eines Seetiers am Lido. „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstlich herrliches Ding! Wie abgemessen in seinem Zustand, wie wahr, wie seiend!" (das letzte Wort unterstrichen). Es ist derselbe Eindruck, den er später vor dem antiken Tempel von Assisi in das Wort preßt: „So ganz!" d. h. so einheitlich geschlossen in sich. Entscheidend aber ist die Einsicht, daß in der strengen (organischen) Form eben die Garantie des Lebens liegt, daß Form nicht etwas von außen Übergestülptes bedeutet, sondern das sichtbar gewordene Leben selbst. Das Formlose hat keine Existenz und das Lockere nur eine schwache: je strenger gebunden die Teile sind, um so mehr „Sein" ist in dem Geschöpf. Die Alten sind auch darin unübertrefflich.

Und wie in der Natur, so ist auch bei ihnen das Schema nie ein starres und von vornherein determiniertes, sondern besitzt eine glückliche Beweglichkeit, so daß sich die Gestalt eines Tempels z. B. nach der Umgebung, nach der Funktion im Raum jedesmal neu bestimmt. „Dieses ist eben der alten Künstler Wesen, daß sie wie die Natur sich überall zu finden wußten und doch etwas Wahres, etwas Lebendiges hervorzubringen wußten." Sie bleiben immer natürlich und immer groß im Natürlichen.

„Groß im Natürlichen!" Das ist das Dritte. Wie die Strenge der Form im Natürlichen gegeben ist, so ist auch das Große, nach dem wir verlangen, nicht außerhalb des Natürlichen zu suchen, sondern es steckt in der Natur. „Wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun

so leicht wird, zum Großen überzugehen, das nur der höchste reinste Punkt des Wahren ist." Was keine wahre Existenz in sich hat, kann nie groß werden. Nur aus dem Natürlichen läßt sich das Große entwickeln. Beispiel und Beweis ist die klassische Architektur und ihr Gegensatz: die nordische Gotik. Jene ist eine zweite Natur, diese ist das Willkürliche und damit von vornherein totgeboren. Das Fragment eines antiken Tempelgebälks genügt, um eine Ahnung von reinem großen Dasein zu geben. „Das ist freilich etwas anderes als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweise, etwas anderes als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Türmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun Gott sei Dank auf ewig los!" Unter den Neuern aber ist es Palladio, der wie kein zweiter in seinem Werke sinnlicherweise die Idee des großen Menschen uns nahe bringt. Palladio habe ihm den Weg zu aller Kunst und zum Leben geöffnet.

Nicht nur die klassische Architektur, alle hohe Kunst wollte Goethe als eine zweite Natur aufgefaßt wissen, von Menschen hervorgebracht nach allgemeinen ewigen Gesetzen. In dem Aufsatz über 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil' von 1788 (unmittelbar nach der italienischen Reise geschrieben) nimmt der Stil die oberste Stelle ein: gemeint ist eine Kunstweise, wo das Persönliche des Schöpfers sozusagen ausgeschaltet ist und nur die reinen Ideen der Natur Gestalt gewonnen haben. Es ist, was er schon im antiken Rom ahnte: „Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Notwendigkeit, da ist Gott." Kunstwerke dieser letzten Vollkommenheit auch nur zu betrachten, ist eine große Glückseligkeit. Was einen Palladio oder Raffael so bedeutend macht, ist eben, daß auch an ihnen kein Haarbreit Willkürliches war: „nur daß sie die Grenzen und Gesetze ihrer Kunst im höchsten Grade kannten und mit Leichtigkeit sich darin bewegten, sie ausübten, macht sie so groß."

Damit ist die Wendung zum Typischen in der Kunst besiegelt. Das Einmalige, Bloß-Individuelle, der Sonderfall verliert an Interesse. In allem Einzelnen soll das Allgemeine durchleuchten. „Die Gestalt dieser Welt vergeht. Ich möchte mich nur noch mit den bleibenden Verhältnissen beschäftigen."

Die griechische Gestaltenwelt ist der bewunderungswürdige Versuch, die Naturformen des Menschenlebens festzulegen und den Kreis des Möglichen vollständig zu runden.

Alle Einstellung auf das Typische in der Welt wird auch eine Einstellung auf durchgehende Einheit sein, auf ein bindendes Gesetz. Was Goethe in Italien als die gesetzliche Organisation der Pflanzen aufgegangen ist, ist die Intuition der einen gleichen Bildungsform, die auch noch die entferntesten und scheinbar unvergleichlichsten Gebilde unter sich verbinden soll. Es war ihm von vornherein selbstverständlich, daß eine solche Betrachtungsweise auf alles Lebendige anzuwenden wäre, und auch die Kunst war ihm in ihrer Entwicklung ein solches Lebendiges. Nichts scheint ihm bei Winckelmann einen stärkeren Eindruck gemacht zu haben als die Auffassung der Stilgeschichte als einer natürlichen Entwicklung. Was aber dort nur sehr vag ausgesprochen ist, gewinnt jetzt bestimmte Gestalt. Goethe wollte die Entwicklung der Kunstformen in den großen Formbildungsprozeß der Natur eingebettet wissen. Gewisse Sätze der 'Metamorphose der Pflanzen' haben ihre genaue Parallele in der Kunstgeschichte. Wenn dort von der Umbildung des Unvollkommenen ins Vollkommene gesagt ist, daß die Teile, ursprünglich koordiniert und einander ähnlich, sich differenzierten und in das Verhältnis von Über- und Unterordnung träten, so kann dies jeder Kunsthistoriker annehmen, ohne den Vorwurf riskieren zu müssen, die Geistesgeschichte der Naturwissenschaft auszuliefern. Auch das ist noch Geschichte, freilich nicht die ganze Geschichte und jedenfalls von einer andern Art, als wie Niebuhr sie sich dachte und wie er bei Goethe sie entbehrte.

So ungefähr sind die Grundlagen der römischen Bildung Goethes beschaffen. Immer wieder kommt das tiefe Glücksgefühl zum Ausdruck, das den Besitz dieser Bildung und seinen täglichen Neuerwerb begleitete. „Eine stille wache Seligkeit" nennt er seinen Zustand, wobei der Akzent nicht überhört werden darf, der gerade auf dem Begriff „wach" liegt. Alle Klassik ist Kunst der Aktivität, und der klassischen Klarheit und Strenge widerspricht grundsätzlich jedes Sichgehenlassen und jeder Rauschgenuß. „Ich bin ein Mann, der von der Mühe lebt", konnte

Goethe ohne Übertreibung von sich sagen, und wem das Herz in Italien erst beim Wein aufgeht, der dürfte sich nicht auf ihn berufen. „Ich lebe sehr diät und halte mich ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele finden, sondern die Seele erhöhen,“ ist von Anfang an seine Reisemaxime.

Wenn nun diese Geistes- und Seelenhaltung offenbar etwas Einheitliches darstellt und in allen Punkten auf eine geschlossene Kunst- und Weltanschauung hindeutet, so ist es für den Historiker doch ein Bedürfnis, dem Fall das Vereinzelte zu nehmen und ihn womöglich mit etwas Verwandtem zusammenzubringen. Es fehlt nicht an Analogien. Die gewichtigste ist wohl die, die die Geschichte Albrecht Dürers aufweist. Im ungefähr gleichen Lebensalter hat Dürer seine große, eigentliche italienische Reise (er war früher schon einmal in Italien gewesen), von ungefähr gleicher Dauer, angetreten, und obwohl diese Reise zu ganz anderer Zeit, am Anfang des 16. Jahrhunderts stattfand, ist die Einstellung zu Italien und das Resultat doch von überraschend ähnlicher Art. Die Klarheit des Sehens war auch für Dürer der oberste Begriff. Es drängte ihn, über die mehr nur andeutende, mit bloß suggestiven Mitteln arbeitende deutsche Zeichnung zu erschöpfender Sachaufklärung zu gelangen, und wie die Italiener Gestalt und Raum behandelten, erschien ihm musterhaft. Auch er gewinnt dann in Italien die Vorstellung von der Würde der strengeren Form. Jetzt entstehen jene Kompositionen, wo alles nach tektonischer Regel an seinem Platze steht, eine Gesetzlichkeit, die den Italienern natürlich ist, von den Deutschen aber leicht als Zwang empfunden wird. Auch Dürer nimmt in Italien die Wendung zum Typischen und sucht nicht nur die Proportionen der einzelnen Formcharaktere festzulegen, sondern ergeht sich in den gleichen Spekulationen wie Goethe, wenn er das eine durchgehende Bildungsgesetz aufsucht, das auch noch die entferntesten Gestalten zusammenhält und trägt. Ob es sich um Pflanzen handle oder um die Varietäten der menschlichen Figur — die grundsätzliche Einstellung ist dieselbe, und es klingt fast bis aufs Wort übereinstimmend, wenn es bei Dürer heißt: „Es ist eine große Vergleichung zu finden zwischen ungleichen Dingen.“

Auch darf erwähnt werden, daß solche Spekulationen nicht ein Zeitvertreib waren, der neben der Kunst herging. Sie standen im Zentrum seiner Interessen und haben ihn jedenfalls ebenso glücklich gemacht wie Goethe seine morphologischen Forschungen.

Mitten auf der Reise nach Rom ist in Goethe einmal die Erinnerung an Dürer aufgestiegen: er habe in München ein paar Stücke gesehen „von unglaublicher Großheit". Es können damit nur die großen Münchener Apostelbilder gemeint sein, Beispiele jener steigernden, typenschaffenden Kunst, die über das Wirkliche hinausgeht, ohne den Grund der Natur zu verlassen. „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur", war Dürers Glaubenssatz geworden, wobei wir unter Kunst die gesetzmäßige Schönheit zu verstehen haben. Ist das etwas anderes als Goethes Überzeugung, daß nur aus dem Natürlichen sich Schönheit und Größe entwickeln lasse und alles Willkürliche und bloß Eingebildete tot bleiben müsse?

Aber wie? Wenn nun diese zwei großen Deutschen ihre Klassizität in Italien, an italienischer Kunst gewonnen haben, hat man dann nicht Ursache, diesem Produkt das größte Mißtrauen entgegenzubringen, als einem Gewächs, das eben nicht auf unserm Boden gewachsen ist? An der Italianität der Begriffe, die das Klassische ausmachen, kann kein Zweifel sein. Nicht nur in den eigentlich klassischen Perioden, stets hat Italien, verglichen mit dem Norden, eine mehr oder weniger klassische Stimmung. Die „lateinische" Klarheit so gut wie die gemessene Form ist nie ganz verdunkelt worden. Dem nordischen Individualismus gegenüber berührt uns italienische Kunst immer so, als ob sie mehr auf das Typische abgestellt gewesen wäre. Jene Spekulationen über die Einheit des Bildungsgesetzes in den organischen Wesen, sie sind schon einem Lionardo und Leon Battista Alberti vertraut. Und wie sehr die Kunst Italiens im Natürlichen verankert ist, beweist allein die Tatsache, daß die Gotik hier nie eigentlich hat Fuß fassen können, geschweige denn, daß das Land imstande gewesen wäre, einen solchen Stil zu erzeugen. Umgekehrt hat im Norden das gotische Grundgefühl kaum je ganz aufgehört lebendig zu sein.

Man hätte also immerhin Anlaß, nach der Legitimität des Klassischen bei uns zu fragen. Es gibt Leute, die sie bestreiten. Aber sollte es wirklich möglich gewesen sein, daß ohne innere Affinität Italien jene große Anziehungskraft auf uns ausgeübt hätte? Sollte es nicht auch hier gelten: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft —"? Bei Goethe so gut wie bei Dürer läßt sich nachweisen, daß die Organe für das „Italienische" sich schon im Norden ausgebildet hatten. Es muß sich also doch wohl um etwas handeln, das allgemeiner Natur und nicht auf Italien beschränkt ist.

Und blickt man näher zu, so ist es ja gar nicht auf ein Herübernehmen fertiger italienischer Kunst abgesehen. Wenigstens ist dieser Klassizismus immer rasch abgestorben bei uns. Dem rechten Meister hat sich das italienische Gut unter den Händen von selber in etwas anderes verwandelt. Der deutsche Klassizismus geht aus einem Gegensatz hervor, den der Süden gar nicht so kennt, und er behält diesen Gegensatz dauernd als Wirkungsfolie neben sich. Nenne man ihn romantisch oder wie immer, genug, es ist das Andere, dem gegenüber Italien uns, aber eben nur uns, als die Erlösung ins Klare, Gestaltete, Ewige, als die Welt der reinen Formen erscheint. Auch uns ist klassische Vollendung als eine Verheißung gegeben. Nicht unfaßbar, aber doch ein Ideal, das nur auf Augenblicke zu realisieren ist. Immer wieder werden wir zurücktauchen in unser Element des Werdenden und Unendlich-Vielfältigen und als das Eigentliche das verehren, was gar nicht in Gestalt und geschlossene Form eingehen kann. Auch im klassischsten Werk wird die deutsche Kunst nicht verleugnen, daß ihre Wurzeln aus solchen Tiefen Nahrung ziehen.

Ich darf das nicht weiter ausführen. Aber es ist wesentlich, sich zu vergegenwärtigen, was es heißt, daß der Dichter der 'Iphigenie' und des 'Tasso' eben auch der Dichter des 'Götz' und des 'Werther' gewesen ist und in Rom auch unklassischer Stimmung zugänglich blieb und daß der „italienisierende" Dürer vorher die Apokalypse und das Rasenstück gezeichnet hat und dann neben der intensivsten Bemühung um italienische Form doch gleichzeitig einer ganz unitalienischen Vision wie

dem 'Hieronymus im Gehäus' Gestalt geben konnte. Erst aus dem Gegensatz des Andern zieht unsere klassische Kunst ihre Kraft.

Wir reisen heute anders als Goethe und sind stolz darauf, daß wir der Kunst in allen ihren Äußerungen gerecht zu werden gelernt haben. Giotto ist uns ebenso genießbar wie die gelöste Kunst des Bernini und die weit ausladende Gebärde des Barock, wir schwärmen für den feinen Naturalismus der Quattrocentisten und bewundern gleichzeitig die abstrakte Schönheit altchristlicher Mosaiken, wir schätzen Palladio und Bramante, aber wir möchten die geheimnisvollere Architektur von San Marco nicht missen, wo Goethe einfach lachte, oder den fremdartigen Zauber des Doms von Monreale, den er auch nur anzuführen nicht der Mühe wert fand. Wir sehen anders und anderes, umfassender, historischer — aber eine Wiedergeburt aus dem Geist des Klassischen, wie sie Goethe erlebt hat, wird sich so nebenher schwerlich bewerkstelligen lassen.

Und doch hat Italien auch für uns nicht aufgehört, das Land der Menschlichkeit zu sein. Es bleibt noch immer etwas anderes, nach Italien zu reisen, als eine Reise nach Spanien, Frankreich oder England zu machen. Auch dort gibt es Kunst, große Kunst, aber jene Erneuerung des ganzen, nicht nur des ästhetischen Menschen, jene Ahnung einer vollendeten Humanität, wie sie Goethe erschöpfend mit den Worten kennzeichnete (die nicht in die Schlußredaktion übergegangen sind): „Die Seele quillt auf, der Mensch fühlt eine Art von Verklärung seiner selbst, ein Gefühl von freierm Leben, höherer Existenz, Leichtigkeit und Grazie", sie wird immer an den italischen Boden gebunden bleiben, den Natur und Geschichte so wunderbar geweiht haben.

Heimat freilich kann uns Italien nicht sein. Wir können immer nur eine Reise nach Italien machen, und der Weg wird dann enden in jenem Land des Klassischen, das nicht jenseits der Berge liegt, sondern in unserer Seele . . . Das Himmelreich ist in euch!

---

41. Jahresbericht

(Berichtsjahr 1925/26)

Vorstand

und

Geschäftsführender Ausschuß der Goethe-Gesellschaft

am Ende des Berichtsjahres 1925/26

Präsident:

Geh. Regierungsrat Professor Dr. Gustav Roethe, Charlottenburg-Westend

Vizepräsidenten:

Geh. Hofrat Professor Dr. Viktor Michels, Jena
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen, Reichenberg bei St. Goarshausen a. Rh.

Vorstandsmitglieder:

Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz
Dr. Hans Bodmer, Zürich
Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar
Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart
Professor Dr. Otto Heuer, Homburg v. d. Höhe
Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig
Professor Dr. Friedrich Lienhard, Weimar
D. Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayerischen Handelsbank, München
Dr. Hermann Strunk, Kultussenator, Danzig
Professor Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Weimar
Professor Dr. Julius Wahle, Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar
Baron Wilhelm v. Weckbecker, Sektionschef a. D., Wien

Geschäftsführender Ausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf
Schriftführer: Professor Dr. Max Hecker
Schatzmeister: Bankdirektor Hans Ablung

Prof. Dr. W. Deetjen
Geh. Reg.-Rat Baron S. v. Groß
Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche
Prof. Dr. Friedrich Lienhard
Kommerzienrat Dr. R. Moritz
Oberreg.-R. Prof. Dr. Scheidemantel
Generalintendant Dr. F. Ulbrich
Sanitätsrat Dr. W. Vulpius
Prof. Dr. Hans Wahl
Prof. Dr. Julius Wahle
Ministerialdirektor Dr. Ernst Wuttig

Ehrenmitglied

Frhr. Alexander von Gleichen-Rußwurm, Greifenstein ob Bonnland

Tätigkeitsbericht des Geschäftsführenden Ausschusses für 1925/26

Die Hoffnungen auf eine allmähliche Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland haben sich leider nicht verwirklicht. Seit dem Herbste lastet auf unserem Wirtschaftsleben eine Krise, die auch die Finanzen und den Mitgliederbestand der Goethe-Gesellschaft nicht unberührt gelassen hat. In der Jahresrechnung für 1925 treten ihre widrigen Einflüsse noch nicht sonderlich hervor, weil unser Rechnungsjahr mit dem Kalenderjahre zusammenfällt. Der Voranschlag für 1926 rechnet, allerdings vorsichtig, mit einem Weniger von fast 6000 *M* an Mitgliedsbeiträgen.

Im Januar d. J. verlor unser Ausschuß ein hochverehrtes Mitglied, den früheren Generalintendanten Exzellenz Hippolyt v. Vignau. Der vornehme, liebenswürdige Hofmann, einer der Letzten aus dem Kreise Karl Alexanders, hat uns als Leiter der Weimarer Bühne von 1895—1908 manche denkwürdige Festvorstellung vermittelt; er wird im Ausschuß, dem er über 30 Jahre die gewissenhafteste und sachkundigste Mitarbeit leistete, unvergessen bleiben. Einen weiteren schmerzlichen Verlust bedeutete uns das Ableben des Regierungsrates Rothe, unseres langjährigen hochverdienten Schrift- und Rechnungsführers.

Der in der letzten Hauptversammlung auf drei Jahre neugewählte Vorstand hat sein altes Präsidium mit Prof. Dr. Gustav Roethe an der Spitze wieder berufen, auch den bisherigen Geschäftsführenden Ausschuß erneut bestätigt. Letzterer ergänzte sich durch Zuwahl des jetzigen Generalintendanten Dr. Ulbrich.

Am 20. Oktober 1925 war unsere Gesellschaft bei der würdigschlichten Feier vertreten, die das gebildete Frankfurt dem nach langem erfolgreichsten Wirken aus dem Amte scheidenden Direktor des Frankfurter Goethehauses Prof. Dr. Otto Heuer, unserm verehrten Vorstandsmitglied, bereitete.

Der 25. Oktober vereinte Vertreter des Vorstandes und Ausschusses unter Führung unseres Herrn Präsidenten in Leipzig, wo eine Goetheausstellung des Leipziger Kunstvereins zur Versenkung in die einzigartigen Schätze der Sammlung Kippenberg schönste Gelegenheit bot.

Am 3. September, an dem vor 150 Jahren Karl August seine Regierung angetreten, gedachte die Goethe-Gesellschaft des unvergeßlichen Fürsten durch Niederlegung eines Kranzes an seinem Denkmal.

Die 150. Wiederkehr des bedeutungsvollen Tages, an dem Goethe in Weimar eingetroffen, begingen die staatlichen und städtischen Behörden unter Beteiligung zahlreicher Mitglieder unserer Gesellschaft festlich am 7. und 8. November mit einer originellen Aufführung des 'Urfaust', der ein stimmungsvoller Prolog Heinrich Lilienfeins vorausging, und einem Festakt mit Ansprache des Staatsministers Leutheußer und Festrede Prof. Korffs-Leipzig (sie ist abgedruckt oben S. 1 ff.).

Zum 60. Geburtstag empfingen unsere herzlichsten Glückwünsche unser Ehrenmitglied Freiherr A. v. Gleichen-Rußwurm und Friedrich Lienhard, unser verehrtes Vorstandsmitglied, zum 70. das Weimarer „Ur"mitglied Prof. Dr. Otto Francke, aus dessen Feder das Gründungsprotokoll unserer Gesellschaft geflossen ist, zum 80. der greise Hamburger Gelehrte und Goetheforscher Dr. Adolf Metz.

Die Verwaltungsarbeiten sind auch im letzten Jahre wieder gewachsen, so daß unsere Mitarbeiter in der Geschäftsstelle oft bis an die Grenze des Möglichen angespannt waren. Gegen 6000 Posteingänge, gegen 5000 Geldeingänge und 30000 Postausgänge waren zu verarbeiten; der Verkehr mit nunmehr 14 Ortsgruppen stellt wachsende Anforderungen; es ist uns ein Bedürfnis, das unermüdliche pflichtgetreue Wirken unserer bewährten Mitarbeiter öffentlich dankbar zu würdigen.

Zur Durcharbeitung des vorliegenden Beratungsstoffes hat der Ausschuß vier, der Vorstand drei langwierige Sitzungen gehalten.

Die Einziehung der Mitgliedsbeiträge mußte endlich straffer organisiert werden; zahlreiche Rückständler, die nach altem

Brauch jahrelang in der Mitgliederliste fortgeschleppt worden waren, wurden nach nochmaliger vergeblicher Mahnung entschlossen gestrichen. Leider verloren wir auch manchen alten Freund, dem der Beitrag zu hoch geworden war. Bei 687 Neuanmeldungen, 318 Abmeldungen und zahlreichen Streichungen stellt unser Mitgliederbestand sich jetzt auf etwa 4500. Bestimmt wird mit Besserung der Wirtschaftslage die Kurve sich wieder heben und mancher Ausgeschiedene wiederkehren. Leider fehlen uns diesmal — auch ein Zeichen der Zeit — die Patenschaftsspenden, mit deren Hilfe wir vordem manches Mitglied über schwere Zeiten hinweg bei der Fahne hatten halten können. Wer helfen kann, der helfe! Wir bitten namentlich diejenigen lebenslänglichen Mitglieder, deren einmalige Einzahlungen von der Inflation verschlungen sind und die sich zur Wiederaufnahme regelmäßiger Zahlungen noch nicht entschließen konnten.

Neue Ortsgruppen entstanden in Königsberg, Leipzig und Dresden; im ganzen sind jetzt etwa 14—1500 Mitglieder in Ortsgruppen organisiert. Die zur Hauptversammlung erschienenen Ortsgruppenvertretungen sind auch diesmal zur Beratung über gemeinsame Veranstaltungen, zum Austausch gemachter Erfahrungen und zur Regelung ihrer Beziehungen zur Muttergesellschaft zusammengetreten.

Von Band 11 des 'Jahrbuchs' (1925), der im September versandt wurde, sind bis jetzt 5388 Stück abgegeben. Der Band ist stärker als seine Vorgänger, da das Satzbild wesentlich verbessert wurde; deshalb und wegen Steigens der Druck- und Einbandkosten hat er auch mehrere Tausend Mark mehr erfordert.

Dem diesjährigen Bande liegt ein neues, vollständiges Mitgliederverzeichnis bei, nach dem schon lange Nachfrage war. Vom nächsten Jahre an wird wieder eine ständige Bibliographie im 'Jahrbuch' erscheinen, die etwa 1 $^1/_2$ Bogen umfassen und zunächst die deutschen, später auch die ausländischen Neuerscheinungen verzeichnen soll.

Das Erscheinen der 'Schrift' über die 'Bildnisse Karl Augusts von Weimar' von Hans Wahl zog sich wegen mancher Hemmungen beim Sammeln des Materials leider bis zum Februar

d. J. hin. Um so schöner war der Erfolg des Werkes, das seinen Meister lobt. Ausgegeben wurden bisher 5398 Stück.

Von den auf Subskription neu aufgelegten Bänden 2, 15 und 21 unserer 'Schriften' wurden 431, 368 und 298 Stück abgegeben, von anderen älteren 'Schriften' 549, von 'Jahrbüchern' 395 Stück. Als vergriffen mußten Band 32 der 'Schriften', (Goethe-Meyer I) und Band 2 des 'Jahrbuchs' (1915) bis auf weiteres gesperrt werden.

Als 'Schrift' für 1926 wird zu Weihnachten der erste Band des zweibändig geplanten Briefwechsels Herders mit seiner Braut Karoline Flachsland, bearbeitet von Dr. Hans Schauer in Hannover, herauskommen.

Das schon im letzten Jahresbericht erwähnte Register zu Band 1—10 des 'Jahrbuchs' ist noch in Vorbereitung.

Der Anmerkungs- und Registerband des Goethe-Meyerschen Briefwechsels kommt nun zu Ostern 1927 auf Subskription zur Ausgabe.

Die Festsetzung des Mitgliedsbeitrags für 1925 auf 12 ℳ hat sich als angemessen erwiesen, wie die Rechnung dartut. Für 1926 wird ein Beitrag in derselben Höhe vorgeschlagen.

Der Prozeß über die Heydensche Erbschaft ist zu Ende, und zwar nach dem alten Grundsatz, daß ein magerer Vergleich besser sei als ein fetter Prozeß. Da das Gutachten des gerichtlich bestellten Psychiaters völlig gegen uns ausfiel, so haben wir gegen eine Abfindung von 50000 ℳ bei Übernahme von drei Vierteln aller erwachsenen Kosten auf unsere Ansprüche aus dem Testament des Fräulein Heyden verzichtet. Daß der klare und bestimmt ausgesprochene Wille unserer verehrten heimgegangenen Freundin solcherart nicht zu der gewünschten Auswirkung kommen kann, bedauern wir aufrichtig; was uns aus ihrem Erbe zufließt, werden wir in ihrem Sinne verwalten und verwenden.

Über das Goethe- und Schiller-Archiv berichtet im einzelnen sein Leiter; hinsichtlich unserer Teilnahme an der Archiv-Verwaltungsgemeinschaft genügt es zu sagen, daß der vorjährige Zuschuß der Goethe-Gesellschaft zu den Verwaltungskosten 3470 ℳ betrug und für dieses Jahr 4040 ℳ als unser Zuschuß vorgesehen sind.

Wiederholt wurde unsere Hilfe beim Schutz und zur Erhaltung klassischer Erinnerungsstätten angerufen:

Was das Wielandgrab in Oßmannstedt anlangt, so konnten wir feststellen, daß es im allgemeinen in Ordnung ist; nur noch einige gärtnerische Arbeiten kamen in Frage.

Zur Einfriedigung und Neuherrichtung des vormaligen Jakobskirchhofs hat die Goethe-Gesellschaft der Stadt Weimar einen Zuschuß von 1000 ℳ bewilligt. Wegen Änderungen an der dort befindlichen Grabstätte Christianens soll mit der Stadt noch verhandelt werden.

Das Grab von Goethes Schwager Christian August Vulpius, rechts an der zur Fürstengruft führenden Allee gelegen, ist mit unserer Hilfe neu hergerichtet worden.

Weiter haben wir uns um besseren Schutz für das Goethehäuschen auf dem Kickelhahn vermittelnd bemüht, auch uns für möglichste Erhaltung der schönen alten Linden und Kastanien in der Belvederer Allee im Zusammenwirken mit der staatlichen Heimatschutzstelle eingesetzt.

Endlich wurden die Kosten der Auffrischung einer Goethegedächtnistafel in Rom übernommen.

Daß Wünsche und Beschwerden, die auf den Schutz und die Erhaltung ehrwürdiger Zeugnisse aus Weimars großer Zeit abzielen, jetzt mehr und mehr und wie selbstverständlich vor uns gebracht werden, darf uns wohl mit Genugtuung erfüllen.

Den Schluß des Jahresberichtes pflegten früher Worte des Dankes zu bilden für freundliche Spenden aus dem Kreise unserer Mitglieder, die uns die Erfüllung unserer Aufgaben hatten erleichtern helfen; es zeugt von der allgemeinen Not unserer Zeit, daß diesmal nur wenig von solchen Liebesgaben zu merken war. Der alte Frankfurter Freund, Herr H. Emden, hat uns auch diesmal ein Geldschifflein zuschwimmen lassen, aus dessen Ladung wir doch noch verschiedene Patenschaften erneuern und uns damit alte, treue Mitglieder erhalten konnten.

Mit diesem Silberstreifen am wirtschaftlichen Himmel unserer Gesellschaft sei das Bild unseres Strebens und Wirkens im vergangenen Jahre abgeschlossen.

Wenden wir, die wir Goethe und seinem Werke dienen, uns dem neuen Jahre und seinen Aufgaben in der Gesinnung zu, die der Weise von Weimar in die Worte gefaßt hat:

Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Juni 1925. Dr. Donndorf.

Den

Tätigkeitsberichten der Ortsgruppen

sind folgende Mitteilungen auszugsweise entnommen:

1. Berlin. „Wir begannen unsere Tätigkeit mit einer Gedenkfeier an Goethes Eintritt in Weimar, der am 7. November bereits dort in erhebender Weise gefeiert worden war. Wir verlegten unsere Feier auf den 15. November und hatten die große Freude, Herrn Wilhelm v. Scholz über das Thema 'Goethe und Weimar' zu hören; ferner bereitete uns einen ganz besonderen Genuß Fräulein Elisabeth Bergner durch Vortrag Goethischer Dichtungen und erntete mit ihrer hervorragenden Kunstleistung reichen Beifall. Im Dezember sprach unser Mitglied Herr Professor Dr. Julius Petersen über 'Goethes Faust auf der Bühne', im Februar Herr Professor Dr. H. A. Korff aus Leipzig über 'Goethe und die bildende Kunst'. Häufig an uns gelangenden Wünschen entsprechend veranstalteten wir am 20. März einen geselligen Abend in den schönen Räumen des 'Vereins deutscher Ingenieure' und hatten die Freude, eine zahlreiche Versammlung von Mitgliedern mit ihren Damen zu begrüßen. Unser Schriftführer Herr Wolfgang Goetz belebte den Abend durch den Vortrag seiner Novelle 'Der Vater', und unser Herr Berthold Held hatte in Verbindung mit Frau Gertrud Eysoldt eine junge Künstlerschar aufgeboten, um uns Goethische Dichtungen nahezubringen. Wir haben außer diesen Darbietungen unsern Mitgliedern wieder das 'Jahrbuch der Sammlung Kippenberg', diesmal den 5. Band, und ferner als außerordentliche Gabe einen Abdruck des Goethevortrages des Herrn Wilhelm v. Scholz

geliefert. Der Vorstand beschäftigte sich außerdem mit dem Plan einer in Gemeinschaft mit der Akademie der Künste auszuführenden Ausstellung, die Goethes Stellung im Berliner Kulturleben veranschaulichen soll."

2. Dessau. „Die Ortsgruppe Dessau der Goethe-Gesellschaft, die im Februar 1925 gegründet wurde und Mitte Mai 1926 87 (dazu 54 besuchende, zusammen 144) Mitglieder zählt, bot folgende Veranstaltungen im Jahre 1925:

28. Februar: Vortrag des Herrn Professor Dr. J. Petersen (Berlin): 'Goethe und Eckermann', eingerahmt von Deklamationen und Gesängen Goethischer Gedichte. Anschließend geselliges Beisammensein. — 9. Mai: Vortrag des Herrn Direktors Professor Dr. Kießmann (Dessau): 'Goethe und Korona Schröter', umrahmt von Klaviervorträgen. Anschließend geselliges Beisammensein. — 25. Oktober: Zwangloses Beisammensein aus Anlaß der Erstaufführung von Hans Pfitzners 'Palestrina' im Friedrich-Theater zu Dessau mit dem Komponisten. — 21. November: Vortrag des Herrn Professor Dr. E. Spranger (Berlin): 'Goethe und das Problem der Bildung'. Anschließend geselliges Beisammensein.

1926. 7. März: Fünfuhrtee. Vortrag des Theaterintendanten Dr. Hartmann (Dessau): 'Die Aufgaben unseres Theaters'. 4 1/2 Uhr Hauptversammlung. — 26. März: Vortragsabend Tilla Durieux (Berlin) (Kasimir Edschmid, Stefan George, Verhaeren, Goethe) mit anschließendem geselligen Beisammensein. — 14. April: Vorstellung im Dessauer Friedrich-Theater als Veranstaltung der Goethe-Gesellschaft zum Besten des Ruhegehaltsvereins der Mitglieder des Friedrich-Theaters: 1. Gesänge von Goethe-Liedern — 2. Uraufführung von 'Um Goethe. Ein Spiel in einem Aufzuge' von Frau Lina Erlenbach-Engerer, Mitglied der Ortsgruppe Dessau."

3. Dresden. Die am 13. Januar 1926 unter dem Protektorate des Ministers Dr. Kaiser und des Dresdener Oberbürgermeisters begründete Gruppe berichtet u. a.:

„Die erste Veranstaltung hat am 5. Mai 1926 stattgefunden und wurde mit einem Vortrag des Vorsitzenden Herrn Professor

Dr. Janentzky über das Thema 'Goethe und das Tragische' eröffnet. Der Abend hatte einen großen Erfolg zu verzeichnen. Als Zuhörer waren etwa 240 Personen erschienen, während die Zahl der Mitglieder in der kurzen Zeit rund 200 betrug. Wir haben die Hoffnung, daß sich auch die kommenden Unternehmungen in diesem Jahre der jungen Ortsgruppe erfolgreich gestalten. Schon jetzt haben sich freiwillig bekannte Persönlichkeiten zur Verfügung gestellt, um in unserem Kreise zu wirken."

4. Essen. „Die ganz außerordentlich schweren wirtschaftlichen Verhältnisse im rheinisch-westfälischen Industriegebiet haben eine Arbeit in größerem Umfange im vergangenen Geschäftsjahre unmöglich gemacht. Veranstaltet wurde ein Autorenabend, an dem Frank Thieß aus einem unveröffentlichten Roman vorlas, ein Rezitationsabend von Erich Drach, der Bruchstücke aus der 'Edda' sprach, ein Vortragsabend von J. Bab über Goethes 'Faust' und die ordentliche Hauptversammlung, an der lediglich geschäftliche Fragen erörtert worden sind. Die Abende von Thieß und Bab fanden aus wirtschaftlichen Gründen mit je einer anderen kulturellen Gesellschaft statt."

5. Gelsenkirchen. „Auch in diesem Jahre 1925 sind die Vorträge von den Mitgliedern der hiesigen Ortsgruppe gehalten worden, und zwar: 27. Januar: Oberstudiendirektor Dr. Töwe: 'Goethes Stellung zum Leben'. — 10. Februar: Vorstandssitzung und Generalversammlung. Danach Vortrag: Frau Oberstudienrätin Grosse: 'Andersen'. — 3. März: Fräulein E. Haerter: 'Goethe und Lord Byron'. — 21. April: Stadtmedizinalrat Dr. Wendenburg: 'Edgar Allan Poe'. — 3. November: Dr. Galliner: 'Goethe und die Bibel', I. Teil. — 8. Dezember: Dr. Galliner: 'Goethe und die Bibel', II. Teil. Die Stärke unseres Vereins beträgt 53 Mitglieder."

6. Hamburg. „Die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands und insbesondere unserer Vaterstadt Hamburg haben einen unverkennbaren Einfluß auf unsere Ortsgruppe ausgeübt. Am Ende des ersten Geschäftsjahres zählten wir 278 Mitglieder der Ortsgruppe. Trotz einer nicht ganz unerheblichen Zahl von Neuanmeldungen können wir bei Abschluß dieses

zweiten Jahresberichtes nur 178 Mitglieder feststellen. Die allergrößte Anzahl der Abmeldungen wird mit den üblen Wirtschaftsverhältnissen begründet, auch wird in manchen Austrittserklärungen ausdrücklich die Hoffnung ausgesprochen, bei Wiederkehr günstiger Einkommenverhältnisse der Gesellschaft und ihrer Hamburger Ortsgruppe wieder beitreten zu können.

Es wurde beschlossen, Mitgliedern, die aus wirtschaftlichen Gründen ihre Mitgliedschaft aufgeben mußten, die Vortragsabende der Ortsgruppe weiter zugänglich zu machen.

Veranstaltungen der Ortsgruppe: Am 22. Mai 1925 spielte Herr Alfred Voltmer im Hörsaal des Museums für Völkerkunde den 3. Akt ('Helena') aus Goethes 'Faust' 2. Teil. — Am 29. Oktober 1925 veranstaltete die Vortragskünstlerin Frau Lily Freud-Marlé einen Vortragsabend: 'Goethe, Er und an Ihn', zu dem die Mitglieder unserer Ortsgruppe Einlaßkarten zu wesentlich ermäßigten Preisen erhielten. — Am 28. November 1925 sprach Herr Intendant Leopold Sachse über 'Die Oper als Kunstform'. — Am 12. Dezember 1925 fand ein Vortrag des Herrn Professor Dr. Robert Petsch über 'Goethes Pandora' statt. — Am 16. Januar 1926 sprach Herr Professor Dr. Lohmeyer (Cuxhaven) über 'Goethes Faust und die Nordsee'. — Am 1. Februar erfreute uns Herr Professor Dr. Robert Petsch mit einem Vortrag über 'Friedrich Hagedorn als Fabeldichter'. — Am 15. Februar 1926 behandelte Herr Dr. Moritz Fürst das Thema 'Goethe und die Freimaurerei'.

Der Präsident der Goethe-Gesellschaft in Weimar, Herr Geh. Regierungsrat Professor Dr. Gustav Roethe (Berlin), besuchte unsere Ortsgruppe am 15. März d. J. und hielt einen Vortrag über 'Wilhelm Meister'.

Die Vortragsabende wurden zum Teil gemeinschaftlich mit der 'Hamburger Kunstgesellschaft', der 'Deutsch-Griechischen Gesellschaft' und dem 'Verein für Hamburgische Geschichte' abgehalten. Alle Vortragsabende waren gut, zum Teil sogar sehr gut besucht.

Wir hatten uns in diesem Jahre auch einer sehr gelungenen gesellschaftlichen Veranstaltung zu erfreuen. Die Mitglieder unserer Ortsgruppe in dem kleinen Hamburger Städtchen

Geesthacht hatten uns zum 29. August 1925 eingeladen, an den äußersten Enden hamburgischen Gebietes einmal Goethischen Geist, Goethische Fröhlichkeit und Naturfreude wehen zu lassen. Das ist trotz mäßigem Wetter in überaus erfreulicher Weise gelungen. Wir haben in Geesthacht die 'Heilstätte Edmundsthal-Siemerswalde' besichtigt. Unser verehrtes Mitglied, der Leiter der Anstalt, Herr Dr. Joh. Ritter hat uns dort nicht nur gastlich aufgenommen, sondern hat uns auch einen vorzüglichen ausführlichen Vortrag über 'Goethes Beziehungen zur Tuberkulose' gehalten. Im weiteren Verlauf des Tages konnten wir uns an hervorragend guten Volkstänzen der Geesthachter Jugend und an sonstigen „eingeborenen" Kunstgenüssen erfreuen.

Wenn sich die Gelegenheit bietet, soll auch ferner die Geselligkeit innerhalb der Ortsgruppe nach Möglichkeit gefördert werden."

7. Hannover. „Der Vorsitzende der Ortsgruppe, Geh. Studienrat Dr. Herm. Schmidt, hielt am 26. Oktober und 23. November 1925 im Provinzial-Museum hier die Vorträge 'Goethes Mutter' und 'Goethes Frau'. Diese Vorträge waren sehr gut besucht, eine Tatsache, die für die junge Ortsgruppe um so erstaunlicher war, als in Hannover bei einer Überfülle an Vortragsveranstaltungen im allgemeinen von einer verhältnismäßigen Teilnahmlosigkeit der gebildeten Kreise gesprochen werden kann. Begründet ist diese Teilnahmlosigkeit allerdings in gewisser Hinsicht, weil ein großer Teil des Publikums, das Sinn für wertvolle Veranstaltungen hat, seit der Kriegs- oder ersten Nachkriegszeit durch unverschuldete Notlage und schlechte wirtschaftliche Verhältnisse gezwungen oder vermeintlich genötigt ist, Ausgaben auch auf diesem Gebiete zu vermeiden. Dieser Grund muß ebenfalls dafür angeführt werden, daß die Zahl der Mitglieder der Ortsgruppe von 53 im September 1925 bedauerlicherweise nur auf 66 in der Jetztzeit gestiegen ist trotz eifrigster Werbung und — absichtlich — niedrig bemessenem Ortsgruppenbeitrag (3 ℳ jährlich).

Immerhin waren auch die weiteren Veranstaltungen der Ortsgruppe, Vorträge des Geh. Reg.- und Prov.-Schulrats Professor Dr. Heynacher (Hannover) über 'Goethe und die Philo-

sophie' und des Landeskirchenrats Dr. W. Lampe (Hannover) über 'Wilhelm Bode und Weimar' am 11. Januar und 3. Februar d. J. gut besucht, weil nicht nur Mitglieder der Ortsgruppe mit ihren Angehörigen, denen eine Ermäßigung des Eintrittspreises gewährt war, sondern auch viele Nichtmitglieder anwesend waren.

Sehr günstig war es, daß eine am 15. März d. J. durch die Abiturientinnen des Lyzeums 1 hier auf Veranlassung und zugunsten der Ortsgruppe veranstaltete Theateraufführung: 'Der Triumph der Empfindsamkeit' einen sehr starken Besuch aufzuweisen hatte. Sie ergab einen Überschuß von 185 M. Dieser versetzt die Ortsgruppe in die angenehme Lage, im nächsten Herbst oder Winter auch einmal eine größere und demgemäß kostspieligere Veranstaltung zu bieten.

In einigen Fällen wurden bei selbständigen künstlerischen Veranstaltungen für die Mitglieder der Ortsgruppe Vergünstigungen durch Ermäßigung des Eintrittspreises usw. erwirkt. Um den Mitgliedern Gelegenheit zu geben, in nähere Fühlung miteinander zu kommen, sollen im Sommer drei Ausflüge in die Umgebung von Hannover erfolgen, in Verbindung mit Zwecken, die den Zielen der Goethe-Gesellschaft entsprechen.

Wiederum ist der Vorstand der Ortsgruppe mit der dramaturgischen Leitung der Städtischen Theater in Verbindung getreten, damit die Aufführung von Werken Goethes nach Möglichkeit gefördert werde.

In der Jahresversammlung der Ortsgruppe wurde beschlossen, die Hauptgesellschaft in Weimar zu ersuchen, eine würdige Herstellung der auf dem St. Jakobsfriedhof in Weimar in sehr vernachlässigtem Zustand sich befindenden Grabstätte Christianens v. Goethe zu veranlassen. Der Goethe-Gesellschaft in Weimar ist dieser Beschluß unterbreitet worden."

8. Königsberg. Die auf Anregung des Herrn Sanitätsrates Dr. Semon gegründete Gruppe konstituierte sich am 13. April 1926.

„Am Mittwoch, dem 12. Mai fand die erste Sitzung der neuen Ortsgruppe statt, auf der Professor Dr. Otto Schöndörfer einen Vortrag über 'Goethes Triumph der Empfindsamkeit' hielt.

Im kommenden Winter soll die Tätigkeit der Ortsgruppe nicht nur in der Veranstaltung von Vorträgen bestehen, sondern es soll auch die Bildung von Arbeitsgemeinschaften zum eingehenderen Studium der Werke Goethes angeregt werden."

9. Mülheim (Ruhr). „Die Ortsgruppe beschränkte sich in Anbetracht der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse auf drei Vorträge. Es sprach am 16. Oktober 1925 Professor Dr. H. J. Moser (Heidelberg) über 'Die Hauptströmungen der deutschen Oper seit Wagner'; am 8. Februar 1926 Dr. W. Harich (Berlin) über 'Jean Paul'; am 26. März 1926 Professor Dr. W. Worringer (Bonn) über 'Michael Pacher'."

10. München. „Die Münchener Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft veranstaltete auch in diesem Winter 1925/26 eine Reihe Gesellschaftsabende gemeinsam mit der Münchener Goethe-Gesellschaft. Am 2. November 1925 fand ein Conrad Ferdinand Meyer-Abend statt zu Ehren des 100. Geburtstages des Dichters. Herr Dr. Walther Linden aus Dölau bei Halle hielt die Festrede, welcher sich Gedichte des Meisters, vorgetragen von Herrn Dr. Fritz Gerathewohl (München) anschlossen. — Am 7. Dezember war die zweite Veranstaltung. Frau Hedwig Zeiß (München) las nach einer kurzen Einführung Briefe der Frau Rat Goethe vor. Nach dem Vortrag erklangen alte Weisen, gespielt von Mitgliedern der Bogenhausener Musik auf alten Instrumenten. — Am 18. Dezember fand für die Mitglieder der Ortsgruppe wie der Weimarer Goethe-Gesellschaft eine Sonderaufführung des Krippenspiels des Marionettentheaters Münchener Künstler zu stark ermäßigten Preisen statt. — Der 11. Januar 1926 versammelte die Mitglieder zu einem Vortrag des Herrn Dr. Bernhard Diebold (Frankfurt a. M.) über 'Eroten und Gespenster in der modernen Literatur'. — Der 24. Februar brachte einen Vortrag des Münchener Schriftstellers A. de Nora über seine spanische Reise, woran sich die Vorführung von Lichtbildern schloß. — Der 8. März war ganz der Musik gewidmet. Das Schuster-Woldan-Quartett (München) spielte Schubert und Boccherini. — Zum Abschluß des Winterprogramms las am 12. April Thomas Mann (München) in der Goethe-Gesellschaft

seine noch nicht in Buchform erschienene Novelle vor: 'Unordnung und frühes Leid'. — Die Veranstaltungen waren durchschnittlich von 80—150 Personen besucht und wurden mit Beifall aufgenommen."

Nachstehend folgen die Berichte über den Abschluß der Jahresrechnung (A), über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv (B), über das Goethe-Nationalmuseum (C).

A.

Der Rechnungsabschluß für 1925 gestaltet sich wie folgt:

8 073,86	*M*	Gewährschaft voriger Rechnung,
64 874,67	„	Jahresbeiträge der Mitglieder,
575,—	„	Freiwillige Beiträge der Mitglieder,
4 424,65	„	Erlös aus 'Schriften' und 'Jahrbüchern' früherer Jahre,
2 098,73	„	Zinsen für vorübergehend angelegte flüssige Mittel,
668,61	„	Insgemein,
80 715,52	*M*	

Diesen Einnahmen stehen folgende Ausgaben gegenüber:

19 023,34	*M*	für das Jahrbuch Band 11,
16 347,52	„	für Band 38 der 'Schriften',
5 797,25	„	für Manuldruck Band 2, 15, 21,
2 405,75	„	für die Bibliothek der Gesellschaft,
1 300,—	„	für Zuweisungen an die Landesbibliothek und an das Goethe-Nationalmuseum,
3 000,—	„	für Kosten der Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv,
8 850,19	„	für Verwaltungskosten,
7 603,10	„	Insgemein (Hauptversammlung, Grabpflege, Prozeßkosten usw.),
9 438,—	„	Zuweisung an den Kapitalfonds,
73 765,15	*M*	

Vergleich:

80 715,52 M	Einnahme,
73 765,15 „	Ausgabe,
6 950,37 M	Vorrat, der als Gewährschaft für das Jahr 1926 verfügbar bleibt.

B.

Im Gegensatz zu den mehr oder weniger mageren Erträgen der letzten Jahre kann der diesjährige Bericht über das Goethe- und Schiller-Archiv einen außerordentlich reichen Zuwachs an Handschriften durch Schenkungen und Ankäufe verzeichnen. Der weitaus wertvollste, den das Archiv seit vielen Jahren erfahren hat, besteht aus mehreren Goethe-Handschriften, die einstens im Besitz Charlottens v. Stein gewesen waren und die jetzt durch eine großherzige Stiftung der Bankhäuser Mendelssohn u. Comp. in Berlin und Mendelssohn u. Comp. Amsterdam in Amsterdam dem Archiv einverleibt worden sind. Zu dieser Stiftung gehören folgende Stücke: 21 eigenhändige Briefe Goethes an Johann Friedrich Krafft aus den Jahren 1778—1783, das dramatische Jugendfragment 'Mahomet' und ein zur ersten Fassung der 'Leiden des jungen Werthers' gehöriges Blatt aus Werthers letzten Aufzeichnungen. Alle diese Stücke sind 1846 von A. Schöll in seinem Buche 'Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786' erstmalig veröffentlicht worden. Den großmütigen Spendern dieser Schätze, den Chefs der beiden genannten Firmen, sei auch an dieser Stelle namens der hohen Besitzerin des Archivs, der Frau Großherzogin Feodora von Sachsen, ferner namens des 'Verwaltungsausschusses' für das Archiv sowie namens der Direktion der Anstalt nachdrücklichst der allerherzlichste Dank ausgesprochen. Um das Zustandekommen der Stiftung haben sich als Vermittler Herr Prof. Dr. Hans Wahl, Herr Reichsminister Dr. Stresemann und besonders Herr Reichsbankdirektor Dr. Schacht außerordentliche Verdienste erworben, wofür ihnen auch an diesem Orte der wärmste Dank gezollt sei.

Zwei Bilder, ein Pastellporträt Sophiens v. La Roche und ein auf Elfenbein gemaltes Bildnis ihrer Enkelin Sophie

Brentano, wurden geschenkt von Miß Edith Renough in London, deren Mutter eine geborene Brentano war. — Eine Enkelin des Jenaer Philologen Prof. Friedrich Osann, des Stiefsohns des Weimarischen Ministers Christian Gottlob v. Voigt, die Gattin des Wirkl. Geh. Regierungsrats Dr. Welcker in Darmstadt, schenkte einen Teil des v. Voigt'schen Nachlasses, hauptsächlich bestehend aus Briefen Karl Augusts, v. Voigts, Ludens, Böttigers, Fritz v. Steins, Knebels; die Schenkung anderer Handschriften des Nachlasses ist für später in Aussicht gestellt. — Herr Armin Renker in Zerkall überwies dem Archiv einen Brief Ludwig Büchners, des Bruders Georg Büchners. — Herr Paul Gottschalk in Berlin stiftete ein Blatt mit Aufzeichnungen Karl August Böttigers über Goethes Bühnenbearbeitung von „Romeo und Julia". — Frau Gertrud Stähelin-Bächtold in Zürich, die Tochter des Schweizer Literarhistorikers Prof. Dr. Jakob Bächtold, stiftete Briefe ihres Vaters und Briefe an ihn aus dem Familienkreise Mörikes. Allen diesen freundlichen Gebern sei auch hier nochmals der wärmste Dank ausgesprochen.

Durch testamentarisches Vermächtnis des Herrn Felix Freund in Breslau ist dem Archiv ein schon gedruckter Brief Goethes an Christian Moritz Engelhardt vom 22. April 1826 zugekommen.

Die Erben der Frau Professor Hermine Diemer, geb. v. Hillern, vertreten durch Herrn Dr. Joseph Zeno Diemer in München, haben als dauernde Leihgabe dem Archiv übergeben: 93 Briefe Wielands an den Senator und Kirchenpfleger v. Hillern in Biberach aus den Jahren 1773—1798, einen Brief an den Bürgermeister von Biberach Johann v. Hillern aus dem Dezember 1760; außerdem noch zwei Briefe der Mutter Wielands an Hillern und einige andere Schriftstücke. Den Angehörigen der Familie Diemer sei herzlicher Dank dafür ausgesprochen, daß sie ihren Familienschatz der Obhut des Archivs anvertraut haben.

Einen weiteren Zuwachs unseres Wieland-Bestandes bilden, wie die bereits erwähnten Geschenke der Miß Renough, Briefe und Briefentwürfe Wielands, die Prof. Bernh. Seuffert in Graz als letzten Rest des dem Archiv schon seit 1889 gehörenden Wie-

land-Nachlasses aus dem Besitz der Enkelin Wielands Marie Emminghaus überwiesen hat.

Eine große Handschriftensammlung, die der verstorbene Konservator am Louvre-Museum in Paris, Christian Ludwig Eduard Wilhelm Fröhner, ein alter Freund des Archivs aus lang vergangener Friedenszeit, der Anstalt testamentarisch vermacht hat, ist noch nicht ausgeliefert worden; doch sind die Verhandlungen darüber im Gange und werden wohl bald zu einem guten Abschluß kommen.

Wie die Schenkungen, so übertreffen auch die Ankäufe des vergangenen Jahres an Umfang und Wert die der vergangenen Jahre um ein bedeutendes. Ein Brief der Pauline Gotter an eine Freundin ist teilweise S. 218 ff. dieses Jahrbuchs mitgeteilt. — Eine größere Handschriftensammlung, aus Privatbesitz erworben, enthält Gedichte von Fouqué, Just. Kerner, Mörike, Matthisson, Rückert, auch ein Blatt mit einigen Versen von Hölderlin, ferner einen bisher ungedruckten Brief Goethes an den Leipziger Buchhändler Kummer (siehe oben S. 198), Briefe von Bürger, Claudius, Gellert, Gleim, Haug, Herder, Kotzebue, Lavater, Lichtwer, Schelling, Rahel Varnhagen, Wieland, Eckermann, Chr. A. Vulpius, ferner von Wil. Alexis, Arndt, Auerbach, Chamisso, Freiligrath, Freytag, zwei Briefe von Hebbel, darunter einen unbekannten, Heine, Immermann, Lenau, Mörike, Rückert, Storm, Uhland und anderen. — In einer Versteigerung erwarb das Archiv die Handschrift von Hebbels Prolog zu Goethes hundertjähriger Geburtstagsfeier in Wien; aus Privatbesitz einen bereits gedruckten Brief Goethes an den Gothaer Bildhauer Döll vom 18. April 1799 über das geplante Denkmal für die Schauspielerin Neumann-Becker (Euphrosyne), einen ungedruckten eigenhändigen Brief Goethes an Kanzler v. Müller vom 12. Mai 1814 und einen gleichfalls ungedruckten eigenhändigen Brief Schillers an Goethe; die beiden letzteren sind oben S. 97 und 199 mitgeteilt.

Der wertvollste Ankauf betrifft Schiller: das Stammbuch Gustav Behaghels v. Adlerskron, ein Brief Schillers, sieben Briefe Lotte Schillers, zwei Briefe ihrer Schwester Karoline an Adlerskron und einige andere Briefe. Diese Schriftstücke sind oben

S. 169ff. eingehend behandelt. Daß das Archiv diese kostbare Erwerbung machen konnte, verdankt es der Hochherzigkeit des Reichsministeriums des Inneren, das dem 'Verwaltungsausschuß' zum Ankauf von Handschriften für dieses Jahr eine ansehnliche Summe zur Verfügung gestellt und sich zu einer jährlichen Zuwendung zum gleichen Zwecke bereit erklärt hat. Im Namen des 'Verwaltungsausschusses' und der Archivdirektion wird auch an dieser Stelle dem Reichsministerium des Inneren der allerwärmste Dank für diese willkommene Beihilfe ausgesprochen, die der weiteren Entwicklung der Anstalt zu höchstem Nutzen gereichen wird. Dabei gebührt ein besonderer Dank für tatkräftige Förderung dieser Angelegenheit dem Herrn Minister Dr. Münzel, dem Vertreter Thüringens bei der Reichsregierung, und dem Thüringischen Ministerium für Volksbildung.

Zu einer gelegentlich der diesjährigen Tagung vom Archiv veranstalteten Kestner-Werther-Ausstellung hat der derzeitige Verweser des Kestnerschen Familienbesitzes, Herr Amtsgerichtsrat Dr. Laves in Göttingen, wertvolle Gegenstände dargeliehen, wofür ihm hier nochmals unser Dank gezollt wird: ein Pastellporträt Lotte Kestners in ihrem 29. Lebensjahr, gemalt von dem Braunschweiger Hofmaler Schröter, zwei Pastellbildnisse Joh. Georg Christian Kestners, Silhouetten Goethes und Lottens, sowie jene beiden verhängnisvollen Pistolen Kestners, mit deren einer sich Jerusalem den Tod gegeben hat.

Im Arbeitssaal des Archivs ist seit kurzem eine Büste des ersten Archivdirektors Erich Schmidt, angefertigt von dem Berliner Bildhauer Schaper, aufgestellt, die Prof. Dr. Hans Wahl, dem sie von Verwandten des Bildhauers fürs Goethe-Haus geschenkt worden war, uns überwiesen hat; für seine Freundlichkeit sei ihm hier ein herzliches Dankeswort gesagt.

Für Bücherschenkungen hat das Archiv zu danken den Herren F. Beyerlin (Peißenberg), Dr. P. Bornstein (Dachau), Prof. Dr. O. v. Güntter (Stuttgart), Prof. Dr. N. Hein (Luxemburg), Geheimrat Dr. A. Hoffmann (Breslau), Prof. Dr. A. Kippenberg (Leipzig), Prof. Dr. K. Ludwig (Karlsbad), Prof. Dr. L. Mis (Lille), Prof. Dr. W. Oehlke (Tokio), Dr. H. Paulmann (Weimar), Dr. B. Rein (Rudolstadt), Dr. J. Steinberger (Göt-

tingen), Geheimrat Prof. Dr. A. Trendelenburg (Berlin), sowie den Verlagsanstalten: Alster-Verlag (Hamburg), Bibliographisches Institut (Leipzig), Conströms Verlagsanstalt (Hamburg), Insel-Verlag (Leipzig), A. Markus u. E. Weber (Bonn), G. Müller (München), Velhagen u. Klasing (Bielefeld-Leipzig) und der Maximiliansgesellschaft (Berlin). Ihnen allen sei auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank zum Ausdruck gebracht.

Auch die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft hat eine große Zahl von Bücherspenden zu verzeichnen. Die Namen der Spender sind: Prof. Dr. W. G. Alexejeff (Dorpat), C. Behrens (Kopenhagen), Sanitätsrat Dr. M. Bethe (Stettin), Fräulein G. Bianquis (Paris), F. v. Biedermann (Berlin), Pfarrer D. F. Blanckmeister (Dresden), Dr. R. Blume (Freiburg i. B.), Dr. H. Bräuning-Oktavio (Fürstenlager), Geheimrat Dr. C. G. Brandis (Jena), Dr. B. Brandl (Pilsen), Dr. P. Braun (Oberweimar), Geheimrat D. Dechent (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. W. Deetjen (Weimar), Dr. O. Deneke (Göttingen), Dr. H. M. Elster (Berlin), H. Emden (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. O. Fiebiger (Dresden), Dr. W. Frels (Oetzsch b. Leipzig), Prof. Dr. M. Gebhardt (Dresden), Prof. Dr. J. T. Hatfield (Evanston, Illinois), Prof. Dr. H. Haupt (Gießen), Prof. Dr. H. Hecht (Göttingen), Prof. Dr. N. Hein (Luxemburg), Geheimrat Dr. A. Hoffmann (Breslau), A. John (Franzensbad), Prof. Dr. W. Köhler (Weimar), Prof. Dr. J. Körner (Prag), Prof. Dr. A. Kraus (Prag), Prof. Dr. P. Kutter (Godesberg), Prof. Dr. A. Leitzmann (Jena), Prof. Dr. E. Loewinson (Rom), Prof. Dr. K. Ludwig (Karlsbad), Geheimrat Prof. Dr. E. Marcks (Berlin), Schulrat K. Muthesius (Weimar), Dr. M. Nassauer (München), Prof. Dr. E. Neumann (Leipzig), Prof. Dr. A. Otto (Breslau), Frau O. Potthoff (Stockholm), Dr. E. Rapp (München), Reichskunstwart Dr. E. Redslob (Berlin), Dr. B. Rein (Rudolstadt), Dr. H. Reißer (Wien), E. R. A. Rose (Mülheim, Ruhr), Prof. Dr. E. Scheidemantel (Weimar), Prof. Dr. J. Schiff (Breslau), A. Schmidt (Brehna), Dr. Th. Stettner (Ansbach), Senator Dr. H. Strunk (Danzig), Geheimrat Prof. Dr. A. Trendelenburg (Berlin), Pastor Ungewitter (Misselwerden), Prof. Dr. M. Yamagishi (Tokio), Studienrat E. Zeißig (Oschatz), G. Zink (Heidelberg).

Ferner: University of Wiskonsin (Madison), und die Verlags- und Druckanstalten: Askanischer Verlag (Berlin), C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (München), Bibliographisches Institut (Leipzig), Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart), A. Dunker (Weimar), J. Dybward (Oslo), W. Gente (Hamburg), Insel-Verlag (Leipzig), L. Klotz (Gotha), G. Köster (Heidelberg), E. S. Mittler u. Sohn (Berlin), Propyläen-Verlag (Berlin), J. J. Weber (Leipzig), Arnestus-Druckerei (Glatz), Schriftgießerei H. Berthold A.-G. (Berlin), Wittichsche Hofbuchdruckerei (Darmstadt). Ihnen allen wird auch an dieser Stelle namens der Goethe-Gesellschaft der herzlichste Dank für die der Bibliothek geleistete Förderung ausgesprochen.

C.

Über das Goethe-Nationalmuseum ist kurz folgendes zu berichten:

Die Arbeiten des Museums sind weiter fortgeschritten. Es gilt, in möglichst wenig Jahren die verschiedenen Abteilungen der Goethischen Kunstsammlungen von ersten Sonderkennern der einzelnen Gebiete durcharbeiten zu lassen, so daß wir in die Lage gelangen, eine Reihe Veröffentlichungen aus Goethes Sammlungen in einer Folge von Büchern vorzulegen. Einmal werden auf diese Weise die vielen Tausende von Gegenständen mit den Mitteln der gegenwärtigen Wissenschaft bestimmt, dann wird auf unserer Seite die Bedeutung der einzelnen Abteilungen für Goethe als Forscher und Sammler behandelt werden. Eine sorgfältige Auswahl von Bildbeigaben soll jeden Band begleiten. Zettelkataloge werden gleichzeitig das gesamte Material aufarbeiten. Die italienischen Handzeichnungen hat Dr. Voß, Plaketten und Kleinplastik Dr. Bange geprüft, beide vom Kaiser Friedrich-Museum in Berlin. Die Arbeit an der Goethischen Antikensammlung wird in diesem Jahre fortgesetzt. Es werden folgen die deutschen, niederländischen, französischen Handzeichnungen, das gesamte graphische Werk (Kupferstiche und Holzschnitte), die Medaillen, die Münzsammlung, die Majoliken, sodaß nach und nach der gesamte Kunstnachlaß Goethes aufgearbeitet wird.

Unter den Neuerwerbungen ist an erster Stelle zu nennen das Bildnis Goethes von Darbes, 1785 in Karlsbad gemalt; es konnte nach 140jährigem Urbesitz in der gräflich Brühlschen Familie ersteigert werden als ein wertvolles Dokument für Goethes äußere Erscheinung im Jahre vor der Reise nach Italien. Das ausgezeichnete Porträt Wielands von Anton Graff aus dem Jahre 1794 bedeutet gleichfalls eine Bereicherung von hohem künstlerischen Wert. Weiter konnte erworben werden ein Selbstbildnis (Pastell) der Malerin Luise Seidler in jungen Jahren, ein sehr charakteristisches Bild des Goethischen Ministerkollegen v. Voigt und eine leichtgetönte Handzeichnung Goethes, die sein Gartenhäuschen von hinten aus unmittelbarer Nähe mit dem Altan zeigt. Sie gehört etwa dem Jahre 1777 an und war ein Geschenk Goethes an die Herzogin Luise.

Von freundlichen Beschenkern und Beschenkerinnen seien mit Dank genannt: Fräulein Meta Redlich (Hamburg), die aus dem Nachlaß ihres Vaters eine Anzahl Porträtstiche aus dem Goethekreis stiftete, die bekannte und hier schon oft genannte Künstlerin Margarete Geibel, die wiederum eine Reihe ihrer prächtigen Farbenholzschnitte aus dem alten Weimar geschenkt hat. In unseren Dank schließen wir ferner ein: Frau Exz. Busch (Weimar), Prof. Dr. Hans Devrient (Weimar), Freiherrn v. Biedermann (Berlin), Durchlaucht Prinz Heinrich Reuß-Köstritz, Dr. Pestalozzi und Dr. Zollinger (Zürich), Prof. Dr. E. Scheidemantel (Weimar), Prof. Dr. Ludwig (Karlsbad), Georg Lobe (Leipzig), Frau Genrich (Brandenburg), Dr. Stölten (Apolda), Geheimrat Trendelenburg (Berlin), das Frankfurter Hochstift und die Berliner Staatsbibliothek.

Der Besucher der Klassischen Stätten wird es gewiß freudig begrüßen, wenn er beim Eintritt in das Treppenhaus des Wittumspalais wieder die alten Farben und die alten Flächeneinteilungen aus den Tagen der Herzogin Anna Amalia bemerkt. Auch sonst hat dort eine Veränderung eingesetzt dergestalt, daß Gegenstände (Gemälde, Büsten), die nachweislich das Palais in seiner Glanzzeit geschmückt haben, wieder herangezogen wurden, nachdem sie auf Grund der Schatullrechnungen der Herzoginmutter als zu ihrem Hausinventar gehörig fest-

gestellt worden waren. Für freundliches Entgegenkommen habe ich hier besonders der Direktion der Landesbibliothek zu danken, die in verständnisvoller Weise nachweisliches Einrichtungsmaterial, das nach dem Tode der Herzogin der Bibliothek zugeführt worden war, zur Verfügung gestellt hat. Die nächste Tagung der Goethe-Gesellschaft wird die abgeschlossene Arbeit finden, und zum ersten Male wird man dann auch die grüngoldene Bibliothek der Herzoginmutter im Dachgeschoß betreten können. Auch wird man schon jetzt bemerken, daß die Erhaltungs- und Wiederherstellungsarbeiten an Gemälden nebenher im Gange sind. Eine große Zahl von stark gefährdeten kostbaren Bildern ist bereits auf diese Weise vor weiterer Zerstörung bewahrt. Diese unbedingt notwendigen Erhaltungsarbeiten werden völlig durchgeführt werden können, nachdem in dankenswerter Weise Regierung und Landtag die Mittel aus unseren Eingängen zur Verfügung gestellt haben.

In Goethes Gartenhäuschen wird man einen sehr persönlichen Gegenstand als Heimkehrer nach Jahrzehnten gern begrüßen: das Spinett, das der junge weimarische Goethe besaß. Es stand in den Jahren 1776—1782 in der grünen Stube, und wir wissen, daß seine nun wieder lebendig gemachten Töne, von Flöte und Geige begleitet, dem Dichter der 'Iphigenie' erklangen, die Gestalten seiner Phantasie leise umschwebend.

Über Dornburg, das Eigentum der Goethe-Gesellschaft, ist zu berichten: Am 21. Mai hat in Berlin eine Sitzung des 'Kuratoriums der Schlösser zu Dornburg' stattgefunden. Es konnte hier von den umfangreichen Erhaltungsarbeiten berichtet werden, aber auch davon, daß bereits mit dem Schmuck begonnen worden sei: der alte Rosenkreuzgang konnte dank der gebenden Hand eines Gönners wieder aufgerichtet werden; bis zum Jahre 1928 müssen nun die Kletterrosen sich so weit wie möglich an ihm emporranken. Bis dahin soll aber auch das gesamte Gartenbild sich wieder im alten Flore zeigen, wie ihn Goethe bewunderte. Die Gebäude sollen von außen und innen wieder in Form und Farbe das Auge erfreuen, wie sie es in den Tagen Goethes vermochten. Hierzu sind erhebliche Mittel erforderlich. Das 'Kuratorium der Schlösser zu Dornburg' hat die

dahingehenden Vorschläge des Vorsitzenden einmütig gebilligt und sich gern bereit erklärt, für die Aufbringung der Mittel zu sorgen. Den Herren Kuratoren und ihren hilfreichen Freunden ist auch an dieser Stelle von Herzen zu danken. Unser Dank gilt auch jenem ungenannten Gönner und unserem Mitglied Herrn Rechtsanwalt Dr. Kähler aus Kiel, die beide den hier im vorigen Jahre bedankten Damen außerhalb der Kuratoriumssammlung auf dem Fuße gefolgt sind aus reiner Liebe zur Sache und aus Verehrung für den Genius, dem wir alle mit Freude dienen. Mögen ihnen andere folgen, damit wir alle im Jahre 1928 mit Stolz und Freude auf das kleine Stückchen deutscher Erde blicken können, das, an Erinnerungen reich und eigener Schönheit voll, uns allen zu eigen gehört! Dies ist der Wunsch und das Streben des 'Kuratoriums der Schlösser zu Dornburg'.

Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft 1926

Anwesend waren etwa 700 Mitglieder.

I. Geschäftlicher Teil

am Freitag, dem 28. Mai, nachmittags 4 Uhr,
im Saale der 'Armbrust'

1. Der Vorsitzende, Geheimrat Roethe, gab seiner Freude über den starken Besuch der Versammlung Ausdruck, den er willkommen hieß als ein Zeugnis für die anhaltende Gewalt des edlen und großen Geistes, der uns Deutsche in schwerster Zeit durch Weisheit und Schönheit zu uns selbst zurückführt. Er begrüßte alsdann die Vertreter des Staates, der Stadt und der 'Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv', insbesondere aber die Nachkommen Charlotte Kestners, Herrn Amtsgerichtsrat Laves aus Göttingen und die Seinen, die es ermöglicht haben, dieses Mal der Goethe-Gesellschaft eine ungewöhnlich reiche 'Werther'-Gedächtnisausstellung im Archive darzubieten. Daran knüpfte er folgende Ansprache:

„Wenn wir die Pistolen vor uns sehen, mit deren einer einst der junge Jerusalem sich das Leben nahm, und jenen berühmten Zettel, auf dem er von seinem Freunde Kestner die tödliche Waffe „zu einer vorhabenden Reise" erbat, wenn wir auf das schöne Bild Lottens, das Vertrauen erweckende Antlitz Kestners blicken, wie lebendig taucht uns aus diesen Reliquien Goethes Jugendglück auf und sein Jugendleid!

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen, so geliebt zu sein!

Aber alsbald warnt er vor sich selbst, indem er Werthers Schatten ausrufen läßt:

Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Mit welcher Entschiedenheit er jene Periode der Nacht- und Selbstmordgedanken des liebenden Herzens überwunden hatte, das werden wir heute abend von der Bühne herab noch einmal sehen, wenn der leinene Sack der geflickten Braut im 'Triumph der Empfindsamkeit' auch 'Werthers Leiden', noch dazu mit besonders derber Mahnung, ausspeit. Und die Tragikomödie des empfindsamen Prinzen Oronaro gibt uns noch ein zweites Zeugnis dafür, wie rastlos Goethe beständig über sich selbst hinaus schritt und hinaus wuchs. Es geschah doch nicht nur „freventlich", wenn er sein schönes, tiefsinniges Melo- und Monodrama 'Proserpina', dessen Tragik den Schaffenden mit 'tiefer Trauer' erfüllt hatte, jetzt für die übermütige Posse preisgab. Wir glauben in seinem Sinne zu handeln, wenn wir dies Melodrama heute abend mit Eberweins ernster, gehaltvoller Musik von 1815 aufzuführen gebeten haben. Eberwein und Lassen sind freilich auch ein greller Stilwiderspruch, aber nicht mehr als Proserpina und Oronaro. Auch hier befreit den Dichter solch selbstverleugnender Mißbrauch von dem überstarken Druck leidenschaftlich schmerzhaften Empfindens. Es waltet hier etwas wie die spätere romantische Ironie. Durch rücksichtsloses Abstreifen der alten Schlangenhaut, durch Entsagung und Verjüngung steigt er, ein ewig Werdender, aufwärts zu immer neuen Höhen des Lebens und der Kunst.

Gerade das ist die tiefe Wohltat Goethischer Art, daß er immer ein Werdender, nie ein Vollendeter ist. Schon der junge Straßburger Student mahnte mit 21 Jahren einen noch jüngeren Freund: „Wir müssen nichts *sein*, sondern alles *werden* wollen." Gerade so wie es später mißbilligend in einem 'Zahmen Xenion' heißt:

> Kein Mensch will etwas werden,
> Ein jeder will schon was sein.

Er kennt keine Ruhe, will sie nicht kennen, für den Geist nicht und für das Herz nicht:

> Gebt mir zu tun!
> Das sind reiche Gaben.
> Das Herz kann nicht ruhn,
> Will zu schaffen haben.

Dies ewig rastlose Leben und Streben in seiner unbewußten Notwendigkeit und seiner bewußten Sehnsucht nach oben, das hebt uns alle heute noch aufwärts.

Um so seltsamer muß auf uns ein befremdlicher Angriff wirken, der von konfessionell und politisch beengter Seite neuerlich gegen Goethe gerichtet worden ist und der unter der Titelfrage: 'Goethe oder Herder?' sich in fanatischer Einseitigkeit für Herder erklärt.[1])

Die Frage 'Herder oder Goethe?' gibt es für uns nicht. Auch Herder gehört zu unserm Weimar; gerade die diesjährige 'Schrift' der Goethe-Gesellschaft gilt ihm. Wie könnten wir ihn entbehren, den gewaltigen Anreger, der den Wert des Ursprünglichen, des Wachsenden so leidenschaftlich erfaßte, der in die Tiefen des schaffenden Volkstums drang, der dem Urschöpferischen deutschen Volksgeists und des Volksgeists überhaupt in Volkslied und Mundart mit ahnungsvoller Entdeckerfreude nachging, der dem Aufklärungswahn vom dunklen Mittelalter ein Ende machte, indem er ein verklärtes Bild dieser Zeit jenem Irrtum entgegenstellte: durch Übertreibung fruchtbar. Wir wissen, wie Goethe mit ihm rang, wie Goethe fühlte, daß dieser feurig drängende Geist ihn beflügelte und befreite. Unsern Dank und unsere Bewunderung lassen wir uns dadurch nicht verkümmern, daß jene Überfülle der Anregungen, jene geistige Überbeweglichkeit reich war an Problematischem und Unverantwortlichem, daß auch ein gefährlicher Dilettantismus manche schlimme Halbwahrheit in die Welt setzte, die heute noch Schaden anrichtet. Die überreiche geistige Strömung, die von Johann Georg Hamann über Herder bis zur Romantik fortflutet und gerade heute wieder sich sehr fühlbar macht, auch sie ist für deutsches Leben unentbehrlich, wenn sie uns auch zugleich zum Bewußtsein bringt, was es uns bedeutet, daß der junge Goethe

---

[1]) Der Aufsatz 'Goethe oder Herder'? von Josef Nadler eröffnet den 22. Jahrgang der Katholischen Monatsschrift 'Hochland' (Kempten und München 1925). Der Verfasser, früher Professor an der Katholischen Universität Freiburg in der Schweiz, vertritt zur Zeit die deutsche Literaturgeschichte an der Universität Königsberg.

Herder überwand und den steteren Weg aufwärts zu Klarheit und Meisterschaft uns voranschritt.

Nun aber lesen wir in jenem Aufsatz, in dem ich ein bedeutendes Symptom, nicht die Entgleisung eines Einzelgängers sehe, folgende seltsame Sätze: „Wir lassen uns nicht von dem repräsentieren, von dessen Arbeit wir leben [das soll Herder sein], sondern der sich im Schaufenster am besten ausnimmt [Goethe !].“ Wenige Zeilen vorher heißt Goethe gar der „bekannte Rheinbundminister, der Napoleon seinen Kaiser nannte“. Und weiter: „Goethe vertrat die gebildete Oberschicht eines abgleitenden Zeitalters“; „Wir können das ragende Standbild des Olympiers Goethe ohne Gram und Reue, wie die Zeit es bringt, gegen das Sehfeld hin abrücken lassen, wir können es grüßen als ein Denkmal dessen, was überstanden ist.“ Ja, wir erfahren hier, daß wir mit Goethe eigentlich wenig gemein haben: „Fühlen wir Goethe nur, weil er uns ein fremdes Glied ist, und tritt Herder nur darum so selten und flüchtig über die Schwelle unseres Bewußtseins, weil er ein Organ unseres gesunden Leibes ist?“ Nur „Herders Werk hat Goethes Werk den Deutschen erträglich und, soweit das möglich war, gefahrlos gemacht“, wie er denn auch die ersten kühnen Worte „gegen den volksfremden Komödiengeist des klassischen Weimar“ richtete.

Und nun eine verwunderte Frage: „Wie kommt es, daß ein formschöpferisches Genie wie Goethe so wenig Einfluß auf den Entwicklungsgang des deutschen Volkes ausgeübt hat?“ Die Antwort lautet: „Höchste Form ist vollkommene Unfruchtbarkeit“; „geschichtliche Unfruchtbarkeit ist der Preis, den Einzelwesen wie Goethe für ihre Vollendung erlegen müssen.“ Und wenn man sich über diese Unfruchtbarkeit Goethes täuschen konnte, so wird uns auch das erklärt: „Er verstand die klügste aller Künste, zu dem neuen Leben, das rings um ihn aufschloß, in immer neuen glücklichen Redewendungen 'ja' zu sagen. Und dieses Jasagen erweckte den Anschein, als sei das alles von ihm bewirkt, *sein* Werk.“

Sie trauen Ihren Ohren nicht. So kann nur ein Mann reden, der mit dem höchsten deutschen Erleben des 19. Jahrhunderts keine Fühlung gehabt hat. Jeder von uns, die wir hier in Liebe

und Dankbarkeit Goethe huldigen, weiß, welche entwickelnden und umgestaltenden sittlichen und geistigen Kräfte er der immer erneuenden, zur steten Wiedergeburt mahnenden Führung dieses gütigen Weisen verdankt. Gewiß, Goethe strebte in jedem Augenblick zur Vollendung. Aber ist diese Vollendung Erstarrung? Spricht jener Aufsatz wirklich von dem Meister der genialen Fragmente, dem Schöpfer des 'Ewigen Juden', der 'Geheimnisse', der 'Pandora', die alle ins Unendliche weisen? Es ist neuerdings zur Unterscheidung von Klassik und Romantik das Schlagwort: „Vollendung" und „Unendlichkeit" geprägt worden. Solch Leitmotiv kann für die wissenschaftliche Fragestellung vorübergehend ganz nützlich wirken und zu mancher Erkenntnis helfen. Entwickelt sich daraus aber eine Konstruktion, die auf jenen Begriff die Fülle der Erscheinungen einheitlich zurückführen will, so wird die anregende Frage zur tatsächlichen Unwahrheit.

Und weiter sagt jener Aufsatz: „Zurück zu Herder! Denn was könnte uns Goethe helfen, der Bildungsaristokrat und Individualist, wo es um die entscheidende Frage unseres Gesellschaftslebens geht?" Jawohl, Aristokrat war Goethe — aber sein ganzes Sehnen ging dahin, jeden Volksgenossen zur inneren Selbständigkeit und Reinigung zu erziehen. Jawohl, er sah das Heil in dem Einzelnen, in der Persönlichkeit — aber jedem Deutschen stellte er das Ziel der Erfüllung, der Selbstbildung. „Ursprünglich eignen Sinn Laß dir nicht rauben", so mahnt er wieder und wieder. Denn er weiß, nur das ist der Weg zu Gott; denn er weiß, gerade das entspricht deutscher Art, daß der Einzelne seinen Weg zur Selbsterfüllung, die Gott gewollt hat, suche und finde. Nur in diesem Geiste wird unser Volk seine göttliche Aufgabe in dieser Welt vollbringen können.

Und dieser große Aristokrat und Individualist lehrt vor allem die hohe Entsagung, durch die allein die Kraft sich zur Tat gestaltet. Jene Entsagung ist Form, und in Goethes Sinne hat die Form den höchsten sittlichen Wert.

Man hat unsere deutsche Zeit seit der Reformation geradezu die Faustische Periode genannt. Was bedeutet uns Faust? Ist es nicht die Verkörperung des ewig unbefriedigten Strebens

zur schöpferischen Tat, jenes Strebens, dem sich auf jeder neuen Stufe nur immer weitere Ausblicke eröffnen, jenes Strebens, das aber schließlich doch sich zur Sammlung aller Kräfte überwinden soll?

Freilich, jener Aufsatz belehrt uns: „Über uns, das Geschlecht eines strudelnden Chaos, ist es verhängt, nicht überkommene Formen zu pflegen, sondern formlos, formfrei, formenbefreit zu sein im Dienste der schaffenden und zeugenden Gedanken." Wohl möglich, daß unsere Gegner im Ausland sich die Deutschen so wünschen. Wäre das wirklich unser Schicksal, dann wären wir Kulturdünger, nichts weiter. Und es ist sogar ein Widerspruch in sich. Gehört zum Schaffen nicht auch Formen und Gestalten? Was hilft der Gedanke, der nicht Form und Tat findet? Sollen die Frucht unserer Gedanken die Andern pflücken? Wären wir verdammt, unser Volk oder auch nur unser Geschlecht, auf die Form, die Gestaltung, die Tat zu verzichten, dann wehe uns! Alle unsere Großen und Größten von Dietrich dem Berner und dem großen Karl über Luther, Bach, Friedrich den Großen[1]), Lessing, Goethe, Schiller, Kant bis zu Bismarck und Wagner haben dadurch das Höchste geschaffen, haben dadurch unser Volk zu den größten Leistungen und Taten geführt, daß sie dem schöpferischen Gedanken die Form gaben, daß sie von der Idee zur Tat führten.

Im wilden Chaos sich selbst verlierender und vernichtender deutscher Gegenwart mag man freilich verzweifeln an Tat und Form! Aber jene ernste Entsagung, die Goethe im Grunde seit früher Jugend bestimmt hat, war ebenso von jeher gepaart mit der mutigen Hoffnung. Sie grüßt das deutsche Volk im 'Epimenides', sie grüßt die Menschheit in der 'Pandora'; uns grüßt sie heute mit den Worten der Proserpina:

Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröte."

[1]) Auch auf den großen Preußenkönig ist der Königsberger Professor schlecht zu sprechen. Verkörpert sich ihm doch „in dem geistigen Konkubinat zwischen Voltaire und Friedrich II." die „verruchte Menschenverachtung", in der Nadler „eine der letzten Quellen unseres Verderbens" zu erkennen scheint.

2. Dr. Donndorf erstattet den Geschäftsbericht 1925. Er schließt daran den Bericht über die Tätigkeit der Ortsgruppen (Berlin, Dessau, Dresden, Essen, Gelsenkirchen, Hamburg, Hannover, Königsberg, Mülheim, München) und ruft die Opferwilligkeit der Mitglieder, namentlich der lebenslänglichen, zu freiwilligen Geldspenden auf (s. oben S. 341 ff.).

3. Herr Adlung trägt die Jahresrechnung 1925 vor und erhält Entlastung (s. oben S. 353 f.).

4. Prof. Wahle gibt einen Überblick über die Entwicklung des Goethe- und Schiller-Archivs, das sich außergewöhnlich wertvollen Zuwachses erfreuen durfte (siehe oben S. 354 ff.).

5. Prof. Wahl kann das Gleiche von dem Goethe-Nationalmuseum mitteilen. Die Ausgestaltung der Dornburger Schlösser geht ihren sicheren Gang weiter, dank der Tätigkeit des Kuratoriums, das im Mai zu einer Sitzung in Berlin vereinigt gewesen ist. Geheimrat Roethe bringt den einzelnen Mitgliedern des Kuratoriums den Dank der Gesellschaft dar (s. oben S. 359 ff.).

6. Es folgt die Erledigung der vorliegenden Anträge.

a) Dr. Donndorf bringt den Antrag des Vorstandes ein, den Jahresbeitrag für 1926 wiederum auf 12 ℳ zu bemessen. Die Versammlung ist damit einverstanden.

b) Frhr. v. Biedermann vertritt den Antrag der Ortsgruppe Berlin auf Herausgabe eines Nachrichtenblattes, den er eingehend begründet. Er legt zugleich den Standpunkt des Vorstandes dar, der in Verfolg früherer Pläne die Frage eines Nachrichtenblattes ernstlich zu erwägen gewillt ist; die Beschlußfassung über den Antrag ist daher bis zum nächsten Jahre zu vertagen. Gegenäußerungen der Versammlung erfolgen nicht.

7. Dr. Donndorf gibt einige geschäftliche Mitteilungen bekannt, die die Zusammenkunft im 'Fürstenhof', den Spaziergang nach Tiefurt, das neueingeführte Verfahren der Platzbelegung und die Änderung im Spielplan des Theaters betreffen. Geheimrat Roethe kündigt für das kommende Jahr den vom Vorstand ins Auge gefaßten Ausflug nach Jena an, zu dem eine Einladung des Jenaer Stadtdirektors vorliege, und schließt die Versammlung.

II. Theatervorstellung

Am Freitag Abend wurde im Deutschen Nationaltheater aufgeführt: 'Der Triumph der Empfindsamkeit. Eine dramatische Grille in 6 Aufzügen' mit Musik von Eduard Lassen, der 'Proserpina'-Akt mit der Musik von Karl Eberwein. Die ausgezeichnete Vorstellung fand in ihrer anmutigen Laune und Grazie den ungeteilten Beifall aller Zuschauer.

Nach dem Theater verteilten sich die Mitglieder auf den 'Fürstenhof' und den 'Künstlerverein'.

III. Festsitzung

am Sonnabend, dem 29. Mai, morgens $^1/_2$11 Uhr,
im Deutschen Nationaltheater

Die Sitzung wird eröffnet durch Beethovens 'Egmont'-Ouvertüre, aufgeführt durch die Weimarische Staatskapelle unter Leitung des Generalmusikdirektors Praetorius.

Geheimrat Roethe begrüßt die Versammlung durch eine Ansprache, die des schicksalhaften Zuges, der die Deutschen nach Italien führt, gedenkt; so wird Goethes Reise ein Symbol deutscher Sehnsucht zur Wiedergeburt und Meisterschaft.

Geheimrat Prof. Dr. Heinrich Wölfflin aus Zürich hält die Festrede: 'Goethes Italienische Reise'.

Die Weimarische Staatskapelle beschließt mit dem 2. Satz aus der VII. Symphonie von Beethoven.

IV. Spaziergang nach Tiefurt

Am Sonnabend Nachmittag wanderten die Mitglieder zwischen 3 und 4 Uhr nach Tiefurt, wo sie am Schlößchen, dank der liebevollen Sorgfalt weimarischer Damen, wohlbestellte Kaffeetafeln bereitet fanden. Ein heftiger Gewitterplatzregen ließ die schön gedachte Veranstaltung nicht zur vollen Entfaltung kommen; doch konnte immerhin gegen Schluß die 'Thüringer Musikantengilde' unter Leitung ihres Dirigenten Rein die in Aussicht genommenen geistlichen und weltlichen Lieder des 18. Jahrhunderts vortragen und Prof. Wahl vom Altan des Schlößchens aus einen Überblick über die Geschichte des Tiefurter Parkes geben.

V. Festessen

Sonnabend abends, 1/2 9 Uhr, im Saale der 'Armbrust'

Beim Festmahle sprach Herr v. Pechmann auf das Vaterland, Geheimrat Roethe feierte den Festredner mit Ausblicken auf Goethes Beziehungen zur Schweiz, Professor Petersen in liebenswürdig-ironischer Weise die Stadt Weimar. Den mit vielem Beifall aufgenommenen Trinkspruch auf die Damen brachte Geheimrat v. Oettingen aus. Für die Stadt Weimar erwiderte Herr Oberbürgermeister Mueller, für die Damen Frau v. Bunsen, die in längerer Rede am geistigen Auge der Festteilnehmer die Reihe bedeutender Frauen vorüberziehen ließ, deren Weimar sich rühmen könne. Gegen Ende der Tafel trug Frau Emmy Sonnemann vom Deutschen Nationaltheater einen Gesang aus Wielands 'Oberon' vor.

Roethe. Max Hecker.

Register

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe.

Inhalt

Tafeln

Gedruckt in der Hofbuch-
druckerei zu Weimar.